1993

Lichtenberg-Jahrbuch 1993



Schattenriß, zirka 1780-1785
(siehe S. 174)

Lichtenberg-Jahrbuch 1993

Herausgegeben
im Auftrag der
Lichtenberg-Gesellschaft

von Wolfgang Promies
und
Ulrich Joost

SDV
Saarbrücker Druckerei und Verlag

Für die finanzielle Unterstützung bei der Drucklegung vorliegenden Jahrbuchs sind die Herausgeber der Gottlieb Daimler- und Karl Benz-Stiftung zu großem Dank verpflichtet. Sie danken allen Bibliotheken, Archiven und privaten Besitzern für die freundlichst erteilte Erlaubnis zur Wiedergabe der in ihrem Besitz befindlichen Originale.

Manuskripte, Sonderdrucke und Bücher sind erbeten an die Adresse der Herausgeber oder an die Lichtenberg-Forschungsstelle:

Technische Hochschule Darmstadt, Institut für Sprach- und Literaturwissenschaft, Hochschulstraße 1, 64289 Darmstadt.

Redaktion:
Ulrich Joost
Stefan Nolting

Wir danken Bernd Achenbach, der eine Korrektur mitlas, und Fidel Rädle, der die lateinischen Texte Lichtenbergs in Brosches Aufsatz übersetzte.

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Lichtenberg-Jahrbuch / hrsg. im Auftr. d. Lichtenberg-Ges. –
Saarbrücken: SDV
Erscheint jährlich. – Aufnahme nach 1988 (1989)
Bis H. 11/12 (1987) u.d.T.: Photorin
ISSN 0936-4242

© Lichtenberg-Gesellschaft e.V., Ober-Ramstadt 1994.
Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Herausgeber.
Alle Rechte vorbehalten
Satz: Wallstein Verlag, Göttingen
Druck und Herstellung: Saarbrücker Druckerei und Verlag (SDV), Saarbrücken
Printed in Germany
ISBN 3-925036-87-3
ISSN 0936-4242

Inhaltsverzeichnis

Aus Lichtenbergs Werkstatt. Die Beschreibung von Chodowieckis Kalender-Kupferstichen für 1780. Herausgegeben von Ulrich Joost 7

Bernd Achenbach: Im Anfang war das Wort. Etwas Stoff zu Lichtenbergs Auktionskatalog, seiner Nummer eins und den Folgen 24

Arnd Beise: „Wenn man auch nicht lichtenbergisieren kann noch will ...". Goethes Gegenentwurf zu Lichtenbergs Manier, Bilder zu erklären ... 56

Peter Brosche: Lichtenbergs astrogeodätische Ortsbestimmungen. 78

Joachim Ringleben: „Was sollen die Heiligen in der Physik?" Beobachtungen zu Lichtenbergs Religiosität 107

Dietrich Rolle: „Die Flüche des Shakespear". Lichtenberg und die englische Sprache 127

Monika Schmitz-Emans: Das Wörterbuch als literarisches Spielzeug: Rabeners „Versuch eines deutschen Wörterbuchs" und Lichtenbergs Beitrag dazu 141

Kerstin Stüssel: Ungelehrtes Schreiben und die Todesstrafe: Lichtenberg über Anna Louisa Karsch 168

Kleinere Beiträge

Julia Hoffmann: Kein neues Lichtenberg-Porträt. Zum Frontispiz dieses Jahrbuchs 174

Eberhard Bayer: Von den Lichtenbergschen Figuren zur Elektrophotographie 175

Kai Torsten Kanz: Der „Regierungssecretair" Johann Friedrich Groß (1732-1795) und Lichtenberg 180

Kai Torsten Kanz und Friedrich Kries: Neues aus Sudelbuch H. Zur Umdatierung von L 927 und ihren Weiterungen, nebst einem physikalischen Kommentar von Friedrich Christian Kries 184

Ulrich Joost: Noch was zum „Letzten Wort über Göttingen" 189

Forum

Kai Torsten Kanz: Bericht über das Internationale Symposion „Carl Friedrich Kielmeyer und die Philosophie des Organischen in der Goethezeit" vom 10.-12. Februar 1993 in Stuttgart 190

Horst Gravenkamp: Nachbemerkung zu einer redaktionellen Nachbemerkung 192

Ulrich Joost: Antwort auf Gravenkamp 193

Rezensionen:

Martin Stingelin über Gert Sautermeister: Georg Christoph Lichtenberg . 196

Hans Altenhein über Moritz contra Campe. Ein Streit zwischen Autor und Verleger im Jahr 1789 198

Wolfgang Promies über Udo Dickenberger: Der Tod und die Dichter ... 199

Ulrich Joost über neue Literatur zum Aufklärungszeitalter (Mix: Die deutschen Musen-Almanache; Justus Möser: Briefwechsel; Andrea van Dülmen (Hrsg.): Frauenleben im 18. Jahrhundert; Gotthold Ephraim Lessing: Briefe 201

Ute Pott über Elke Clauss: Liebeskunst. Untersuchungen zum Liebesbrief im 18. Jahrhundert 206

Peter Neumann über Barbara Lösel: Die Frau als Persönlichkeit im Buchwesen. Dargestellt am Beispiel der Göttinger Verlegerin Anna Vandenhoeck (1709-1787) 209

Stefan Nolting über Hans-Ulrich Wehler (Hrsg.): Europäischer Adel. 1750-1950 212

Kerstin Stüssel über Georg Stanitzek: Systemtheorie? Anwenden?, in: Literaturwissenschaft. Ein Grundkurs. Hrsg. von H. Brackert und J. Stückrath 213

Kerstin Stüssel über Ursula Geitner: Die Sprache der Verstellung. Studien zum rhetorischen und anthropologischen Wissen im 17. und 18. Jahrhundert 215

Peter Brosche über Gerhard Hartl, Karl Märker, Jürgen Teichmann, Gudrun Wolfschmitt: Planeten, Sterne, Welteninseln 218

Peter Brosche über Rainer Baasner: Das Lob der Sternkunst. Astronomie in der Aufklärung 219

Bibliographie

Wolfgang Schimpf: Konrad Siegmund Ziehen. Bibliographischer Beitrag zur Geschichte einer nichtaufgeklärten Epoche 221

Stefan Nolting: Bibliographie der Rezensionen des Göttinger Taschen Calender 234

Aus Lichtenbergs Werkstatt

Die Beschreibung von Chodowieckis Kalender-Kupferstichen für 1780

Herausgegeben von Ulrich Joost

In Lichtenbergs Nachlaß finden sich neben anderen zum Teil noch ungedruckten Entwürfen auch eine Reihe von Notizen[1], die ein bißchen seine Arbeitsweise erkennen lassen. Das folgende Beispiel zeigt die ersten Gedanken und Formulierungsversuche, nur selten hernach wörtlich übernommene Wendungen bei der Beschreibung der sogenannten Monatskupfer, hier für den „Göttinger Taschen Calender. Taschenbuch zum Nutzen und Vergnügen für 1780", die Daniel Chodowiecki in Lichtenbergs und seines Verlegers Dieterich Auftrag gestochen hatte (kursiv gesetzt). Diesen Entwürfen habe ich (direkt unter den Abbildungen stehend) die fertige Beschreibung in der genauen Orthographie des Originaldrucks (S. 127-141) nachgestellt.[2]

Eine gewisse Lustlosigkeit Lichtenbergs läßt sich zum Abfassungszeitpunkt (Früh- oder Hochsommer 1779) nicht verkennen: So viel an Menschenkenntnis und psychologischer Anregung, wie er sich zu Beginn des Unternehmens im Winter 1776/1777 erhofft hatte, gab ihm der beliebte Berliner Illustrator eben doch nicht vor. Auch die Rezensenten des Kalenders äußern sich einhellig absprechend über Chodowieckis Arbeit, nennen sie ‚spröde' oder ‚lau': er habe die Natur nicht eingefangen.[3] Zu echter Form läuft Lichtenberg denn auch erst auf, wenn er (wie in Nummer 8) Lavaters Physiognomik parodieren kann. So erklärt sich vielleicht, warum in dem eigens für diese Folge angelegten Heftchen so viele Seiten leer geblieben[4] und warum dann auch die fertigen Beschreibungen zu einigen der Stiche so knapp ausgefallen sind:

Etwas über die Affecktationen überhaupt.
Etwas von dem Karten Format.
Alle Moden mit zu machen ist eine grose Thorheit und gar keine mitzumachen ist eine, die nicht viel geringer ist.
Diese beyden können als Titul Kupfer zum gantzen Werck angesehen werden.
Die Gränzlinien zu ziehen.
<Mit einem Kopfzeug [folgt gestr. *„will"*] *arbeitet man ja nicht für die Nachwelt. Ein Schrifftsteller der lang dauren will muß sich die zum Muster nehmen die lang gedauert haben ist eine sehr simple Regel, und muß man Philosoph gnug seyn:>*
<Das thun, was die vernünfftigsten geachtetesten von gleichem Alter, Stand und Vermögen thun.>

Erklärung der Monats-Kupfer

Um eine dauerhafte Farbe zu einem Gebäude auszufinden, geht man am sichersten, wenn man die wählt, von welcher man eine mit der Jahrzahl belegte Probe vor sich hat; und um ein Werk der Kunst zu liefern, das dauren soll, dazu ist wohl gewiß der leichteste wo nicht einzige untrügliche Weg: man richte sich nach Werken die bereits gedauert haben. Die Zeiten, in denen der Geschmack des Publikums der Probierstein für die Dauer eines Werks abgeben kan, kommen selten, und wenn sie kommen, so gehen sie bald vorüber. Es giebt, wenn man so reden darf, nur Eine Mode der Natur, der Mensch schaft sich ihrer unzählige, und fällt ja einmal sein Geschmack mit jener einzigen zusammen, so haftet er deswegen nicht länger darauf, als auf [p. 128:] einer der seinigen. Es sind gemeiniglich nur wenige, deren Bekanntschaft mit den Regeln, denen die Natur in allen ihren Werken folgt, so innig ist, daß ihnen nichts Vergnügen macht, was damit streitet, und denen so zureden nichts angenehm schmeckt, was nicht zugleich gesund ist. Allein lebte auch nur ein einziger Auserwählter, der diesen Geschmack hätte, so müste dem ohngeachtet dieser als die Grundregel festgesetzt werden, nach denen man Werke für die Ewigkeit beurtheilen muß, oder die Dauer eines Kunstwerks kan der Rechnung nicht unterworfen werden und ist ein Zufall. Dieser Geschmack der wenigen Auserwählten wird aber auch selbst von denen, die für die Mehrheit der Stimmen zu seyn scheinen, häufiger zur Grundregel angenommen, als sie selbst wissen und merken. Denn obgleich der Modeschriftsteller und der Kleider-Geck sich diesem fixen Punkt nicht sonderlich zu nähern trachten, so haben sie ihn doch immer im Auge, um ihre Distanz richtig zu halten, und sich nicht gar zu verlieren.

[p. 129:] Manche meiner Leserinnen wird hier zu glauben anfangen, ich setze diese Theorie her, um nun unter dem Schutz derselben mit desto gröserer Sicherheit die Scheere zu ergreifen und ein Muster zu einem Kopfzeug für die Ewigkeit zu schneiden. Allein meine Absicht ist grade das Gegentheil. Ich setze sie her um zu beweisen, die Kopfzeuge stehen so wenig unter diesen Regeln, als manches Werk des muntern Witzes, welches gestrenger Pedantismus so oft wegen Ueber-

tretung derselben unschuldig zum Feuer verdammt. Zu einem Monument für die Ewigkeit mögen Erz und Marmor freylich die sichersten Materien seyn, allein Pappdeckel und geöltes Papier sind völlig hinreichend für ein Paar wohlriechende Vandalen unter einem Opern-Triller anzustecken oder umzuschmeissen. Was diesem Tag gefallen soll, darüber hat doch wohl dieser Tag ein Recht zu urtheilen, ohne sich um das zu bekümmern, was vor ihm gefallen hat, oder nach ihm gefallen mag. Die Welt an seinem eignen jungen Leibe lehren zu wollen, was ihr gefallen solte, ist [p. 130:] ein mißliches Unternehmen, das auf einer Assemblee selbst der Schönheit nur ohngefehr so viel nützen kan, als der Tugend an einem Hof die Wahrheit zu predigen. Wies fällt, so glückts. Was für einen Beruf hat unsere Jugend ihren kurzen Frühling mit Versuchen hinzubringen, da sie heute gefallen will und weiß was heute gefällt. Wenn man dieses alles bedenkt, so möchten folgende Regeln beym Putz-Einkauf wohl die vorzüglichsten seyn. Wählt was dem am besten gefällt, dem ihr einzig gefallen wollt, doch nie ohne Rücksicht auf das, was den geehrtesten, den klügsten und besten von eurem Alter, eurem Stand und eurem Vermögen gefällt, und je mehr euch Schönheit und Grazie von Putz unabhängig macht, destomehr habt Rücksicht auf die edle Einfalt der Natur, ihr werdet zwar allezeit gefallen, allein nur so wird der Eindruck dauerhaft seyn. Gäbe es ein so kräftiges Mittel den Werth von Einfalt der Sitten der Welt einleuchtend zu machen, als der körperliche Reitz den Schmuck ohne Putzwerk, fürwahr die güldne Zeit wäre wieder da.

[p. 131:] Was hier von Kleidern und Kopfputz gesagt worden ist, wird sich leicht auf alle Modekünste zu gefallen anwenden lassen, und mit einer geringen Einschränkung, auch auf dasjenige was nicht blos von dem Urtheil dieses Tages und keines andern abhängt.

Hr. Chodowiecky hat uns hier wieder auf einigen Blättern sinnlich gemacht, was in verschiedenen Verrichtungen des Lebens den geehrtesten und besten und weisesten jetzt gefällt, und auf einigen was den andern (menschenfreund-licher kan ich sie nicht benennen) unmaßgeblich besser schmeckt.

1 und 2

Natur ist hier der Affektation nicht in dem Grade entgegengesetzt, in welchem sie ihr auf den übrigen Blättern entgegen steht, wenigstens nicht auf denen, wo von Oberfläche die Rede ist. Der Künstler hat hier tiefer ausgeholt. Natürliche Tracht erscheint hier ohngefehr so, wie die Unschuld im Bilde nackender Voreltern. Indessen muß man doch auch hier bedenken, daß manches in dieser Tracht sich selbst jezt über das Herz bringen [p. 132:] liese, wenn es die Haut litte, und daß der Erbherr auf den Himmel aus Erbherrn-Stolz zu oft aus seinem moralischen Gefühl erklärt, was dem physischen zugehört.





Den Geldbeutel zur Tasche heraus
Sie genießt den Schutz der tapfern Rechte des Stutzers, und er hingegen, den Schatten, des lincken flügels ihres Reifrocks
zur Schlußvignette, könte ein solches Kopfzeug dienen
Das Knopfloch ein Schlüssel-Loch
Erkünstelte Geistes Kräncklichkeit

Die gravitätische Kopfhaltung der Dame ist in denen Städten überhaupt, wo die Dienstmädgen, das Gemüß auf dem Kopf nach Haus tragen sehr gemein, und nicht so wohl Affecktation von Würde, als die nothwendige Folge eines statischen Versuchs. Sie [gestr. *„balanciert"*] *trägt die Heiligthümer der Brabandischen Flora.* [gestr. *„Kan die Steifigkeit des Nackens, der Bitt"*] *Den bittern Ernst*

dieser Stellung ferner zu rügen verbietet die holdseelige Süßigkeit des allerliebsten Mäulgens

Die beyden Bänder scheinen mir herabzuhängen um [gestr. *„bey einem salto mortale über eine Gosse"*] *sie* [gestr. *„mit den Händen"*] *zuweilen ZE. bey einem salto mortale über eine Gosse anzufassen, und dadurch dem Gebäude mehr Festigkeit zu geben*

2

Als vor mehrern Jahren die Reifröcke in England so groß und die Schnürleibgen so enge wurden, daß eine Dame, die am untern Rande des Rocks fünf Männer kaum umklafftern konten, sich in den Hüften leicht mit der Hand umspannen ließ, verglich sie ein muthwilliger Schriftsteller mit wandelnden Stückfässern, in welchen ein Trichter steckt. Das Gleichniß paßt jezt kaum mehr, oder man müßte annehmen, daß der Trichter heftig überschäumte. In der That fängt sich bey dieser Dame auf dem Kopf ein dem Reifrock ähnlicher Cörper zu entspinnen an, der es bey fernerem Wachsthum, in manchen Fällen, nöthig machen möchte, das Frauenzimmer wie die Glaskisten mit *Oben* zu bezeichnen, wo Oben ist. Uebrigens ist die gravitätische Kopfhaltung, die wir hier bemerken, in denen Städ- [p. 133:] ten, wo die Dienstmädgen das Gemüß auf den Köpfen nach Hause tragen, sehr gemein, und nicht sowohl Affektation von Würde, als die nothwendige Folge eines statischen Versuchs. Den scheinbaren Ernst dieser Stellung überhaupt zu rügen verböte die holdseelige Süßigkeit des allerliebsten Mäulgens, dem wohl schwerlich zu widerstehen ist. Die beyden Bänder zur Rechten und zur Linken hängen vermuthlich herab, um sie bey einem salto mortale über eine Gosse anzufassen und dadurch dem Korbe mit allen Heiligthümern der Brabandischen Flora die nöthige Festigkeit zu geben. Den Chapeau müssen wir wohl ziehen lassen. Wer in aller Welt könte ein solches con amore-Gesichtchen und so viel Liebevolle Geistes Kränklichkeit, zumal unter dem Schutz eines Reifrocks beleidigen? Ziehe du hin im Frieden mit deinen richtig geschnallten Schuhen, die nicht der lezte Gegenstand deiner Aufmerksamkeit zu seyn scheinen; mit deinen Knopflöchern gleich prächtigen Schlüssellöchern zu einem leeren Kasten, und mit deinen beyden Uhren, womit du, der du Stun- [p. 134:] den über Possen wegwirfst, uns glauben machen willst, du wögest die Zeit mit Secunden ab.

[p. 3 ist leer bis auf den noch zu Blatt 2 gehörigen Satz:]
Oben hin schreiben



3

Nicht leicht wird ein Künstler in Figuren, die das Gesicht fast abwenden, und bey denen alles unterstützt ist und ruht, mehr Empfindung ausdrücken können, als hier aus dem unschuldigen gefühlvollen starren des Mädchens und aus der Kopfhaltung der Mannsperson hervorleuchtet. Sie geniessen den Anblick der untergehenden Sonne, mit dem ruhigen Gefühl, das so wie jene in der Ferne sanft hinwallende Kreiße die bepurpurte Fläche des Wassers, in welchem sich ihr Feuer spiegelt, die ganze Seele endlich füllt ohne in ihr zu stürmen. Wie viel dieses grose Schauspiel der Natur in einer solchen Gesellschaft gewinnen mag, würde ich nicht beschreiben auch wenn es in meiner Macht stünde. Mich würde der Unsegen schrecken, der, wie man an dem Beyspiel so vieler unserer jugendlichen Dichter sieht, die Ausplauderung dieser Mysterien begleitet. Sprecht durch diese Empfindung so [p. 135:] viel ihr wißt, aber plaudert von diesen Empfindungen so wenig als möglich, am allerwenigsten glaubt, ihr empfändet durch besondere Begünstigung der Natur allein, was ihr allein Schwachheit genug besitzt der Welt vorzusingen.



Vielleicht ist hier Sentiment genug, nur nicht über die untergehende Sonne.
Mit vitulirendem Entzücken.
Die vitulirende Andacht
Wenn sie den Phaëton umwerfen sehen.
Musen Almanach.

4

Wer hier nicht modische Empfindsamkeit und vitulirendes Entzücken in Hexametern aufwallen sieht, der sieht nichts. Man glaubt man hörte sie skandiren. Das sind mir ein Paar warme, weichgeschaffene Seelen, die bey dem freundlichen Abschied der Göttin des Tages mehr Theilnehmung äussern, als unser einer, wenn ihr ungeschickter Kutscher Phaeton sie irgendwo am hellen Mittage absezte. Aus der Bewegung des einen Beins und des rechten Arms des Chapeaus zu urtheilen, würde ich schliessen er wolle dem Himmel zufliegen, wenn der Schelm mit dem linken die Erde nicht so fest angefaßt hätte.



[p. 5 ist leer]

5

Wer nicht weiß was bey Anstand und Tracht den besten, jezt wenigstens, gefällt, der [p. 136:] sehe den Anstand und die Tracht dieses Paares. Was meine Leserinnen zu der Aufmerksamkeit des Chapeaus sagen werden weiß ich nicht, die Leser werden sie gewiß sehr verzeyhlich finden.



Die physiognomie eines galanten Husaren Corporals
Die Concavität seines Leibes womit er 1/3 des Geliebten Gegenstands umwickelt
Die Frisur, phrygische Mütze.
Der portugießische Jude. beweißende

6

Wenn der Portugiesische Juden-Stutzer nicht neben der Dame stünde und seine Waare empföhle, so würde ich dieses wieder für eine Opern-Scene halten, aus dem zweyten oder dritten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung genommen; und diesen Winter vorgestellt. Man merke die zärtliche Concavität des verliebten nach der Seite die über ein drittel der Dame umzirkelt, und sich selbst in der Phrygischen Beugung der Fronte zeigt. Daß die Dame unendlich mehr Monde hat, als die oben Nro. 2, sähe man schon allein daraus, daß das Top-Segel freyer weht, wenn man es auch nicht aus der Lage des rechten Arms sähe, der bey eingeknicktem Ellnbogen oben hart an die Brust anschließt und den Fächer trägt als wäre er Centnerschwer. Es ist eigentlich die bequemste Lage des Arms bey der [p. 137:] höchst möglichen Posche oder dem höchst möglichen Reifrock, welchem nachher zur Verschönung des Profils von Rücken und Hüften die Kunst allerley Kleinigkeiten zugesetzt hat. Uebrigens leuchtet viel Uebung aus der Mine der Dame hervor, die durch das Aufwärtsstarren, womit sie es verbergen will, nur noch deutlicher wird, und ich fürchte der Judenstutzer, der zu betrügen hofft, ist bereits betrogen.



[p. 7 ist leer]

7

Wie weit sich die Kunstkenntniß dieser beyden Herren erstreckt, will ich nicht aus ihrem Anstand beurtheilen, sie scheinen wenigstens nicht viel zu affektiren, und dieses ist schon mehr als der erste Grad gewonnen.



Zumal der HE. Bruder zu nächst bey uns. Er scheint sich mir weniger um Kunst zu bekümmern, als viel mehr [eingefügt für gestr. *„sondern"*] *von dem andern hefftigen Nonconformisten gefüttert zu werden um dessen Urtheile ohne Widerspruch anzuhören. Sie scheinen die Wärme zu bewundern,* [gestr. *„womit eine Falte"*] *die der Künstler einer Falte von Marmor eingehaucht hat, ganz zu sehen* [für gestr. *„schmecken"*] *den Wohlgeruch* [für gestr. *„Dufft"*] *des dufftenden Marmors* [gestr. *„Blum"*] *die Falte, die der Künstler in den leinenen Marmor gebrochen. Er scheint* [gestr. *„sich"*] *mit dem Safft der natürlichen Traube sein Gefühl zur Empfindung der* [gestr. *„Schönheit des steinernen geschärft"*] *Vögeltäuschenden zu sehen den erquickenden Dufft des versteinerten Wohlgeruchs, zu schmecken den die ölichte, Vogeltäuschende Finger zückende Glätte der Marmor Traube.* [aus: *„den ölichten Vogeltäuschenden Finger lockenden Glantz der Traube".*]

8

Allein hier sieh den Connoisseur, du, der du dieses Blat anschaust, oder rühme dich nie eines Menschen-Gesichts mehr. Wenn du nicht siehest thätige Federkraft des Sammlers, nicht den Muth Rom nach Sachsen zu schleppen in der Spannung des nach Antwort [p. 138:] schnappenden Geschwindfragers, nicht lähmendes Entzücken und dem Weinrausch sich näherende Wonnetrunkenheit des bis zur Husaren Attitüde abgespannten; wenn dir 15 ausgespreizte Finger in Einer Reihe

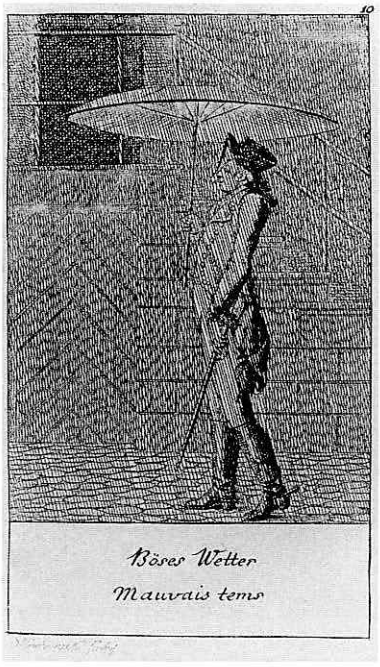
nicht sagen, das, was der 16te berührt, sey das Werk mit der Asträa geflüchteter, oder ausgestorbener Kunst, so gieße du dein Dintenfaß auf dieses Blat und meine Erklärung, denn sie nützen dir so eben soviel. Sie scheinen sich nicht um die Schönheit und die Bedeutung des Körpers der Bildsäule zu bekümmern, wovon ohnehin, weil es ein Mädchen ist, jeder Bube die Kenntniß mit auf die Welt bringt, sondern viel mehr zu bewundern die Wärme womit der Künstler gebrochen hat die Falte des leinenen Marmors, zu fühlen die ölichte, Vögeltäuschende Glätte einer Traube oder zu sehen den versteinerten Duft einer Blume, welcher um zu riechen nichts fehlt als der Geruch.



Die Absicht des Künstlers bey der Tracht und dem gesezten Gang dieses braven militärischen Mannes ist nicht leicht zu übersehen. [aus *„nicht zu verfehlen"*]. *Ich will also dieses Blatt blos als ein Sinnbild von Philosophie des Lebens bey Widerwärtigkeiten empfehlen.* [gestr. *„Wer ihnen mit so viel Vorsicht und Gelassenheit entgegen zieht"*].

9

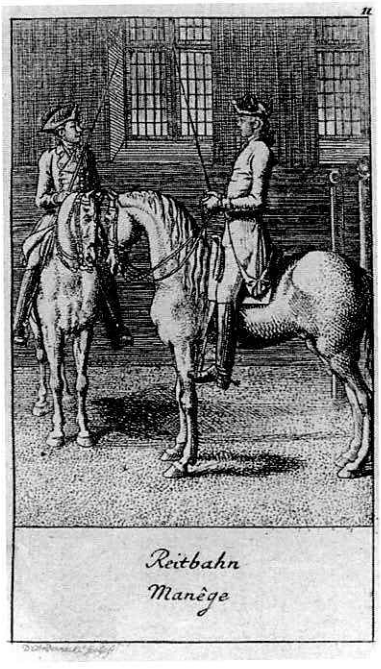
Die Absicht des Künstlers bey der Tracht und dem gesezten Gang dieses braven militärischen Mannes ist nicht leicht zu übersehen. [p. 139:] Ich will also das Blat blos als ein Sinnbild von Philosophie des Lebens bey Widerwärtigkeiten empfehlen.

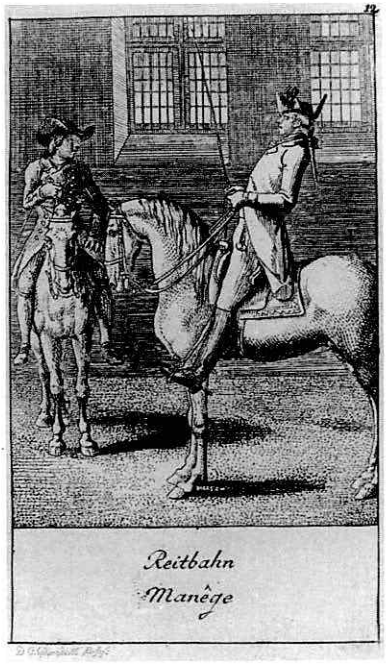


[gestr. *„Selbst"*] *Der ernstlichen Absicht und selbst der Pflicht seinen Rock zu schonen giebt dieser militärische Stutzer das Ansehen von bloser Compläsance gegen die Mode.* [gestr. *„Brummt"*] *In dem Gesicht wird niemand leicht den Titanen Trotz gegen den Jupiter pluvius verkennen mit* [*dem?*] *er einen Gassenhauer singt oder pfeift, und im Gantzen nicht die Affecktation von bleyerner Renommisten Grazie mit der er sich fortschleppt. Auch ein Sinnbild von einer Philosophie des Lebens. Pariser Religion von Gewitter Furcht gedämpft.*
den Maulkorb.
Titanischer Trotz gegen den Jupiter pluvius
Brummt wohl gar einen Gassenhauer.

10

Der ernstlichen Absicht und selbst der Pflicht seinen Rock zu schonen, giebt dieser militärische Stutzer, das Ansehen von bloser Compläsance gegen die Mode. In dem Gesicht wird niemand leicht die Affektation von Titanen-Trotz gegen den *Jupiter pluvius* verkennen, mit dem er seinen Gassenhauer singt oder brummt oder pfeift, und im Ganzen nicht die von bleyerner Renommisten Grazie, mit der er sich fortschleppt. Auch ein Sinnbild von einer eigenen Philosophie des Lebens.





[p. 11 und 12 sind leer]

11 und 12

Auf dem 12ten Blat hat uns der Künstler Affektation zu beyden Seiten desjenigen eigentlichen schönen und natürlichen gegeben, welches er auf dem eilften darstellt. Das viel zu viel neben dem viel zu wenig. Wie lehrreich müste diese Verdoppelung des Contrastes seyn, wenn sie uns dieser durchschauende Beobachter einmal in mehrern Scenen geben [p. 140:] wolte? Die schulrichtige Kostbarkeit in der Prose eines Candidaten der schönen Wissenschaften, ist wohl nie lehrreicher, als neben die Drescherkraft in dem Natur-Stil eines unserer rhetorischen Wilden gestellt. Das Aeffgen, das mit der Nadel das überflüßige Puder von einem einzelnen Härchen klopft, oder unsichtbare Versehen seines Artisten in der Frisur mit der äussersten Fingerspitze verbessert, nimmt sich nie besser aus, als in der Gesellschaft seines Halbbruders, der sich die eine Locke mit den fünf Fingern auf die Schulter kämmt und die andere hinter das Ohr streicht. Und was kan niedlicher seyn als ein gesittetes Figürchen, das so parallel und grade auf seinem Stuhl klebt, als kaum selbst die Stuhllehne, neben einem andern, der sich über den Tisch hinwirft, das Kinn mit der Hand unterstützt, und durch seine Finger spricht, wie durch einen Maulkorb. Wir sehen auf dem lezten Blat einen Reiter, hoffentlich keinen Bereiter, der zwischen seiner Spitzruthe und dem ihr parallelen Zopf – dem wegstehenden Schrittzähler – steif in schiefer Richtung hängt; [p. 141:] so lange im Sattel, als das Pferd stille steht, und alsdann auch keinen Augenblick

mehr. Bey ihm hält ein unpolirter Sohn der Natur, ohne Steigbügel, in Schuhen und Strümpfen mit dem Zügel in der Rechten. Hielte er im Trott den Ellenbogen so hoch wie der Kopf, und hienge noch etwas mehr vorwärts, so würde ich sagen: Seht da einen jungen Helden aus dem Lande, dem die überall unbegreifliche Natur die schönsten Reitpferde und die schlechtesten Reiter gegeben hat.

1 In der Göttinger Universitätsbibiothek (Ms. Licht. IV, 45), der für die freundlichst gewährte Erlaubnis zur Benutzung gedankt sei. – Die Tilgung durch Lichtenberg mit einem diagonalen Strich, die zumeist ‚verarbeitet' oder ‚übertragen' bedeutet, ist ebenso wie horizontale Streichungen durch <Winkelklammer> wiedergegeben.

2 Die Textwiedergabe ist diplomatisch getreu mit den folgenden Abweichungen von der Vorlage: Die Überschrift ist im „Calender" 1, die Schrift $^{1}/_{2}$ Cicero groß, und steht auf Mitte; die Bezifferung der Kupfertafeln sind dort in (runden Klammern). Die zur Auszeichnung gebrauchte Schwabacher-Type im „Calender" ist hier kursiv wiedergegeben, die Antiqua (für fremdsprachliche Wörter) aber übergangen: Man wird hoffentlich p. 136 „Monde" als französisch erkennen. Korrigiert habe ich lediglich die offenbaren Druckfehler p. 130 „Assamblee", p. 134 „bepurperte", p. 138 „dann sie".

3 Für jeden Kupferstich war eine Seite vorgesehen und mit der Ziffer bezeichnet; auf p. 3 geriet eine Notiz zu Nr. 2, auf p. 9 der größere Teil von Nr. 10.

4 Auserlesene Bibliothek der neuesten deutschen Literatur. Bd. 18, Lemgo 1780, 363: „Erklärung der Monatskupfer. Die Kupfer sind eine Fortsetzung der im vorigen Jahr angefangenen Darstellung von Natur und Affektation. Unser Gefühl findet nur in den wenigsten hier gewählten Szenen treffende Gemälde. Die Karrikaturen sind gar zu monströs, und einander zu ähnlich. Auch sehen wir nicht, daß man dem preußischen Officier mit dem Regenschirm eine große Affektation Schuld geben könte. Die Uniform und der Regenschirm machen keinen Kontrast. – Meisterhaft hat der Herausgeber des Kalenders über diese wirklich sterile Materie zu kommentiren gewußt. Daß der eine und der andre hiebei angebrachte Gedanke etwas gesucht ist, wird man ihm gern verzeihen; wenn man die Unfruchtbarkeit seines Stofs bedenkt."

Anhang 1

Auf die Kalenderkupfer bezogene Notizen aus dem „Rothen Buch"

Die nachstehenden Bemerkungen stammen aus Lichtenbergs Notizbuch zum Kalender (Original: NSuUB Göttingen: Cod. Ms. Licht. IV, 46), das Stefan Nolting und ich demnächst, zusammen mit anderen Kalendervorarbeiten, eingehend kommentiert herausgeben werden.

[p. 7:]

Kupferstiche

Moden. an expressive Portrait of the female inhabitants of Quito. Boydel

a pleasing portrait of the dress of the females of Siberia. ibid.

Affen <zu> statt der Modekupfer

a beautiful portrait of the habits of the Groenlanders. Boydel

an entertaining portrait of Hottentot men, women and children

an entertaining representation of the whimsical manner, in which butchers are punished at grand Cairo for selling bad meat.

a curious display of the dress of the female inhabitants of Whidah, on the gold coast. Alle diese Kupferstiche nebst sehr vielen anderen stehen in einem grosen Werck. Perspective Views, Landscapes ppp. elegantly engraved by the most eminent artists in the nation (v.[ide] Murr Journal T. VII p. 21)

[p. 11:]

Eintzelne Anmerckungen

Bey den Chodowieckischen Kupfern von 1780 kan gebraucht werden, daß der Mensch das eintzige Thier ist das nothzüchtigt. Durch die gantze Natur hat das Männchen das Recht anzutragen und das Weibchen aus zu schlagen. Ueberhaupt das gantze Capitel of Courtship. T. 2. p. 142 zu gebrauchen in Alexanders hist of women.

Ueber die Liebe der Thiere zur Einleitung. Ich habe sogar einmal eine Fliege, die eine gefährliche Absicht auf eine andere hatte, wenigstens einen gantzen Zoll weit von der Seite gehen sehen.

[Dies verarbeitete Lichtenberg auf die folgende Weise:]

Erklärung der Kupferstiche

Der Gedancke 12 verschiedene Arten Liebe antragen, für den hiesigen Calender darzustellen, ist von dem Herausgeber, allein die Art der Ausführung und die Charaktere selbst, sind von Hrn. Chodowiecky.
Die Art wie die Thiere Liebe antragen, verdiente gewiß die Aufmerksamkeit eines Naturforschers, der Linné's Beobachtungs-Geist bey Büffons Phantasie und Sprache besäße. Bey manchen Thieren scheint es als fieng ein Funke von Vernunft in ihnen zu der Zeit an zu glimmen, Schlauigkeit, Adresse [= Geschicklichkeit] und alle Schmeichlerkünste steigen bey ihnen so hoch als es ihre Natur verträge. Selbst bey Insekten geht dieses weiter als mancher Beobachter denken sollte. Ich habe eine Fliege, die eine gefährliche Absicht auf eine andre hatte, wohl einen Zoll lang seitwärts gehen sehen. Eine menschliche Seele in dem Körper einer Fliege hätte nicht mehr thun können.

[GTC 1781, 116-117]

Hauptsächlich lächerliche Aehnlichkeiten aufgesucht dadurch ergeben sich auch Ausdrücke.

[p. 59:]
Es könten auch die Chodowieckischen Kupfer einmal im Nahmen eines andren erklär[t werd]en.

[p. 132:]
<Der Herausgeber nimmt einiges mit Freuden auf, anderes tolerirt er wenigstens (Kupferstiche von Chodowiecky)>

Anhang 2

Aus dem Notizheft „Zum Calender für 1780"
(NSuUB Göttingen Cod. Ms. Licht. IV, 44)

Kupfer

Wäre es nicht möglich 12 Arten den Hut zu setzen und 12 Arten Schnupftaback zu nehmen, aus zu machen.

Das Titulblatt muß verändert werden. Wie?

Das Pulsfühlen.

Das Schnupftabacksschnupfen aus der Höhlung hinter dem Daumen

Vielleicht eine Sammlung menschlicher Thorheiten in ihrem grösten Licht gezeigt, als ZE. Hunde halten, Affen, Muscheln, Flinten, pp.

Die zwölf Arten amour zu machen.

Bernd Achenbach

Im Anfang war das Wort

Etwas Stoff zu Lichtenbergs Auktionskatalog, seiner Nummer eins und den Folgen

Es giebt Materien in der Welt
die sich am füglichsten
in Registern [...] sagen lassen.
Lichtenberg, C 300

1.

Im Anfang war das Wort. „Bey der Camera obscura [auf einer Liste teilweise defekter Instrumente eines physikalischen Apparats], wozu ein Kasten und ein Convex=Glas neu gemacht werden muß", schreibt Lichtenberg am 23. 7. 1795 an Heyne,[1] „ist mir das Messer ohne Klinge eingefallen, an welchem der Stil fehlte". Ein nachhaltiger Einfall, wie wir itztlebenden Zeitgenossen wissen. Denn dieses obskure Stich- und Schneidzeug avancierte zwei Jahre später zum Anführer im „Verzeichniß einer Sammlung von Geräthschaften, welche in dem Hause des Sir H. S. künftige Woche öffentlich verauctionirt werden soll" (GTC 1798, 154-169 = SB 3, 451-457), von wannen es dank Georg Büchmann einging in den klassischen Zitatenschatz des deutschen Volkes. Und das nicht bloß als „einer von den sogenannten geflügelten Sprüchen, die sich aber leider, anstatt umher zu fliegen, über die Wolcken erhoben haben" (L 398), läßt sich doch belegen, daß das sonderbare Messer im Land der Dichter und Denker bis heute kursiert und samt seinen Geschwistern die Phantasie zumindest einzelner Köpfe immer wieder beschäftigt hat.

Vorerst noch Lichtenberg selbst. Gelegenheit dazu bot ihm ein Addendum seines Göttinger Kollegen Tychsen, für das sich Lichtenberg unter dem 21. 11. 1797[2] bedankt mit dem Bemerken, der [nicht überlieferte] sinnreiche Einfall habe ihm sehr viel Vergnügen gemacht, und er zweifle nun keinen Augenblick mehr, daß sich nicht auch noch manches andere aus Herrn Marlowe's Verlassenschaft im Lande finden werde. Dann verbindet er geschickt seine Nr. 1 mit der „höchst merkwürdigen" Maschine Nr. 25, die auf das Uhrengleichnis der Philosophen anspielt und Leibniz' Lehre von der prästabilierten Harmonie aufs Korn nimmt:

„Der Verfasser jenes Verzeichnisses hat sich vermuthlich vorgestellt, die Messer beständen aus Stiel und Klinge, wie der Mensch aus Leib und Seele. Doch

wäre auch diese Vorstellung practisch nicht gantz richtig, da zum Beispiel unsere beyden Herrn Nachbarn [die Schneider] Blum und Bödiker, wo nicht geradezu Menschen, doch *Leute* machen, denen jene beyden Requisita fehlen".

Aus Herrn Marlowe's resp. des sel. Hrn. Hofraths Lichtenberg Verlassenschaft ist in der Tat noch manches andere im Lande aufgetaucht. So glaubten die Söhne, von ihrer verspäteten Säkularausgabe (VS 6, 1845, 173) einen zwölf Nummern umfassenden Nachtrag „nicht ausschließen zu müssen", der sich, von seiner Hand geschrieben, unter den Papieren des Verfassers gefunden habe. Das erinnert an Lichtenbergs dubiose Vorrede über die Quelle seines Katalogs und könnte daher gleich dieser eine Mystifikation sein, es sei denn, den Nachfahren fehlte des Vaters feiner Witz:

„1) Ein künstliches Instrument, sich selbst mit Leichtigkeit zu trepaniren.
2) Einige Arzneien, des Tags dreimal zu nehmen.
3) Ein Schnapsgläschen mit Kette und Haken, an den Bettvorhang zu hängen, für Kranke und Personen, die des Nachts schnapsen.
4) Eine Mäusefalle, nebst den Mäusen dazu.
5) Eine Büste von Wilhelm Tell, in Schweizerkäse geschnitten.
6) Sehr bequem eingerichtete Nachtwächterhörner, womit man sich des Nachts die Stunden selbst blasen kann.
7) Eine noch ganz neue Kanzel mit Schallbrett und Resonanzboden. Auch eine Sanduhr für große und kleine Stunden.
8) Ein Schächtelchen mit Pillen, alle 50 Jahre eine zu nehmen. Drei davon, wenn nur in der Zeit des Einnehmens kein Fehler begangen wird, sind im Stande, einem Menschen das Leben auf 150 Jahre zu verlängern. Sie sind vom Grafen Cagliostro.
9) Einige Brillen für alte Jagdhunde, die nicht gut in die Ferne sehen.
10) Ein messingenes Schlüsselloch.
11) Etliche Bücher für Personen die links sind.
12) Ein Gesangbuch für Stammelnde".

Kurz vor dem Ersten Weltkrieg hat Magin[3] bei erneuter Durchsicht der Göttinger Handschriften unter den Kollegzetteln weitere einschlägige Notizen entdeckt, die er leider nur grob und anscheinend lückenhaft wiedergibt. „Zu dem wunderschönen Gedanken Lichtenbergs", heißt es da, „von dem Messer ohne Klinge, an welchem das Heft fehlt, finden sich einige verwandte Einfälle nicht weniger gut als dieser vielgenannte. Stühle ohne Sitz und Lehne, schön in Mahagoni gearbeitet, die 4 Beine fehlen auch: ein Spiegel ohne Glas und Rahmen gehört ebenfalls zu dieser Einrichtung. Eine Flasche trockenes Wasser, welches vor dem Gebrauch nur anzufeuchten ist. Schwimmende Bücherpulte, welche in Bädern zu gebrauchen und mit raffinierter Bequemlichkeit für die Benutzer ausgestattet sind. Auch eine kleine Handbibliothek ist bei ihrer Einrichtung nicht vergessen worden. An anderer Stelle wird ein Bälgetreter für die Orgel gesucht, der besonders auf Prälu-

dien von Sebastian Bach eingetreten ist; auch werden sonst noch einige Tänze und Walzer von ihm zu treten verlangt".

Anschließend erwähnt Magin „einige Blätter, sauber und korrekt von Schreiberhand geschrieben", die eine Fortsetzung des Auktionskatalogs enthielten und etwa dessen Umfang aufwiesen. Dieses Manuskript, aus dem er ebenfalls Bruchstücke mitteilt, ist im Nachlaß erhalten und lautet wie folgt:

„Fortsetzung des Verzeichnisses der zu verkaufenden Sachen.

4. ein neuer englischer Spiegel, der immer ein schönes Gesicht zeigt; für eitle Personen.
5. ein dito mit vergoldetem Rahmen, der gar kein Gesicht zeigt; zum Vexieren.
6. ein dergl. ohne Glas und Rahmen, der in England über 100 Guineen gekostet./ ein Stück vom Prof. Galletti in Gotha/.
7. eine Flasche voll getrockneten Eßigs; braucht zum Gebrauche nur mit einer ebenso großen Quantität frischen Eßigs aufgerührt zu werden. Vorher sieht man in der Flasche nichts.
8. Ein Convolut neuer Musikalien. Es befinden sich unter denselben mehrere sehr langsame Walzer, bei Todesfällen, oder sonstigen traurigen Ereignissen zu tanzen. Einige derselben sind so meisterhaft komponirt, daß eine gefühlvolle Tanzgesellschaft schon nach den ersten Takten in Thränen ausbricht, und während des Tanzes mehrmals einer Erholung bedarf, zu welchem Grunde verhältnismäßig große Pausen zur Verhütung einer zu heftigen Gemüthsbewegung angebracht sind. Während dieser Pausen wird zur Aufheiterung der Tanzenden ein munteres Allegro gespielt. – Die Tänze sind nach den verschiedenen Graden der Verwandtschaft mit dem Verstorbenen, mit vieler Einsicht geordnet.
9. eine neu erfundene Brille; bei dem Spiele seinem Gegner unvermerkt in die Karten zu sehen.
10. Ein Sorgenstuhl von der neusten Erfindung für einen reichen Herrn. Wenn dem darin Ruhenden eine Fliege sich auf die Nase setzt, wird augenblicklich durch eine äußerst künstlich angebrachte Feder eine verborgene Fliegenklappe in Bewegung gesetzt, welche mit einer unglaublichen Schnelligkeit das Thier mit einem Schlage tödtet. Damit der Schlafende durch den Schlag nicht aufgeweckt werde, ist das tödtende Instrument mit der feinsten Baumwolle gepolstert. Dabei wird zugleich ein Rothkehlchen mit verkauft, welches nach dem Schlage die getödtete Fliege sehr sanft von der Nase des Schlummernden herunternimmt.
11. Eine Schachtel voll alter leichter Pfennige für den Klingebeutel, aus dem Nachlaß eines Gothaer.
12. Ein Stückchen braunen Crystalls. Es sieht einem Stück Candis=Zucker so ähnlich, daß man nicht nur Kinder, sondern auch erwachsene Personen damit anführen kann. Ist durch den öfters damit gemachten Gebrauch schon ganz zerbißen.

13. Ein Paar Vexier=Schwimmblasen. Wenn sich der Schwimmer derselben ungefähr eine Minute lang im Wasser bedient hat, so platzen sie mit einem großen Knall, und setzen den Schwimmenden in eine solche Betäubung, daß derselbe augenblicklich untergeht. Zugleich werden hierbei die nöthigen Instrumente, den Verunglückten wieder ins Leben zurückzurufen, mit verkauft.
14. Eine Elle, die während des Messens unbemerkt verkürzt werden kann. Ein Stück für einen Betrüger, der Seelige soll es von einem Juden gekauft haben.
15. Eine neu erfundene Maschine, 24 Personen auf einmal zur Ader zu laßen. Die gedruckte Anweisung, wie dieselbe zu gebrauchen, wird zugleich mit verkauft. Der Erfinder hatte es sich zur Pflicht gemacht, bei der Operation immer für gute Gesellschaft zu sorgen.
16. Eine Probe der Aegyptischen Finsterniß, in einem schwarz gebeizten Mahagony Kästchen, mit goldenem Schloß und Henkeln; darf jedoch nur in einem völlig dunkeln Zimmer geöffnet werden.
17. Eine Büchse voll Zahnpulver von einer eignen Erfindung, um jemanden einen Schabernacken anzuthun. Durch den Gebrauch desselben werden nemlich die Zähne augenblicklich schwarz gebeizt, die Materie ist so ätzend, daß den Zähnen ohne den gänzlichen Verderb derselben, ihre natürliche Farbe nicht wieder gegeben werden kann. Uebrigens ist dieses Pulver völlig unschädlich.
18. Ein neuer bequemer Stiefel=Auszieher. Der ganze Apparat besteht aus einem Stuhle, welcher mittelst zweier Englischer Schrauben an den Fußboden festgeschroben werden kann, und dem eigentlichen Stiefelknecht, der auf gleiche Weise an dem Fußboden befestigt wird. An dem Stuhle befindet sich ein kleines Rad mit einer Kurbel, welches vermittelst einiger anderer, in dasselbe eingreifenden Kammräder, den mit theurem Leder gepolsterten Sitz des Stuhles, nebst der Lehne auf eine höchst kunstreiche Weise zurückschiebt. Das Drehen des Rades erfordert nur wenige Anstrengung. Um sich des ganzen Apparats zu bedienen, setzt man sich auf den Stuhl, und schnallt sich mittelst mehrerer breiter Riemen auf demselben fest./Die Riemen sind von Curduan, die Schnallen von übergoldetem Messing./ Alsdann legt man den mit dem Stiefel bekleideten Fuß in die Gabel des Stiefelknechts, der nach Belieben höher oder tiefer gestellt werden kann. Nachdem der Absatz des Stiefels auf diese Weise gehörig eingeklemmt worden ist, wird das an dem Stuhle befindliche Rad, welches mit dem andren Fuße bequem getreten werden kann, so lange gedreht, bis der Sitz des Stuhles so weit zurückgeschoben worden ist, daß der Stiefel leer in dem Stiefelknechte zurückbleibt. Damit man während der Arbeit keine lange Weile hat, befindet sich an dem Stuhle eine kleine Bibliothek von Taschenausgaben unserer besten Classiker, welche durch ein kleines gut angebrachtes Pult bequem benutzt werden kann.

19. ein Dutzend Meßer und Gabeln von einer schändlichen Erfindung. Wenn man dieselben beim Essen ergreift, so springt einem plötzlich durch eine versteckte Feder getrieben, eine lange spitze Stachel mit Widerhaken durch die Handwurzel. Der Erfinder soll ein schlechter Mensch gewesen sein.
20. Ein Feuerstahl, im Freien auch bei dem heftigsten Regen zu gebrauchen. Es befindet sich an demselben nemlich ein kleiner Regenschirm von Wachs Tafet, unter welchem der Stahl, der Zunder und Stein vollkommen trocken bleiben.
21. Eine Maschine zur Erleichterung des Tabaksrauchens. Der Käufer braucht bei dem Gebrauche derselben, den Rauch durchaus nicht anzuziehen, sondern der Dampf wird demselben vermittelst eines kleinen Druckwerks, welches durch eine eben so kleine Dampfmaschine in Bewegung gesetzt wird, durch die Pfeifenspitze in den Mund geblasen. Wenn sich der Käufer bei der Arbeit einige Bewegung machen will, so kann die Maschine mit dem Fuße getreten werden. Das Ganze hat die Gestalt einer Fußbank und ist daher vielen äußeren Formen unterworfen.

Die Fortsetzung in dem nächsten Briefe".

Ein Folgebrief ist nicht aktenkundig, unklar zudem, wer ihn zu schreiben gedachte. Lichtenbergs Dankeschön vom 21. 11. 1797 deutet auf Tychsen, aber die „Fortsetzung" trägt nicht die Züge seiner Hand.[4] Gleichwohl scheidet er deshalb nicht zwingend als Autor aus, weil es eine fremde Abschrift sein könnte. Die zweimalige Bezugnahme auf Gotha (vgl. die Nrn. 6 und 11) spricht allerdings eher für einen Absender aus diesem Umfeld. War der Korrespondent etwa der Bruder Ludwig Christian?



Lichtenbergs Artikel wurde statt dessen öffentlich aufgegriffen und fortgesponnen. In Wielands „Neuem Teutschen Merkur" (11. Stück, November 1798, 215-222) erschien anonym, dem Vernehmen nach aus der Feder von Marcus Herz,[5] die nachstehende „Fortsetzung einer Erzählung des Herrn Hofraths Lichtenberg.

Die Versteigerung der Kunstsammlung des Sir Hans Sloane kam, wie ich aus zuverlässigen Quellen weiß, nicht zu Stande. Es waren der Kauflustigen zu wenig; die Erben fanden bey der Vereinzelung der Stücke ihre Rechnung nicht, und entschlossen sich das Kabinet für einen Liebhaber aufzubewahren, der alles zusammen erstehe. Und dieser fand sich wirklich nach mehreren Jahren. Es war ein reicher teutscher Baron, der bloß um seine übergroße Kuriositätensucht zu befriedigen, schon die halbe Welt durchreist hatte, und in London, wo er sich lang aufhielt, unter den Namen der *kuriose Baron* allgemein bekannt war. Er besaß selbst schon eine merkwürdige Sammlung außerordentlicher Dinge, und brachte nun diese für eine erhebliche Summe an sich. Er vergrößerte sie beständig und kehrte mit seinem Schatze nach seinem Vaterlande zurück, wo ich in B.. seine Bekanntschaft machte. Ich fand seinen Vorrath mit einigen in Teutschland erworbenen Stücken bereichert, die, meiner Meynung nach, alle übrigen an Seltenheit und Nützlichkeit weit übertrafen, und von denen ich einige beschreiben will. Der Mann war übrigens, so wie ich ihn kennen gelernt, gewandt in allen Wissenschaften, voller Liebe zu seinem Gegenstande und im höchsten Grade uneigennützig. Er zeigte und demonstrirte seine schöne[n] Sachen einem jeden umsonst, ohne zu deren Lobe den erhaltenen Beyfall eines Königs oder Kaisers anzuführen. Auch schlug er den Karakter eines Physicien du Roi aus, den man ihm unter der Bedingung aufdringen wollte, daß er das Erklären der wunderbaren Erscheinungen, die er darstellte, unterlasse.

1.
Eine Flasche mit der Aufschrift: der mimische Frosch.
Sie enthält einen lebendigen Frosch, der mit dem bedeutendsten Mienenspiel, vieler Rührung und Grazie alle Tänze der Vigano, die Wien und Berlin bewundert, aufs beste nachahmt.
2.
Die Kontrabandiere.
Eine Tabakspfeife von einer ganz eigenen Strucktur. Sie besteht aus einem sehr großen Meerschaumkopf und einer Röhre aus einem besondern elastischen Harze, die sich bis auf einige und dreyßig Meilen weit ausdehnen läßt. In ihrem natürlichen Zustande hat die ganze Pfeife die Länge von zwey Fuß, und man kann sich ihrer ganz bequem in der Stube bedienen; setzt man aber durch einen Druck verschiedener angebrachten Federn die elastische Kraft der Röhre in Thätigkeit, so kann man sie nach Belieben und bis auf die erwähnte Entfernung verlängern. Man kann sie auch wie eine Bombe bis zu einer beliebigen Höhe schießen, von wo dann ihr schwerer Kopf nach dem

Orte hinuntersinkt, wohin man ihn haben will, während daß die ganze Röhre sich parabolisch in der Luft erhält. Es versteht sich daß keinen geringen geometrischen Kenntnisse vorausgesetzt werden, um beym Abdrucken den gehörigen Winkel zu treffen, und dem Kopfe gerade die erforderliche Höhe zu geben, um ihn beym Hinabsteigen eben an den Ort den man beabsichtigt hinzubringen.

Der Erfinder dieser Maschine, ein sehr großer praktischer Meßkünstler, war ein außerordentlich starker Tabackraucher von sehr verzärtelter Nase. In seinem Wohnorte konnte er selten Taback nach seinem Geschmacke bekommen; er mußte sich also immer erst aus einer vier und dreyßig Meilen weit entfernten Handelsstadt Proben schicken lassen, und dann, nachdem er ihre Güte fand, die Sorten verschreiben oder abschreiben, welches ihm viele Mühe und Kosten machte. Durch seine große Erfindung ersparte er sich beydes. Er ging gewöhnlich, um in der Stadt kein Aufsehen zu machen, mit seiner Pfeife zum Thor hinaus, richtete und drückte sie so an, daß der Kopf vor dem Fenster seines Korrespondenten in Hamburg kam. Dieser stopfte ihn, zündete den Taback an, und der Künstler rauchte. Fand er die Sorte gut, so verrauchte er auf der Stelle die ganze Pfeife, und mit der nächsten Post erhielt er davon einen ansehnlichen Vorrath; gefiel sie ihm nicht, so hörte er auf zu rauchen, die Pfeife verlosch, und der Freund, der dieß Zeichen des Tadels merkte, füllte den Kopf gleich mit einer andern Sorte und wieder mit einer andern, bis er die rechte traf.

Doch dieß war nur eine Kleinigkeit. Einen weit größern Vortheil genoß er von seiner Erfindung zu einer Zeit, da in seinem Vaterlande eine Tabacksfirma errichtet und kein fremder Taback ohne schwere Verzollung eingelassen wurde. Da bezog er eine Wohnung vor der Stadt, und so oft ihm die Lust ankam, schnellte er seine Pfeife nach Hamburg zu seinem Freunde hin, und rauchte zu Hause. Als die Verwalter des Königlichen Instituts diese Erkünstlung erfuhren, wollten sie sie ihm, und zwar nach dem Ausspruche ihrer eigenthümlichen Justiz, geradezu verbieten. Er aber, ein Mann von Kraft und Anhang, wußte sie zu zwingen, sich mit ihm dem Urtheile der Landgesetze zu unterwerfen. Der Streit machte wegen seiner Feinheit viel Aufsehen. Die Kläger behaupteten, Beklagter rauche offenbar im Lande fremden Taback unverzollt; dieser bewies aus dem Königlichen Edikt, daß der Zoll nur auf eingebrachte Blätter, nicht auf eingesogenen Rauch gelegt sey, und behauptete, daß kein Staat einem Bürger wehren könne, ausländische Dämpfe und Dünste, die uns doch so oft ein Wind zuführt, in sich zu nehmen, und daß bis jetzo noch in keinem Zolltarif auf Erden Körper in diesem Aggregatszustande mit einer Abgabe belegt worden wären. Der Prozeß ging durch alle Instanzen; die Entscheidung fiel bald auf diese, bald auf jene Seite aus, und eben sollte der letzte Ausspruch des Tribunals erfolgen, als ein weiserer Regent auf einmal seinen Unterthanen die Freyheit ihrer Nasenweide wieder schenkte, und unser Künstler wieder in die Stadt zog.

3.

Die kritische Laus.

Ein Thier, welches die seltene Idiosyncrasie hat, daß es auf einem Kopfe, der mit ächter kritischer Filosofie angefüllt ist, sich sehr wohl befindet und mit einer Art von stolzer Selbstzufriedenheit einherschreitet; auf einem Kopfe ohne alle Filosofie Anfangs stille steht, dann alle achte von sich streckt und einschläft. Auf einen vom alten Wolfischen System eingenommenen gesetzt, läuft es wie wüthend im Kreise umher, zum Andeuten daß hier, wie in der kritischen Filosofie gezeigt wird, in die Definizionen schon die Resultate hineingelegt werden, die man nachher daraus zu deduciren vorgiebt, und also ein Zirkel im Demonstriren gemacht wird; und auf einem unächten, falschen, geistlosen, blos mit kritischen Wörtern überfüllten und doch anspruchsvollen Kopf geräth es in die heftigsten Zuckungen wie die Wünschelruthe, wo sie auf Wasser schlägt. Man kann also hier sicher auch auf einen Wasserkopf schließen. Es muß täglich eine Stunde lang auf dem Körper eines wahren kritischen Filosofen gefüttert werden. Deshalb kann der Besitzer Teutschland nicht verlassen, und auch da seinen Aufenthalt nur auf wenige Städte einschränken. Er fürchtete sehr, das arme Thier werde es nach dem Tode des großen Stifters dieser Schule aus Mangel an Nahrung nicht lange machen.

Zufolge einiger seiner letzten Versuche glaubte er die erwähnten verschiedenen Aeußerungen des wunderbaren Geschöpfs nicht nur über den Inhalt der Köpfe, sondern auch über den Inhalt der Bücher, auf welche man es setzt, entdeckt zu haben, und war gesonnen, wenn er dieses völlig bestätigt fände, die nächste Messe ein kritsches filosofisches Journal unter dem Titel: *Die Laus*, oder einzig wahres Kriterion der ächten und unächten Filosofie, herauszugeben, das gewiß durch seine Untrüglichkeit manches andere kritische Journal beschämen, und seinen Urhebern weit gewisser die Unsterblichkeit sichern werde, als Peter Pindar's berühmtes Gedicht über eine ähnliche Probe, die mit einem königlichen Haarbewohner auf den Köpfen des ganzen Hofhalts vorgenommen wurde.

Er war übrigens, wie er mich versicherte, noch einigen außerordentlichen Stücken auf der Spur, die zu erhalten er sein halbes Vermögen wagen und deren Besitz, den er sich durchaus nicht entgehen lassen wollte, ihn höchst glücklich machen würde. Er hatte sie schon flüchtig gesehen, und machte mir vorläufig folgende Beschreibung davon.

1. Ein äußerst fein skeletirter *kategorischer Imperativ*, dem schärfsten menschlichen Auge in seiner natürlichen Lage durchaus unsichtbar; nur wenn dessen Axe verdreht, oder wenn es mit einem Glase bewafnet wird, das einige miliardmal vergrößert, erblickt man so Etwas vom Scheine einer sehr regelmäßigen Figur, welche erhabenern verklärten Organen höchst reizend sich darstellen muß.

2. Ein Genie in Spiritus. Es ist ein kleines fast ganz durchsichtiges männliches Figürchen, an dem man nur die Hirnschale und den Magen deutlich unter-

scheiden kann. Jene ist ganz leer, und man erblickt in demselben nichts als einen Tropfen Quecksilber der sich beständig herumwirbelt; dieser ist anhaltend in der heftigsten Verdauungsbewegung, wenn auch gar nichts darin ist. Dieß Wesen kann keine sechs Stunden ohne Nahrung bleiben; es wird sonst wüthend und drohet das Glas zu zersprengen. Die Nahrung besteht jedesmal in einem Paar Fragmenten aus einer der neuesten Zeitschriften und einigen Tropfen Kurfürstlich bitter Magenwasser.

3. Eine Monduhr, welche den großen Vorzug vor jeder Sonnenuhr hat, daß sie die Stunden und Minuten anzeigt selbst wenn der Mond gar nicht scheint, indem die Anzeige nicht durch den Schatten eines Stiftes geschieht, sondern vermittelst eines Räderwerks, das entweder von der Anziehungskraft des Mondes, durch welche er Ebbe und Fluth bewirkt, oder von einer andern seiner eigenthümlichen Kräfte, durch welche er so viel Einfluß auf Nerven= und Würmerkrankheiten hat, in Bewegung gesetzt wird. – Ob nun der innere Mechanism auf Wasser oder Nervenfäden beruhet, weiß er nicht, und dieß spannt vorzüglich seine Neugierde".

2.

Auch nach Lichtenbergs Tod fand das Verzeichnis, alsbald aufgefrischt in den Vermischten Schriften (Bd. 5, 1803, 353-372), dann breiter gestreut durch eine Reihe wohlfeiler Auswahlbändchen, sein Publikum. Einer der ersten namhaften Leser des neuen Jahrhunderts, dem die seltsamen Gerätschaften nachweisbar eine kurze Unterhaltung gewährten, dürfte der bis dato nicht als Lichtenberg-Rezipient aufgefallene Spaziergänger Seume gewesen sein; denn in den 1806/07 entstandenen „Schmieralien", die 1811 postum unter dem Rubrum „Apokryphen" erschienen, stehen, zwischen Betrachtungen über die Sittenverderbnis bei den Spartanern und den Charakter seines Freundes Carus, die Sätze:

„Lichtenberg hat, glaube ich, unter den lächerlichen Schnurrpfeifereien eines Engländers auch eine Sonnenuhr, welche repetirt. Ein Messer ohne Klinge, dem der Stiel fehlt, ist zwar nicht leicht zu produciren; aber eine Sonnenuhr, die schlüge und also auch repetirte, müßte zu machen seyn. Und wenn daran gelegen wäre, so machte ich mich anheischig, sie selbst zu machen. Die Physik muß der Mechanik nachhelfen".[6]

Als nächster prominenter, sozusagen praktizierender Katalog-Kenner ist Ludwig Börne zu nennen. „Lichtenberg's Schriften, die ich jetzt lese", trägt der Sechzehnjährige am 18.4.1803 in sein Tagebuch ein, „machen mir sehr viel Vergnügen".[7] Daß der junge Löw Baruch, wie er bis zur Taufe (1816) hieß, just auf diese Lektüre verfiel, wundert niemanden, der sich vor Augen hält, wo es geschah: in Berlin, im Haus von Marcus Herz, auf dessen Veranlassung den Knaben übrigens noch ein Schüler und Briefpartner Lichtenbergs (in Philosophie und Physik) unterrich-

tete, der Direktor der jüdischen Freischule Lazarus Bendavid. Solcher Umgang legt die Annahme nahe, daß zu Börnes frühem Lesevergnügen der Auktionskatalog beigetragen hat, aus dem er 1808 nach dem Gedächtnis zitiert: ‚Lichtenberg (der einzige Deutsche, der den Mut hatte, witzig zu sein) erzählt irgendwo von einem Messer ohne Klinge, woran der Stiel fehlt, als einer Rarität, die Liebhabern zum Verkauf angeboten wurde'.[8] Ganz gewiß aber hatte ihn Börne intus, als er später für die von ihm herausgegebene „Waage" in satirischer Absicht ein eigenes Sammelsurium erfand:[9]

„Französischer Kunstfleiß
[1819]
Unter den Erzeugnissen der französischen Industrie, die gegenwärtig in Paris öffentlich ausgestellt sind, sieht man folgende merkwürdige Stücke:

1. Eine *sympathetische Druckerschwärze*, die nach einem Jahre wieder verschwindet. Gut zu gebrauchen zum Drucke der Konstitutionen, Proklamationen, Aufforderungen zu Befreiungskriegen u. dgl.
2. Eine *Zensur-Säure*, die, wenn man die Zeitungen damit bestreicht, alles Staatsgefährliche ausätzt.
3. *Akustischer Apparat*, wodurch man hören kann, was in allen Häusern gesprochen wird. Der Erfinder ist Herr Mouchard in Lyon.
4. *Revolutions-Gewitterableiter,* die den Blitz in eine *große Sandbüchse* abführen.
5. Eine *Spieluhr,* welche zu jeder beliebigen Stunde, auf welche man den Zeiger stellt, die Wachenden einschläfert.
6. Ein *Taschenapparat für Freunde des Selbtsmordes*, der Werkzeuge zu allen möglichen Todesarten enthält – Messer zum Halsabschneiden – Pistolen zum Erschießen – wässerige Schriften zum Ersaufen – deutsche Protokolle zum Sterben durch Langeweile – ein Pulver, dessen Genuß augenblicklich zum Diebe macht, für Liebhaber des Galgens – Automat einer Xantippe zum Totärgern – ein desgleichen, das seinem Eigentümer auf öffentlicher
   Straße Schimpfreden nachruft und ihn darauf im Duelle ersticht – ein künstlicher Akzise-Einnehmer, zum Hungertode – Verschwörungsgeschichten (gedruckte), zum Ersticken vor Lachen – eine sinnreiche Chaussee zum Halsbrechen – ein Schächtelchen voll Verleumdungspillen zum Vergiften – ein ungeschickter Arzt aus Stahl und ein dergleichen Chirurgus zu vermischten Todesarten – Ernennungen zu Gesandtschaftsposten, um an diplomatischen Indigestionen zu sterben. – Eine Büchse voll Wahrheiten. Sobald man sie öffnet, fällt man in Ungnade und stirbt aus Verdruß. – Ein Blatt des Londoner Kuriers mit der Lüge, Buonaparte sei entwischt, zum Selbsterschrecken – falsche Briefe aus Haag mit der Nachricht vom Gewinste des großen Loses zum Sterben vor Freude. – Eine Marionettentruppe, die Schillers Don Carlos aufführt, zum Sterben vor

Ungeduld – das französische Preßfreiheitsgesetz zum Sterben vor Neid. – Ein Regiment hölzerner preußischer Douaniers zum Bewirken einer tödlichen Auszehrung – ein Luftballon, durch Versprechungen aufgeblasen, der in einer gewissen Höhe platzt und mit dem Aeronauten herabfällt.

7. *Hölzerne Feudal-Stiefelknechte* für hohe Herrschaften, die den Fuß, der hart darauftritt, sanft bedienen.
8. *Soldatenröcke* neuer Art, die so knapp gemacht sind, daß die Soldaten, die darinstecken, sich auf Kugeln und Säbelhiebe freuen, um Luft zu bekommen, und daher unerschrocken der Gefahr entgegengehen.
9. *Puder* für unruhige Köpfe, um sie weise, weiß, und ihnen was weiszumachen.
10. Modell eines langsam fahrenden *diplomatischen Wagens* zur Herbeiführung der Instruktionen, sehr bequem eingerichtet.
11. *Der kleine Orthograph* für Frauenzimmer; eine mechanische Figur, die, auf den Schreibtisch gestellt, jedesmal die Hand aufhebt, wenn ein Wort unorthographisch geschrieben wird.
12. Eine *Luftpumpe* zur Ausleerung der Windbeutel. Das Otto Guerickische Experiment zeigt die Wirklichkeit dieser Maschine aufs schönste. Der Künstler ließ am Kopfe und den Füßen eines englischen Augenarztes zwölf Pferde spannen und diese nach entgegengesetzter Richtung ziehen, ohne daß sie vermochten, den leeren Windbeutel auseinanderzureißen.
13. *Wasserdichte Filzhüte,* die Wasser weder ein- noch auslassen.
14. *Elektrisiermaschine* für freiwillige Landstürmer. Sind aus Papiermaché verfertigt und darum nur einmal zu gebrauchen.
15. *Eau de Congrès.* Ein Waschwasser und augenstärkendes Mittel. Das Kistchen mit 39 Gläsern kostet vier Gulden".

Ein gutes Dutzend Jahre danach, 1832, amüsierte der Diplomat Apollonius Freiherr von Maltitz sich und eine politisch aufgeschlossene Leserschaft auf ähnliche Weise mit einem Konglomerat von „Zeitungs-Annoncen" aus dem „Papier eines Verrückten", diesmal allerdings nicht in Form einer Offerte, sondern der Abwechslung halber verpackt als Desideratenliste:[10]

„Gegenstände so gesucht werden.

1) Eine deutsche Einigkeitsmaschine mit einem dabei angebrachten Spielwerk auf die Melodie:

   Deutsche reicht euch die Hand!
   Zum ein'gen Vaterland.
   Heil Deutschland dir!

2) Eine politische Taschenuhr für kurzsichtige Diplomaten, welche immer richtig schlägt, was an der Zeit ist.–
3) Einen Jesuiten, welcher sich seit dem 27. Julius 1830 nicht geärgert hat.
4) Einen Spiritus, welcher, wenn man mit ihm ein Buch oder eine Broschüre benetzt, sogleich alle verbotenen und gefährlichen Stellen auszieht.

5) Einen Mäkler, welcher Bestellungen auf Revolutionen, mit oder ohne Brand annimmt.
6) Eine Mixtur, welche alles Extemporiren über politische Gegenstände bei den Schauspielern nach hinten abführt.–
7) Blutigel, welche den Liberalen Alles zu feurige, leichte und den Aristokraten, alles zu schwerfällige, dicke Blut wegsaugen.
8) Eine Schminke, welche in den gegenwärtigen Zeitverhältnissen auch den Philistern ein Ansehen giebt, als interessirten sie sich wirklich für die jetzigen großen Weltbegebenheiten.
9) Eine Drehorgel, welche die Marseiller Hymne und den Dessauer Marsch aus einundderselben Tonart spielt.
10) Einen Stimmhammer, welcher die Stimmen aus dem Volke in eine regelmäßige Claviatur bringt, zur Bequemlichkeit für Diplomaten, welche darauf spielen wollen.
11) Ein Dienstmädchen, welches keine falschen Locken trägt, und ein Kammerherr, welcher nie lächelt.
12) Eine doppeltgespaltene Schreibfeder, welche auf der einen Seite aristokratisch, auf der andern liberal schreibt.
13) Eine politische Sonnenuhr, welche die Finsternisse der Zeit anzeigt.
14) Ein Vergrößerungsglas, wodurch man auch die gerechtesten Volksempörungen als Ungeheuer sehen kann.
15) Ein Gesangbuch, welches, wenn man es vorne zu lesen anfängt, rationalistische und desgleichen von hinten, pietistische Grundsätze lehrt.
16) Ein Wetterglas, welches kurzsichtigen Diplomaten alle politischen Stürme auf 100 Jahre voraus anzeigt.
17) Einen Regimentsschneider der Patent=Gamaschen mit oder ohne Courage anzufertigen im Stande ist.
18) Verkleinerungsbrillen für Landstände, wenn sie ihr Augenmerk auf die Rechte der Völker zu richten Willens sind.
19) Ein politisches Brennglas, welches die Sonnenstrahlen der Aufklärung nicht durchläßt, außer, wenn sich der Servilus seine Tabakspfeife dabei anzünden will.
20) Eine Kuhhaut, auf der man 50 Patrioten mit einemmal zum Richtplatze zu schleifen im Stande ist.

(Fortsetzung im dritten Heftlein.)"

Ob es zur Fortsetzung in einem dritten Heftlein gekommen ist, weiß ich nicht, wohl aber, daß sich noch andere berufen fühlten, Mr. Marlowe's abstrusen Nachlaß wiederaufleben zu lassen. So bringt Ernst Ortlepp, ein besonders fleißiger „Registrator im Archiv der Lächerlichkeiten" (Börne) 1842 im „Tivoli. Neues Museum des Witzes und der Laune", vermutlich übernommen aus einer älteren Sammlung, ein „Feilgebotenes Raritätencabinet",[11] dessen Nummern 5-7, 10, 19, 23 und 35 dem Kundigen verraten, wer hier mit Pate gestanden hat:

„1. Eine Kanone, mit welcher man um eine Ecke herum schießen kann.
2. Ein uraltes Manuscript, von einem Calmuckengelehrten, der weder lesen noch schreiben konnte.
3. Eine Regenmaschine, mittelst deren sich, mit möglichst geringen Kosten, ein Ländchen von 20 Quadratmeilen sattsam bewässern läßt.
4. Eine Selbstbarbiermaschine.
5. Eine Repetirsonnenuhr von Silber.
6. Eine dergleichen, welche sechs Lieder spielt; dabei: Wie groß ist des Allmächt'gen Güte!
7. Eine dergleichen von Porcellan, an einen Reisewagen zu schrauben.
8. Eine Tabaksdose, welche fünfzehn Mozart'sche Sonaten spielt.
9. Ein Unterrock, mit einem Selbstschuß zur Verwahrung der weiblichen Tugend.
10. Ein Nachtstuhl in Gestalt einer Räucherpfanne, mit einem schicklich verdeckten Fachwerk, worin ein Münzcabinet angebracht werden kann.
11. Ein Spiegel mit einem verdeckten Druckwerk, so daß man nach Belieben, ein menschliches Todtengerippe hervorrufen lassen kann, um mit seiner Knochenhand der Eitelkeit zu drohen.
12. Der Knieriemen von Jakob Böhme. Zum Geburtstagsgeschenk für einen modernen Mystiker.
13. Einige Briefe aus den Schreiblosen Zeitaltern.
14. Ein Wagen und sechs messingsplatirte Geschirre für einen Postzug von Flöhen.
15. Der Zipfel von der ersten Bratwurst seit Erschaffung der Welt.
16. Eine künstliche Maschine, den Pelz zu waschen, ohne ihn naß zu machen.
17. Ein Fuder Wein, sammt einem Scheffel Hafer aus der Vertheilung bei der letzten Kaiserkrönung in Frankfurt.
18. Eine Klafter Treibholz von Novazembla.
19. Eine Suite Kleider zur vollständigen Ansicht der, weiland bei den Reichsstädten und der Reichsritterschaft gewöhnlichen Amtstrachten, Gallaröcken und Uniformen. Ein Realanhang zu Pütters deutscher Reichsgeschichte.
20. Eine vollständige Sammlung von Kalendern seit der Sündfluth.
21. Eine Brille zum Gebrauch, wenn man jemanden nicht sehen und kennen will.
22. Die Hauptlehren der modernen Naturphilosophie, in Holzschnitten abgebildet.
23. Einige Glühkugeln von der Belagerung von Gibraltar. Die Kugeln glühen noch heute.
24. Eine Geldtasche für Köchinnen, welche keine Schwänzelpfennige leidet.
25. Eine Frisirmaschine, welche fünfzig Köpfe auf einmal accommodirt. Sie arbeitet stets nach der neuesten Methode, getrieben durch ein unterschlägiges Mühlrad.

26. Ein probates Recept für Buckliche, um durch bloßes Niesen allgemach des Höckers Stoff zu vertreiben.
27. Elastische Hosenträger für Soldaten und Zweikämpfer, welche das Herz nicht in die Kniee sinken lassen.
28. Ein Schwimmgurt, um nicht zu ersaufen, wenn man im Vergnügen bis über die Ohren schwimmt.
29. Ein Storchschnabel zur Entwerfung von Schattenrissen menschlicher Schwachheiten.
30. Ein Bierkrug, als Weinkrug zu gebrauchen.
31. Ein Dudelsackpfeifer, der seinen Dudelsack mit auf die Welt gebracht hat.
32. Ein schönes Sortiment von Patentbackenbärten, für unbärtige Zierlinge.
33. Ein starker Knaul Zwirn, zum Ausflicken der Wetterschäden.
34. Eine Doppelbüchse, die doppelt so weit schießt, als eine einfache, weil sich ihre Kugeln einander im Laufe ablösen.
35. Ein Kinderlöffel für Riesen, von der Größe eines Vorlegelöffels für Zwerge.
36. Eine Baßgeige, an deren Bogen man das Colophonium erspart, wenn man ihrem Geiger die Gurgel schmiert.
37. Einige Symphonien, Conzerte, und Canons für diejenigen, welche Elend blasen und Trübsal geigen.
38. Ein Paar Heerpauken, mit Jakob Böhmens Haut bezogen. Die Schlegel dazu sind ein Paar Aesthetiker.
39. Ein goldnes ABCbuch für Besenbinder, in dem die Kunst des Besenbindens aus der Theorie des Absoluten abgeleitet und demonstrirt wird.
40. Die zehn Gebote auf zehn Schnapsgläsern, mit den Gegenbeweisen aus dem Wettlauf, in zierlichen Figuren von Steinabdrücken.
41. Ein pädagogischer Telegraph, womit ein einziger Lehrer nach pestalozzischer Methode in 50 Städten auf einmal Schule halten kann.
42. Ein Stimmhammer für Ehemänner, ihre zänkischen Hälften zur Eintracht zu stimmen.
43. Ein Raritäten=Preßzeug. Sobald man ein altvätersches Buch in dasselbe einklemmt, spielt ein Fratzengesicht alle Raritäten desselben aus. (Aus dem Beireisischen Nachlasse)".

Im selben „Museum"[12] sowie andernorts[13] ist außerdem das „Natur- und Kunstcabinet eines Raritäten-Sammlers" zu bestaunen, das zwar nichts mehr wörtlich aus Lichtenbergs Katalog entlehnt, ihm jedoch verdeckt ein kleines Denkmal setzt mit den Stücken

„Krünitz Encyklopädie. Brünner Auflage in 129 Bänden, von welchen der 1. – 87., dann der 88. – 124., endlich der 125. – 129. mangeln.
(Bei Antiquaren sehr leicht zu kompletiren.)
Göttinger=Kalender, 30 Jahrgänge mit Chodowieckischen Kupfern, welche abgehen.

Lavaters Phisiognomik in klein Octav – Grätz, 64 Seiten, von welchem Werke es auch eine Auflage in vier großen Quart=Bänden mit Kupfern giebt".

Schwerlich zu beweisen ist hingegen ein Einfluß Lichtenbergs auf ein Genre, das man als Ableger des satirischen Auktionskatalogs bezeichnen kann, den fingierten Meßkatalog, der sich vor allem in den dreißiger Jahren des vergangenen Jahrhunderts beträchtlicher Beliebtheit erfreut zu haben scheint, aber wohl auf einer älteren Überlieferung beruht. Demonstrandi causa zunächst wiederum ein Griff in Ortlepps Kompendium, in dem eine „Ankündigung neuer Werke für die Leipziger Ostermesse 1818"[14] abgedruckt ist, die insgesamt 36 Titel präsentiert, darunter die Nummern

„2) Naturgeschichte der Einfaltspinsel. Nach eigenem Systeme. Mit colorirten Kupfern und Silhouetten.
3) Die geistige Vegetation in dem Menschen. Eine zukünftige Preisschrift.
10) Vollständige Sammlung aller Staatsfehler, welche seit 25 Jahren in Europa gemacht worden sind. Zwei Theile".

Zusätzliches Anschauungsmaterial liefert abermals von Maltitz.[15] Dessen „Neuer Leipziger Meßkatalog" weist neun politische und vier medizinische Schriften auf, beginnend mit

„1) Alfieri's Buch über die Tyrannen, mit hoher Erlaubniß frei in der Manier des Louis Angely übersetzt vom Kammerherrn, Ritter, Herrn von .... .
2) Gründliche Untersuchung über die Legitimität Adams im Paradiese; mit einem mathematischen Beweise, wie dieselbe an einem und dem nämlichen Tage mit dem Löwen und Affen zugleich geschaffen worden.
3) Neuer praktischer Religions=Courszettel, oder tabellarische Uebersicht, was und wie viel bei Religions=Changirungen an Geld und Geldeswerth zu gewinnen. Genau berechnet auf Zins und Zwischenzinsen und eingerichtet für Uebertritte in die katholische, protestantische, jüdische, türkische, dalai lama'sche u. dgl. Religionen".

Zur gleichen Kategorie gehören zwei Beiträge Grillparzers von 1830 bzw. 1837,[16] des Grafen von Platen „Kurze Übersicht...": eine Art politisch-satirische Bibliographie raisonée, bezogen vornehmlich auf die russischen Verhältnisse,[17] und, in einem weiteren Sinn, das darauffolgende parodistische „Avertissement" Mörikes:[18]

„Büchertitel.
Die Longobarden und Gepiden von einem Vandalen.
Dudelsack und Pistole, ein Gegenstück zu Leier und Schwert.
Reim dich oder ich friß dich.
Apollo der Büchsenschäfter mit Hinblick auf Amor den Bogenschnitzer.
Der Scharfschütz, eine poetische Kleinigkeit.

*

Auszüge aus dem nächstjährigen Meßkatalog.
Goethes Romane, ein Roman von Immermann.
Knigges Umgang mit Menschen, in Gedichte gebracht von Rückert samt dem versifizierten Einmaleins als Anhang.
Die neuere Geschichte, ein Zyklus von 1837 Tragödien von Raupach.
Die deutsche Literatur, von einem Gymnasialschüler.
Über die Ehrlosigkeit Goethes, von einem Ehrlosen.
Theewasser, Novellen von Tieck.
Über den Kunstsinn der Goten und Vandalen.
Ob der Geist im Hamlet in einem geblümten oder gestreiften Schlafrock darzustellen sei? Für denkende Schauspieler von Tieck.
Der gestiefelte Kater, zweiter Teil, wo statt Ifflands Shakespeare die Titelrolle spielen, und den Platz des Hofrats Böttiger im Parterre Herr Hofrat Tieck einnehmen wird.
Beweis, daß vor Christi Geburt eine Poesie unmöglich war.
Über die Entbehrlichkeit des Malens in der Malerei.

*

Kurze Übersicht der vorzüglichsten Werke des Meßkatalogs von 1833.
Pietas Neroniana.
Dickleibiges Werk über die Frömmigkeit des Nero, und Auseinandersetzung, wieviele Verbrechen ein Monarch begehen und wieviele Millionen seiner Untertanen er ins Verderben stürzen darf, ohne das Prädikat der Frömmigkeit zu verlieren.
Über den Vorteil, eine keusche Großmutter gehabt zu haben.
Pietistisches Pamphlet, dem Selbstherrscher aller Reußen zugeeignet.
Bildnisse gekrönter Huren aus dem 18. Jahrhundert.
Beschäftigt sich bloß mit der russischen Geschichte. Übrigens eine reichhaltige Sammlung.
Der Tugendspiegel für Kinder beiderlei Geschlechts.
Enthält eine Lebensbeschreibung des Großfürsten Constantin.
Neues Frag= und Antwortspiel.
Zu weitläuftig, um hier beurteilt zu werden. Die erste Frage lautet: Wie kann man sich zu einer Adjutantenstelle bei einem asiatischen Souverän emporschwingen? Antwort: Indem man seinen Vater erdrosselt.
Abhandlungen über das Völkerrecht.
Enthält die Geschichte der nach Sibirien geschickten deutschen und französischen Kriegsgefangenen, nebst einer Abbildung der Knute.
Über die Erwerbung der jetzt so allgemein gewünschten Legitimität.
Beschäftigt sich mit der Geschichte des russischen Thronerben Iwan, welchen die Zarin Katharina II. im Gefängnis ermorden ließ.

Ausführliche Biographie aller Zaren, die eines natürlichen Todes gestorben sind.
Broschüre von wenigen Blättern.
Der unfehlbare Feldmesser, ein Büchlein für Anfänger.
Enthält die Berechnung der Quadratmeilen, welche Rußland im Laufe des vorigen Jahrhunderts erobert, und derjenigen, die es mutmaßlich im gegenwärtigen Jahrhundert erobern wird. Das Buch geht sehr in die Zahlen.
Warum die Russen, wie ihnen zugemutet wird, Asien nicht zivilisieren können?
Die Antwort ist, weil sie selbst nicht zivilisiert sind. Das Werk enthält ausführliche Berichte über die tausendjährige Kultur der Perser, Araber, Indier, Chinesen und anderer asiatischer Völker, nebst einer kurzen Abhandlung über den Reichtum der russischen Literatur. Von demselben Verfasser erschien:
Was ist leichter, die Büttel von Europa oder die Schulmeister von Asien zu machen?
Scharfsinnige Broschüre.
Vergleichung zwischen dem Pferde des Caligula, das zum Bürgermeister ernannt wurde, und dem Geheimen Staatsrat Stägemann in Berlin.
Die Vergleichung fällt ganz zum Vorteil des erstern aus.
Ursachen, weshalb in Rußland jeder Thronwechsel mit einer Revolution verbunden ist.
Die Ursachen werden sehr einfach angegeben. Lob der russischen Regierungsform, die trotz aller Revolutionen immer despotisch bleibt. Sie wird zur Nachahmung empfohlen.
Abbildung von mehr als hundert Lieblingen der Kaiserin Katherina II.
Ein zoologisches Werk. Daß hier von keiner Abbildung der Gesichter die Rede ist, versteht sich von selbst.
Elle s'est vengée en femme italienne.
Anekdote aus dem Kongreß von Verona, die sich um die Kraft des Zars Alexander herumdreht.

*

Avertissement
Von dem Antheil, welchen die vorgerückten Geschöpfe meiner Muse bei dem Publikum finden, wird es abhängen, ob eine Nachgeburt folgen soll oder nicht. Dieselbe würde u.A. nachstehende Stücke enthalten:

1. An den Kramets-Vogel. (Würde, in flakkischer Weise, etwa anfangen: „Du, Philomelens glücklichster Sang-Rival". etc.)
2. An die katholische Religion (Petrinism) Im von Hardenberg'schen Styl.
3. Bei Confirmation meines *Neveus* (unehlichen Zwitters meines Bruders) *mel:* Die Kröte, die etc.
4. Meine Ähnlichkeit mit v. *Matthisson.* Kritisches Poëm.

5. Umarbeitung des v. *Schiller*schen: *Lauretta am Flügel.* (Ich beginne: „Wenn dein Finger durch den Stahl-Darm geistert").
7. An Nane Z. Als sie einen angeschriebenen Gänserich von mir wünschte. („Die Feder, die den Sträfling schrieb")
8. Bei Betrachtung des Glanz-Gaifers der Gartenschnecke (*cochl. hort. Liñ.*). didaktisches Gedicht.
9. Sonett. Unter heftigen Schmerzen, als ich in einem Gehölze bei Zwerenberg lag und zu sterben meinte. (Der Verf. ist mit einem – medizinisch übrigens vielleicht interessanten – Nabelbruch behaftet).
10. Das Beuteltier (Dem H. Grafen v. Skrzynecki zugebaichnet)".

Es erscheint, wie gesagt, fraglich, ob Lichtenbergs Auktionsliste dem satirischen Bücherkatalog des 19. Jahrhunderts Vorschub geleistet hat. Da indessen Grillparzer, Platen und Mörike allesamt notorische Lichtenberg-Liebhaber waren, denen man getrost zutrauen sollte, bis zu Mr. Marlowe's Hinterlassenschaft vorgedrungen zu sein, ist ein derartiger Bezug zumindest bei ihren hübschen Blüten des Pflänzchens nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen.
Das Produkt eines anderen Schriftstellers, des Berliner Vormärzjournalisten Adolf Glaßbrenner, ist über dergleichen genealogische Bedenken erhaben. Seine „Auction von Artefacten und Raritäten" bekennt sich ausdrücklich zu dem Göttinger Vorbild. Gisela Kruszynski hat alle 69 Nummern dieses Katalogs aus dem „Komischen Volkskalender für 1848" bereits im Photorin (7-8, 1981f., 98-102) versammelt; deshalb kann auf eine Wiederholung des Textes verzichtet werden, nicht aber auf eine Reprise des gekonnten Vorspanns:

„G. C. Lichtenberg fand bekanntlich in einer Dorfbibliothek Englands einen Band von Swift's Werken, auf dessen letzten weißen Blättern ein Verzeichniß von merkwürdigen Auctionsgegenständen, wie „Ein Messer ohne Klinge, an welchem der Stiel fehlt" etc. mit der Bemerkung: in the manner of Dr. Swift, von sauberer Hand geschrieben war. Das Ganze war eine treffende Satyre auf einen Raritätennarren, den man spottweise nach dem Begründer der ausgezeichneten Naturaliensammlung des britischen Museums, Sir Hans Sloane nannte, der aber eigentlich Marlowe hieß. Früher glaubte ich, G.C. Lichtenberg habe diese Geschichte erfunden, um seiner eignen Satyre gegen deutsche Narren obiger Art eine passende Form zu geben, bei meiner jüngsten Reise durch England aber, welche ich in einem diplomatischen Auftrage des russischen Cabinets unternehmen mußte, kam ich durch dasselbe Dorf, besuchte die daselbst befindliche Bibliothek, fand den von G.C. Lichtenberg bezeichneten Band der Werke Swift's und überzeugte mich, daß unser berühmter Humorist jenes Verzeichniß wörtlich übersetzt hat. In einem daneben stehenden Bande nun fand ich ein zweites Verzeichniß, das nachfolgende, ebenfalls, „in the manner of Dr. Swift", und mit der gleichen Jahreszahl. Ich darf nicht annehmen, daß dasselbe damals den forschenden Blicken Lichtenbergs entgangen war, muß vielmehr den Grund, warum unser Humorist das zweite Ver-

zeichniß bei seiner deutschen Mittheilung verwarf, in der allerdings viel weniger gelungenen, matteren Satyre desselben suchen. Wenn ich es trotzdem mittheile, so mögen die Sachkundigen, die großen lebenden Satyriker Deutschlands, mich durch meine bekannte antiquarische Leidenschaft entschuldigen, welche der bisher unbekannten Arbeit eines Mannes, der durch Lichtenberg berühmt wurde, den kleinen Werth beilegte, einige Seiten deutschen Papieres zu füllen, die doch möglicherweise zu einem noch schlechteren literarischen Producte verwendet werden konnten.

A. B."

Damit hatte es nach meiner beschränkten Einsicht einstweilen sein Bewenden. Die Lust, derlei Register zu verfertigen und zu lesen, läßt nach, und so fällt auch Lichtenbergs Auktionskatalog mehr und mehr in Vergessenheit, wird buchstäblich selbst zum alten Plunder, und wenn er ausnahmsweise in einer neuen Auswahl seiner Schriften erscheint, meint der Herausgeber, das bedürfe einer Rechtfertigung. Ich denke an Felix Bobertag, der das Verzeichnis ganz an den Schluß rückt und es den Lesern nur „deswegen nicht vorenthalten" mochte, „weil ihm das unsterblich gewordene Messer ohne Klinge, an welchem der Stiel fehlt, als No. 1 angehört".[19]
In Wahrheit gehörte die Nr. 1 dem Katalog zu diesem Zeitpunkt nicht mehr an. Sie hatte sich längst abgenabelt und inzwischen solo einen nahezu atemberaubenden Höhenflug hinter sich. Ihre Popularität reicht weiter zurück. Schon 1839 konstatiert Heinrich Laube[20] bei dem angestrengten Versuch, Lichtenberg als obsolet abzutun, man spreche (noch) von einem Messer ohne Stiel, dem die Klinge fehle; und August Nodnagel reimt, um an Geläufiges anzuknüpfen und die Festversammlung richtig einzustimmen, in seinem Geburtstagssong zum 1. 7. 1842 gleich vorn:[21]

„Und wenn ich recht aus voller Brust ihn singe,
Wie mich Apoll beseelt,
Sei nur das Lied kein Messer ohne Klinge,
Woran der Stiel auch fehlt".

Geriet das allseits geschätzte Gerät trotzdem gelegentlich aus dem Blickfeld, gab es prompt Fahndungsaktionen, wie ein ‚Wanted' in den „Düsseldorfer Monatsheften"[22] bezeugt:

„Bekanntmachung.

Es ist ein Messer ohne Heft verloren gegangen, woran die Klinge fehlt. Unten folgt die Abbildung desselben".

Unter diesen Umständen konnte der Verlust nicht von langer Dauer sein. Das bekannte Flugobjekt wird denn auch bald darauf wieder gesichtet. Nicht immer, aber immer öfter und schließlich so oft, daß es in den siebziger Jahren als Lichtenberg gehörende Bezeichnung einer unmöglichen Existenz in Büchmanns Bibel

landete, dennoch munter weiter umhergaukelte und einmal sogar einem Anekdotenfriseur behilflich sein durfte, ausgerechnet Lichtenberg einen bejahrten Pfarrerwitz anzuhängen, der besser zu den Predigern Leibniz, F. H. Jacobi oder Hegel gepaßt hätte:[23]

„*Lichtenberg*. Dieser witzigste deutsche Kopf des vorigen Jahrhunderts, dessen Sarkasmen meist heute noch die volle Wirkung sich erhalten haben – zum Beispiel das Gleichniß vom Messer ohne Stiel, an dem überdies die Klinge fehlt – war zwar Professor der schönen Wissenschaften an der Universität zu Göttingen, was aber nach damaliger Sitte nicht hinderte, ja sogar Pflicht der Professoren war, an Sonntagsnachmittagen die Predigt in der Kirche zu halten. Lichtenberg war besonders bei den Bauersleuten der Umgegend, seiner „eindringlichen Beweisführung" wegen, sehr beliebt und man holte den kleinen feinen alten und witzigen Herrn oft mittelst Wagen nach dem oder jenem Dorfe ab, um seiner Predigt aufmerksamst zuzuhören und in der Verehrung durchaus nicht gestört zu werden durch die unverhältnismäßig langen und dünnen Aermchen des Gestikulirenden, sowie durch den sehr respectablen Höcker des kleinen Professors.
Eines Nachmittags hatte er wieder einmal in irgend einer der Dorfkirchen gepredigt, und zwar sehr wirksam über den Text: „Alles ist wohlgerathen, wie es Gott geschaffen!"

Da er nach der Predigt sich aus der Kirche begeben wollte und all die durch ihn Gebannten ihm Raum gaben, vertrat ein kleines verwachsenes Bäuerlein, das sich eines nicht mindern Höckerchens erfreute, dem Doppelgänger den Weg und sagte ganz dreist: „Sie haben gepredigt, Herr Pastor, daß Alles wohlgerathen ist, wie es Gott geschaffen. Nun, sehen Sie doch sich und mich an! Sind wir beide jämmerliche Bucklige vielleicht auch „wohlgerathen?"
„Vollkommen!" erwiederte Lichtenberg hastig, „nämlich als Bucklige sind wir vollkommen wohlgerathen, man kann sich keine gelungenern Exemplare denken! Aber freilich nicht als Geradgewachsene. Also sieht Er, Mann, daß ich recht habe, Gott den Preis und die Ehre zu geben!"

Nach alledem dürfen wir gegen Ende des ersten Säkulums post Lichtenberg mit Richard Moritz Meyer[24] das hocherfreuliche Fazit ziehen, es sei mit der Erinnerung an ihn gegangen wie mit seinen Bemühungen: Nichts blieb übrig als wenige Aphorismen, und die Meisten kennen von den zahllosen, tiefen und geistreichen Worten Lichtenbergs nichts als das „Messer ohne Klinge, dem der Stil [!] fehlt".

3.

Im 20. Jahrhundert stößt der Auktionskatalog im ganzen ebenfalls kaum mehr auf ein allgemeines Interesse. Leopold Hirschberg[25] preist ihn 1919 zwar noch als einen der köstlichsten von Lichtenbergs launigen Einfällen, doch wird er von bei-

nahe allen Editoren streng unterdrückt. Soweit ersichtlich, hat vor Promies (1972) nur Goldschmit alias Goldschmit-Jentner „die witzigen Unmöglichkeiten wie das fast klassisch berühmt gewordene Messer ohne Klinge ..." im Angebot.[26] Desgleichen übergehen das Verzeichnis stillschweigend sämtliche großen Lichtenberg-Monographien, ausgenommen die Albert Schneiders (1954), die der „Liste d'une collection d'objets qui doit être vendue" immerhin eine halbe Seite widmet und die ersten sechs Nummern in französischer Übersetzung darbietet.[27] Erst seit kurzem kann man den Katalog in einem ansehnlich aufgemachten Einzeldruck (1988) sowie in einer Auswahl „Satirischer Schriften" (1991) nachlesen, was ab 1983 schon im Tschechischen möglich war, dem Jahr, in dem ein gewisser Herr Wilhelm Ennenbach die bisher einzige Einzeluntersuchung „Zu einer Satire Georg Christoph Lichtenbergs über das Sammelwesen"[28] veröffentlichte; diesen Traktat habe ich nicht beigezogen.

Auch neuere Nachahmungen, die hinreichend wahrscheinlich direkt oder mittelbar auf Lichtenbergs Scherzartikel fußen, lassen sich nurmehr schwer ausmachen. Unsicher ist das insbesondere bei einem Seitenstück zum Meßkatalog, dem fingierten Antiquariatskatalog, zu dem Anton Kippenberg 1905 den prächtigsten Beitrag stiftete, die „Bibliothek Meyer-Stallupönen" mit ihrem wahrlich starken Stück Nr. 21:

> „Corpus *Lichtenbergense*, in quo continentur Georgii Christophori Lichtenberg epistolae, quae supersunt. Edidit Carolus Schüddekopf Vimarensis A.D. 1904. 58 Quartbände in Maroquin mit reicher Goldpressung. M. 1400.– Die in *einem einzigen* Exemplar gedruckte Hochzeitsgabe des grossen Vorläufers Emil Meyers für seine Gattin. Feiner hat wohl niemals ein Mann der geliebten Lebensgefährtin gehuldigt. Von bekannter Seltenheit".

In dieselbe Rubrik fallen die beiden folgenden Nummern,[29] nicht aber die eigenartige dritte Übersicht, die die ewigen Bestenlisten aufspießt und laut glaubhafter Versicherung des Autors nur Arbeiten enthält, „die ein wirklich persönliches Verhältnis eines bücherkundigen Verfassers zeigen":

1.*Catalogus* etlicher sehr alten Buecher, Welche neulich in Irrland auff einem alten eroberten Schlosse in einer Bibliothec gefunden worden. Anno 1649. Nach der Orig.-Ausgabe der Preußischen Staatsbibliothek in 300 Exemplaren gedruckt und den Mitgliedern ... der Gesellschaft der Bibliophilen gewidmet von Hermann Hartmeyer. 8 Bl. (Hamburg 1925).[30]

2. Auktion 1000. Teile der Bibliothek des hervorragenden Schizophrenisten Balduin Sternhagel. 8 Bl. Mit Abbildungen. (Leipzig 1935).

3. Die Listen der besten Bücher. Ein bibliographischer Versuch. Von Heinrich Falkenberg in Herchen a.d. Sieg.[31]

Das requisitenlose Messer ist demgegenüber stärker im Gedächtnis und im Gespräch geblieben. Zum Beweis dieser bis zur jüngsten Gegenwart andauernden Vitalität und Resonanz anbei, strikt chronologisch geordnet, ein Extrakt aus meinem durchaus vollständigen „Verzeichnis einer Sammlung von Zitaten in der

neueren Weltliteratur, vornehmlich der deutschen, welche Lichtenbergs Messer ohne Klinge etc. betreffen":

1) Sigmund Freud (1905):[32]

Eine ähnliche Unsinnstechnik ergibt sich, wenn der Witz einen Zusammenhang aufrecht erhalten will, der durch die besonderen Bedingungen seines Inhalts aufgehoben erscheint. Dazu gehört Lichtenbergs Messer ohne Klinge, wo der Stiel fehlt.

2) Cursor (1922):[33]

Es existiert nämlich etwas, ohne das die Republik so unvollständig ist wie «Lichtenbergs Messer ohne Griff und Klinge»; dies etwas, das sind die Republikaner.

3) André Breton (1939):[34]

Voici l' un des grands maîtres de l'humour. C'est l'inventeur de cette sublime niaiserie philosophique, qui configure par l'absurde le chef-d'œuvre dialectique de l'objet: «un couteau sans l'ame, auquel manque le manche».

4) André Breton (1939) [Aus dem Französischen]:[35]

Wir haben es hier mit einem Großmeister des Humors zu tun. Er ist der Erfinder jenes höheren philosophischen Blödsinns, der mittels des Absurden das dialektische Meisterstück zuwege bringt: «Ein Messer ohne Klinge, dem der Griff fehlt».

5) Ludwig Wittgenstein (1939):[36]

Ein deutscher Philosoph [Lichtenberg] hat einmal von dem Messer ohne Griff, dessen Schneide verlorengegangen ist, gesprochen. Sollen wir sagen, dies sei Unsinn? Und wann sagen wir, etwas sei kein richtiger Gebrauch des Wortes «Messer» mehr, sondern eine unsinnige Gebrauchsweise?

6) Horst Kunze (1943):[37]

Das „Messer ohne Klinge ..." ist das klassische Beispiel für die contradictio in adjecto geworden.

7) Friedrich Georg Jünger (1948):[38]

Die Ironie ist mit dem Schönen unvereinbar, und eine ironische Liebe gleicht dem hölzernen Eisen oder jenem berühmten Messer, das weder Griff noch Klinge hatte.

8) Wolfgang Promies (1967):[39]

Damit [mit Lichtenbergs Brief an Tychsen vom 21.11.1797] dürfte feststehen, daß Lichtenberg nicht der Finder dieses Geflügelten Wortes ist.

9) Lutz Röhrich (1973):[40]

„Ein Messer ohne Klinge, an dem der Stiel fehlt": ein ‚Nichts', scherzhafte Wendung, die G. Chr. Lichtenberg (1742-99) geprägt hat.

10) N.N. im *stern* (Ende der siebziger Jahre):[41]

«Ist das der Dolch
ohne Stiel, an dem die
Klinge fehlt?»

Diese Frage stellte der Aphoristiker und

Physiker Georg Lichtenberg angeblich beim
Besuch einer Waffenkammer

11) Hans Mentz (1984):[42]

Mein Lieblingsobjekt freilich wird auch da [auf einer Philip-Garner-Schau] wieder mal nicht dabei sein, das – wenn ich nicht irre – erste, witzigste, verstörendste aller Unsinnobjekte, eine Erfindung des Herrn Georg Christoph Lichtenberg aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts: „Ein Messer ohne Klinge, dem der Griff fehlt".

12) Jürg Laederach (1992):[43]

Man komme nicht mit dem berüchtigten Messer, dem der Griff und noch was fehle! Pah! Reine Nihilifizierung, grobe Aufhebung, destruierende Subtraktion auf Null!

13) Ulrich Joost und Albrecht Schöne [unter Mitwirkung von Julia Hoffmann] (1992):[44]

Die Herkunft der Redensart nicht ermittelt; Wander, Dt. Sprichwörter-Lexikon 3, 1873, 645 führt sie auf L. zurück.

Eine stattliche Bilanz fürwahr, jedoch keine voll befriedigende, weil hie und da die feste Zuversicht durchschimmert, Lichtenbergs Nr. 1 sei im Grunde dummes Zeug, dem das real existierende Sein fehle. Den schrecklichen Positivisten mußte, das wurde mir immer deutlicher, das vermeintliche Nullum frei Haus serviert werden. Wo aber mit den Nachforschungen beginnen? Als erste Adresse bot sich nicht von ungefähr Göttingen an, besitzt das dasige Museum doch bekanntlich von Lichtenbergs Porträt die Kopie eines nicht vorhandenen Originals oder umgekehrt,[45] warum dann nicht auch sein famoses Messer? Gedacht, gemacht, der Versuch ist (nicht) strafbar:

An das Städtische Museum Göttingen, Postfach

Sehr geehrtes Museum!
Gestatten Sie mir eine Anfrage. Im Fernsehen und anderswo ist in letzter Zeit häufiger von Lichtenbergs berühmtem Messer die Rede. Ich weiß nicht, was es damit auf sich hat. Da Lichtenberg in Göttingen lebte und gestorben ist, kam mir der Gedanke, dieses Messer könnte vielleicht in Ihrem Museum aufbewahrt werden...

Stadt Göttingen.
Der Oberstadtdirektor.
Amt 44 Städt. Museum

Göttingen, den 14. 05. 1993

Sehr geehrter Herr Kays![46]
Auf Ihre Anfrage muß ich Ihnen leider mitteilen, daß ich etwas ratlos bin. Ich denke mir, daß es sich bei dem von Ihnen apostrophierten „Messer" nicht um einen Haushaltsgegenstand, sondern wohl doch eher um ein wissenschaftli-

ches Gerät, nämlich ein Meßgerät handelt. Ohne genauere Bestimmung kann ich Ihnen aber keinen Hinweis geben, an welcher Stelle Sie nach Lichtenbergs Messer suchen sollten.
Ich bedauere, Ihnen keine genauere Auskunft geben zu können,
und bin
mit freundlichen Grüßen
gez. [leserlich]
Kustos

Ein überraschender Aspekt! Der Göttinger Fingerzeig gemahnt an Savignys Schneemesser, von dem Lichtenberg in England Kunde gibt und auch niemand nichts Genaues weiß.[47] Dem wachsamen Kustos ist entgangen, daß Lichtenberg beim Schreiben an Heyne unzweideutig „das" Messer eingefallen ist. An welchem Ort könnte sich selbiges sonst verborgen halten? Im Heimatmuseum zu Ober-Ramstadt, das, wird über Lichtenberg gehandelt, stets bedacht sein will, habe ich es niemals zu Gesicht bekommen, weder als Devotionalie, noch unter den vielfältigen Exponaten heimischen Bürgerfleißes. Stimmt also womöglich doch, was Herz kolportiert, sollte Mr. Marlowe's Kollektion seinerzeit wirklich an jenen reisefreudigen teutschen Edelmann gegangen sein, den sie in London den kuriosen Baron nannten und der hierzulande, wenn nicht alles täuscht, unter dem schmeichelhafteren Epitheton „Lügenbaron" jedermann/frau ein Begriff ist? Auch dieser Fährte galt es nachzuspüren:

An die Stadt Bodenwerder
Münchhausen-Sammlung

Sehr geehrte Damen und Herren,
ich erbitte eine kurze Auskunft. G. C. Lichtenberg erzählt in einem seiner Kalenderaufsätze von einer Versteigerung in England, deren Katalog als erste Rarität „ein Messer ohne Klinge, an welchem der Stiel fehlt", aufweist. Im „Neuen Teutschen Merkur" von 1798 weiß dazu ein ungenannter Einsender zu berichten, die Sammlung sei damals en bloc von einem weitgereisten deutschen Baron erstanden worden, dessen Bekanntschaft er, der Verfasser, danach „in B..." gemacht habe. Mit dem Kürzel ist vermutlich Bodenwerder gemeint, woraus folgt, daß besagter Baron niemand anders als der Freiherr von Münchhausen war, dessen Erbe in Ihrer Stadt so treu gepflegt wird.
Teilen Sie mir bitte mit, ob diese Annahme zutrifft und sich obiges Messer in Ihrem Archiv befindet.
Mit freundlichen Grüßen

Stadt Bodenwerder
Münchhausenstadt im Weserbergland
Der Stadtdirektor

24. Juni 1993

Sehr geehrter Herr Achenbach,
bezugnehmend auf Ihre Anfrage vom 24.05.93 möchte ich Ihnen mitteilen, daß Ihre Vermutung, es handele sich bei dem Baron aus „B..." um Hieronymus von Münchhausen, wahrscheinlich nicht zutreffend ist.
Hieronymus von Münchhausen ist nachweislich nie in England gewesen. Da er 1797 im Februar starb und bereits einige Jahre vorher als verbittert und menschenscheu galt, wird er auch nicht mehr als weitgereister Weltmann aufgetreten sein.
Zu dem Messer speziell kann ich nur sagen, daß es hier bisher nicht aufgefunden wurde. Ich schließe allerdings nicht aus, daß es sich in Bodenwerder befindet. Da es allerdings weder Klinge noch Stiel aufweist, dürfte ein Auffinden so gut wie unmöglich sein, es sei denn, es befände sich ein Zettel daran.
Ich hoffe, Ihnen mit meinen Angaben gedient zu haben und verbleibe
mit freundlichen Grüßen
– Museumsleiterin –

Gedient schon, aber glatt gelogen, wenigstens teilweise. Der Freiherr menschenscheu und nie in England? In seinen Memoiren steht schwarz auf weiß das Gegenteil, besonders klar in den englischen Ausgaben, die seine Inselbesuche obendrein durch Lichtbilder dokumentieren. Davon sei eins hergesetzt,[48] das ebensogut mit dem Vermerk hätte versehen werden können: Munchhausen with Sir H. Sloane's swinged knife without ... (s. Abb. S. 49).
Daß der Suche im Weserbergland der erwünschte Erfolg versagt blieb, liegt freilich entgegen der Ansicht des Stadtdirektors weniger an der Zettellosigkeit des Messers als an der Findigkeit der dritten musealen Einrichtung, mit der der Verfasser im Zuge der Erhebungen einen kurzen Briefwechsel zu führen sich genötigt sah:

An das
Deutsche Klingenmuseum
Klosterhof 4
5650 Solingen-Gräfrath

Sehr geehrte Damen und Herren!
Ich habe folgendes Anliegen: Der verstorbene Schriftsteller und Physiker Georg Christoph Lichtenberg berichtet irgendwo von einer Auktion in England, auf der als größte Rarität ein Messer ohne Klinge und Griff versteigert worden ist. Gibt es in der Ihnen bekannten Fachliteratur Hinweise darauf, wer dieses Messer damals erworben hat und wo es sich gegenwärtig befindet? Ich habe das nicht feststellen können.
Sollten Sie wider Erwarten selbst das Original, eine Nachbildung oder ein ähnliches Stück in Ihrem Museum haben, wäre ich für eine Beschreibung, besser noch: ein Foto, dankbar. Die Kosten übernehme ich gern.
Mit freundlichem Gruß

Deutsches
Klingenmuseum
Solingen

Ihre Anfrage vom 12. 5. 1993
Messer ohne Klinge und Griff

Sehr geehrter Herr Achenbach,
haben Sie vielen Dank für Ihre Anfrage.
Sie haben unwahrscheinliches Glück, denn wir besitzen diese Rarität; allerdings zwei Exemplare und wir vermögen uns nicht zu entscheiden, welches das Original und welches die Kopie ist. Vielleicht können Sie uns weiterhelfen.
Wenn Sie Fotos veröffentlichen wollen, dann bitte nur mit Besitznachweis. Für unsere Unterlagen erbitten wir ein Belegexemplar.
Für die Ausleihe der Fotos (bitte nach Verwendung zurück) berechnen wir Ihnen

je Foto 10.— DM	20,– DM
+ ant. Porto- und Versandkosten	3,– DM
	23,– DM

Die Überweisung des Betrages erbitten wir innerhalb von 10 Tagen auf das Konto der Stadtkasse Solingen Nr. 2766 bei der Stadt-Sparkasse Solingen, BLZ 342 500 00, unter Angabe der HHSt. 2-320.13020-2.
Mit freundlichen Grüßen
Hans Knopper M. A.
Stellv. Museumsleiter

Anlage 2 Fotos Messer ohne Klinge und Griff



Fein! Eine sorgfältige Prüfung beider Fotos durch Augenschein und Vergleich mit Ottos vortrefflicher Reproduktion im Ausstellungs-Katalog „Lichtenberg-Connection“[49] (s. Abb. S. 28) ergab übrigens eindeutig, daß die Solinger Kopie das Original, das Original dagegen eine frappierend gelungene Fälschung darstellt.

4.

Zu klären bleibt die Originalität Lichtenbergs. Das, was er einleitend zur Herkunft des Verzeichnisses anmerkt: Übertragung einer von sauberer Hand genommenen Abschrift aus einem öffentlichen Blatt in einem Band von Swifts Werken in der Bibliothek eines englischen Landhauses, klingt zu schön, um wahr zu sein. Dennoch ist, wie bei den Querlesungen, dem Anschlagzettel im Namen von Philadelphia und bei der Methyologie, ein englisches Muster ernsthaft in Betracht zu ziehen, obwohl Lichtenberg den Zusatz „Nach dem Englischen“ in K 4 höchstpersönlich als literarischen Trick entlarvt: das gäbe Sicherheit und deswegen Leichtigkeit. Die britische Vorlage mag tatsächlich Swift geliefert haben, in dessen Manier der Katalog angeblich verfaßt ist. Ich habe bei diesem bislang aber lediglich ein nur entfernt verwandtes Inventarium ermittelt:[50]

„A true and faithful inventory of the goods belonging to Dr. Swift, vicar of Laracor, upon lending his house to the bishop of meath till his palace was rebuilt.

An oaken broken elbow-chair;
A caudle-cup without an ear;
A batter'd shatter'd ash bedstead;
A box of deal, without a lid;
A pair of tongs, but out of joint;
A back-sword poker, without point;
A pot that's crack'd across, around
With an old knotted garter bound;
An iron lock, without a key;
A wig, with hanging quite grown grey;
A curtain, worn to half a stripe;
A pair of bellows, without pipe;
A dish, which might good meat afford once;
An Ovid, and an old Concordance;
A bottle-bottom, wooden platter,
One is for meal, and one for water;
There likewise is a copper skillet,
Which runs as fast out as you fill it;
A candlestick, snuff-dish, and save-all;
And thus his household goods, you have all.
These to your lordship, as a friend,
Till you have built, I freely lend:

They'll serve your lordship for a shift;
Why not, as well as Doctor Swift?"

Hinweise, die der Erhellung des Sachverhalts dienen, sind jederzeit willkommen. Swift-Kenner aller Länder meldet Euch!

Auch in Deutschland setzt die katalogförmige Ansammlung imaginärer Sachen zum Lachen nicht erst mit und durch Lichtenberg ein. Er selbst benennt in seinem Brief an Agnes Wendt vom 16. 12. 1797[51] allgemein den „hinckenden Bothen" als Ahnherrn, von dem der „Auctions=Catalog" so was habe, und er hätte konkret auf Jean Pauls „Feilbietung eines menschlichen Naturalien Kabinetts" von 1789[52] verweisen können, wo sich unter anderem ein versteinertes Herz findet, „das der Paraschist aus dem Leibe eines Königs nach seinem Tode holte", desgleichen „die Stirn eines alten Advokaten, eisern wie die daneben hängende rechte Hand des Götz von Berlichingen" und als Höhepunkt, in saurem Spiritus seit zwei Jahren konserviert, der eigene Körper des Inhabers, der indes mit den übrigen Stücken nicht verauktioniert werden soll. Ähnliches begegnet ansatzweise in Musäus' „Physiognomischen Reisen", vor allem aber in jüngeren Humor-Sammlungen und Kompilationen wie Carl Julius Webers „Demokritos". Weber[53] referiert dort aus vor über hundert Jahren „belachten Büchern", die jetzt nicht mehr zum Aushalten seien, dem „Kunst= und Naturalienkabinett zu Narrenburg" etwa, „wo man Kämme sieht aus den Hörnern der sieben magern Kühe Pharao's, die Taschenuhr Herodis, das ABCbuch Adams, das Skelett eines Kindes von einer keuschen Jungfrau" und dergleichen mehr, das so oder in abgewandelter Gestalt wieder bei „neuern Witzgeistern" anzutreffen ist, zum Beispiel heutzutage im Münchner Valentin-Musäum.[54] Auch Weber berichtet noch von einer „Versteigerungsankündigung" aus der Zeit kurz vor dem Sturz Napoleons, derzufolge zu erwerben waren: ein zerbrochenes eisernes Scepter, eine schlecht ausgebesserte Krone, eine Hand der Gerechtigkeit, die nie gebraucht wurde, so gut als neu, eine Abhandlung über den Vortheil von Postwagen bei militärischen Retraiten usw.

Kein Zweifel demnach, daß Lichtenbergs komischer Katalog in einer langen Tradition steht, die auf den christlichen Reliquienkult zurückgehen dürfte, ganz sicher aber mächtigen Auftrieb erhielt durch den Sammeleifer und die Kuriositätensucht der Aufklärung.[55] Man lese nur, mit welchem Enthusiasmus deren Zeitschriften Sonderbares und Abnormitäten jeglicher Art vermelden und die letzten Winkel der überall entstehenden Museen „nebst andern zum Behuf der Naturkunde getroffenen Anstalten" beleuchten. Manche dieser Berichte nehmen sich wie realsatirische Auflistungen aus, ich begnüge mich mit einer Nachricht aus dem Gothaer Magazin[56] von 1787, die das „Naturalien=Kabinet des Herrn Menagerieverwalters Schildbach in Cassel" betrifft und an Sehenswürdigem, „vermittelst dessen sich auf das Ganze schließen läßt", beschreibt:

1) Eine Gruppe, zeigt die 3 Naturreiche, die 4 sogenannten Elemente, und 4 Jahrszeiten, auf 3 erhöhten Stufen; unten sind die 3 Zeitläufe aus der

Mosaischen und Egyptischen Geschichte, auf der mittlren Stufe die Griechische, und auf der obern die Römische Geschichte angebracht; auf den 4 Ecken die 4 Welttheile; alles figürlich vorgestellt, in einem großen Glaskasten.

2) In einem Glaskasten ist die ganze Entstehung des animalischen und vegetabilischen Reiches, bis zum völligen Ausgang stufenweise vorgestellt.
3) Eine Anzahl in= und ausländischer vierfüßiger kleiner Thiere ist gut und natürlich ausgestopft und ausgestellt.
4) Eine Sammlung einheimischer Vögel in Gruppen, die beyden Alten mit ihrer Nahrung auf grünen Aesten, ihr Nest an oder in den Oertern, wo der Vogel zu nisten pfleget, die Eyer, ein kleines, ein ausgeflogenes Junge, in Glaskasten.
10) 40 Geschlechter von einheimischen Hölzern, von ihrer Entstehung bis zum Vergang, wie Bücher aufgestellt.
13) Die Hessische Pomologie sehr natürlich in Wachs.

Die Leser wurden nachgerade überschwemmt mit merkwürdigen Erscheinungen und Beobachtungen, Erfindungen, neuen Maschinen und physikalischen Gerätschaften aus aller Welt, Stoff genug, an dem sich der learned wit leicht entzünden konnte, ja mußte. Die Kuriosität ist die Reliquie der Ungläubigen, sagt Sigismund von Radecki, und – die schönsten Kuriositäten seien die erdachten: Adams Nabel, Noahs Ölzweig, Diogenes' Tonne, das Ding an sich; schon der Gedanke an eine solche Sammlung erwärme das Herz.[57] Der Gedanke, eine solche Sammlung anzulegen, lag also in der Luft, zu verwirklichen begann ihn Lichtenberg bereits um 1783/84 im Sudelbuch H, wie aus einer Notiz im Roten Buch[58] hervorgeht. Neuerlich animieren, das Material zu sichten und einen Kalenderaufsatz daraus zu machen, ließ er sich, das möchte ich namentlich aus seiner Äußerung gegenüber Heyne schließen, durch die diversen Bestandsaufnahmen von Sammlungen „physischer" Apparate, die ihn aktiv wie passiv besonders stark im Sommer 1795 in Anspruch nahmen. Insofern ist bei dem „gelehrten Artikel" erkennbar ein Schuß Selbstironie im Spiel, was Weber[59] mit bewogen haben wird, Lichtenbergs Meisterschaft und den großen Abstand zu seinen Vorläufern zu rühmen, von denen er noch einen Titel angibt, den „Katalogus wahrer Bücher, Frankfurt und Leipzig 1720". Damit könnte das Werk gemeint sein, das Eduard Grisebach in zwei Auflagen besaß und im Anhang zum „Weltlitteratur=Katalog"[60] unter Nr. 2626 präzise registriert:

„*Catalogus* von den raresten Büchern und Manuscriptis, welche bishero in der Historia Litteraria noch nicht zum Vorschein kommen: nun aber nebst einem ziemlichen Vorrath/ von allerhand fürtrefflichen Antiquitäten, Gemählden, Medaillen, Statuen, Naturalien, Instrumenten, Machinen und andern unvergleichlichen Kunst-Sachen/ an die meist-bietende verkaufft werden sollen. Frankfurth und Leipzig. Anno 1720 (in kl. 8°; 102 pp).
Mit Frontispice in Rothdruck, Carolo Cefio et Edelin fc. A. 1719".

Und Grisebach fügt den Kollationen eine betrübliche Mitteilung hinzu, nämlich die, daß in der Sparte „Gebundene Bücher" als Nr. 85 aufgeführt sei: „Ein gantz neues *Trenchier*-Messer ohne Klinge und Hefft..." Ob Lichtenberg dieses Buch jemals in der Hand hatte, wissen wir nicht, nun aber definitiv, daß es sich bei der Nr. 1 seines Auktionskatalogs nicht um ein Eigengewächs handelt, was sich schon nach der Formulierung im eingangs zitierten Brief an Heyne abzeichnete. Wahrscheinlich hat auch der ungenannte Autor der Grisebachschen Nr. 2626 die wundersame Gerätschaft nicht selber ersonnen, sondern sie ebenso wie Lichtenberg als gängige Redensart vorgefunden und verwertet.

Wie dem auch sei, unbestritten hat Lichtenberg das griff- und klingenfreie Messer berühmt und hoc modo zumindest eine importante Person unserer Tage hellhörig und neugierig gemacht. Hirsch heißt der Mann, Burkhard Hirsch, seines Zeichens FDP-Politiker, von dem die E 215 nachgebildete Bemerkung über das Gauck-Archiv stammt: „Die Behörde ist ein Spiegel. Wer hineinblickt, darf sich nicht wundern, wenn er nicht schöner aussieht, als er ist".

„Was ich von Lichtenberg zuerst hörte", entsann sich Hirsch auf Verlangen rechtzeitig zum Jubiläumsjahr 1992,[61] „das war die Redewendung von dem ‚berühmten Lichtenberg'schen Messer ohne Heft und ohne Klinge'. Ich habe nie danach gefragt, was es damit auf sich habe. ‚Man muß sich hüten, manche Dinge nicht bekannt zu nennen, weil man gerade zuweilen darin sieht, daß sie einem unbekannt waren', sagt er selbst. So bin ich schließlich dazu gekommen, die Sudelbücher zu lesen, und wer es nun wissen will, was es mit dem Messer auf sich hat, der soll es selbst suchen, zumal der Witz dieser Geschichte heute noch skurriler wirkt, als der Nachlaß des Dr. J. Swift den zeitgenössischen Leser erheitert haben mag". Im Anfang war das Wort.

1 Bw 4, Nr. 2552.
2 Bw 4, Nr. 2793.
3 Vgl. Ernst Paul Heinrich Magin: *Über Georg Christoph Lichtenberg und seine noch unveröffentlichten Handschriften.* Hamburg 1913, 29.
4 Laut Anm. 1 zu Bw 3, Nr. 2793.
5 Wie Anm. 4.
6 Zitiert nach: J. G. Seume's *sämmtliche Werke.* Hrsg. und mit einem Vorwort begleitet v. Adolf Wagner. Zweite, rechtm. Gesamt=Ausg. in Einem Bande. Leipzig 1837, 351.
7 Vgl. Ludwig Börne: *Sämmtliche Schriften.* Neu bearbeitet und hrsg. von Inge und Peter Rippmann. Dreieich 1977. 4, 38.
8 Wie Anm. 7. 1, 15.
9 Ebenda. 1018-1020. Es wäre gewiß lohnend, Börnes Lichtenbergrezeption einmal gründlich zu untersuchen. Erste Ansätze finden sich in H. Lessers Berliner Dissertation: *Form und Gehalt des Feuilletons bei Georg Chr. Lichtenberg.* 1954, 139-146.
10 Entnommen aus: *Pfefferkörner. Im Geschmack der Zeit ernster und satyrischer Gattung von G. A. Freiherrn von Maltitz. Zweites Heftlein.* Hamburg 1832, 209-212.
11 Erschienen in: *Bibliothek des Frohsinns. Neue Folge. V. Section.* Stuttgart 1842, Erstes Bändchen, 100-103. Einiges davon zitiert Carl Julius Weber aus alten Büchern in:

Demokritos oder hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen. 4. Aufl. Stuttgart 1854. 11, 122-123. Desgl. *Das große Deutsche Anekdoten=Lexikon.* Erfurt 1844. 11. Lieferung, 407.

12 Zweites Bändchen, 5-9.

13 *Conversations-Lexikon für Geist, Witz und Humor.* Hrsg. von G. Saphir. Dresden 1852. 2, 1111-1112.

14 Erstes Bändchen, 79-82.

15 Wie Anm. 10, Erstes Heftlein, 136-140.

16 *Sämtliche Werke.* Vollst. Ausg. in 16 Bänden. Hrsg. von Moritz Necker. Leipzig o. J. 11, 161.

17 *Sämtliche Werke in zwölf Bänden.* Hrsg. von Max Koch und Erich Petzet. Leipzig o. J. 11, 183-185.

18 *Sämtliche Werke.* Briefe. Ausg. in drei Bänden. Hrsg. von Gerhart Baumann in Verb. mit Siegfried Grosse. Stuttgart 1961. 2, 755.

19 Vgl. *G. Ch. Lichtenberg, Th. G. v. Hippel und Al. Blumauer.* Hrsg. von Felix Bobertag. Berlin und Stuttgart o. J. [1886], (Kürschners Deutsche National-Literatur 141) 8.

20 In: *Geschichte der deutschen Literatur* von H. L. Stuttgart 2, 1839, 198.

21 Vgl. *Photorin* 11-12, 1987, 67.

22 Redig. von Lorenz Clasen. Jg. 1847-48, 160.

23 Fundstelle nicht ermittelt. Vorlage ist ein von Joost entdeckter Zeitungsausschnitt, vermutlich aus dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts. Daß es sich um einen alten Wanderwitz handelt, bestätigt das Anekdoten-Lexikon (wie Anm. 11), wo unter dem Stichwort „Buckeliger" steht: Ein Pfarrer predigte, daß Gott Alles gut gemacht habe. – Ein Buckeliger begegnete ihm hierauf und sagte zu ihm: „Wie können sie, Herr Pfarrer, behaupten, daß Gott Alles gut gemacht? Sehen Sie mich an – bin ich auch gut gemacht?" – Der Pfarrer antwortete: „O ja, denn für einen Buckeligen sind Sie erst gut gebaut".

24 Vgl. R. M. Meyer: *Jonathan Swift und G. Ch. Lichtenberg. Zwei Satiriker des achtzehnten Jahrhunderts.* Berlin 1886, 77.

25 Vgl. *Erinnerungen eines Bibliophilen.* Berlin-Wilmersdorf 1919, 54.

26 Vgl. *Lichtenbergs Werke in einem Band.* Hrsg. von Rudolf K. Goldschmit. Stuttgart 1924 u. ö., 320-327. 434.

27 Vgl. *G.-C. Lichtenberg. Précurseur du Romantisme. L'Homme et l'œuvre.* Nancy 1954, 163.

28 In: *Neue Museumskunde.* Jg. 26. Berlin 1983. H. 2, 145-150 mit Ill.

29 Vgl. *Bibliotheca Bibliographica. Bücher über Bücher, Bibliotheksbeschreibungen und Sammlungskataloge aus fünf Jahrhunderten.* Katalog 11. Februar 1980 der Antiquariate W. Krieg in Wien und W. Braecklein in Berlin, 117 (Hinweis von Heinz Fabritius).

30 Der Kat. merkt dazu an: Neudruck eines der ältesten Kataloge mit fingierten Büchern. Das Nachwort von Fedor von Zobeltitz enhält eine Geschichte dieser Gattung.

31 In: *Zeitschrift für Bücherfreunde.* N.F. 1911, 45-47.

32 Vgl. *Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten,* in: *Gesammelte Werke.* Dritte Aufl. Frankfurt am Main: Fischer 1961. 6, 64 (Anm. 1).

33 In: *Die Fackel.* Hrsg. von Karl Kraus. Reprint-Ausgabe Frankfurt: Zweitausendeins. 9. Heft Nr. 649-656, 96.

34 Zitiert nach G. C. Lichtenberg: *Aphorismes. Préface de André Breton. Edition du Club Français du Livre 1947, Lettre-Préface.*

35 Vgl. *Anthologie des Schwarzen Humors.* München: Rogner und Bernhard 1972, 73.

36 Vgl. *Wittgensteins Vorlesungen über die Grundlagen der Mathematik.* Cambridge, 1939. In: *Schriften.* 7: Frankfurt am Main 1978, 7, 22.
37 In: *Dunkel war's, der Mond schien helle ...* . Hrsg. von Horst Kunze. München 1943, 142.
38 In: *Über das Komische.* 3. Aufl. Frankfurt am Main 1948, 135.
39 SB 4, 1220.
40 Zitiert nach: L. R.: *Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten.* 22. Aufl. Freiburg 1979. 3, 641.
41 S. 125. Jahrgang und Heft nicht ermittelt. Statt einer Auskunft kam von der Redaktion zuerst die Rückfrage: Wer ist G. Lichtenberg und in welchem Zusammenhang konkret berichteten wir über ihn? Dann, nach weiterem Nachhaken, erreichte mich die Mitteilung, man habe den Artikel nicht finden können; der Ressort-Leiter für Humor und Satire sei sicher, daß „wir von bzw. über Georg Christoph Lichtenberg noch nie etwas im *Stern* gebracht haben" (Brief vom 7. 5. 1979).
42 In: *Titanic.* 2/84, 60.
43 Vgl. *Lichtenbergs Funkenflug der Vernunft. Eine Hommage zu seinem 250. Geburtstag.* Frankfurt am Main 1992, 83.
44 Bw 4, Nr. 2552, Anm. 3.
45 So neuerdings Joost, vgl. *Lichtenberg-Jahrbuch* 1991, 100.
46 Name des verdeckten Ermittlers.
47 Vgl. *Photorin* 1, 1979, 36.
48 Entnommen der Ausgabe: *The travels and surprising adventures of Baron Munchhausen. Illustrated with thirty-seven curious engravings from the Baron's own designs.* London and New York [ca. 1887].
49 *Eine Ausstellung der Stadt Göttingen zum 250. Geburtstag von Georg Christoph Lichtenberg.* Göttingen 1992.
50 Zitiert nach der Anthologie: *Elegant Extracts from the most eminent British poets.* London, 196-197.
51 Bw 4, Nr. 2803.
52 *Sämmtliche Werke.* Berlin 1840-1842. 4, 350-360.
53 Wie Anm. 11.
54 Mit dem bekannten Stein, auf dem Mariechen saß.
55 Vgl. dazu Wolfgang Promies: *Der Bürger und der Narr oder das Risiko der Phantasie.* München 1966, 262 ff.
56 Bd. 4, St. 3, 121-123.
57 In: *Wie ich glaube.* Köln und Olten 1953, 197.
58 Vgl. SB 3/K, 212.
59 Wie Anm. 11.
60 Vgl. *Weltlitteratur-Katalog. Mit litterarischen und bibliographischen Anmerkungen von Eduard Grisebach.* Zweite Aufl. Berlin 1905, 580.
61 Wie Anm. 43, 62.

Arnd Beise

„Wenn man auch nicht lichtenbergisieren kann noch will ..."

Goethes Gegenentwurf zu Lichtenbergs Manier, Bilder zu erklären*

1.

Bekanntlich mochte Goethe Lichtenbergs *Ausführliche Erklärung der Hogarthischen Kupferstiche* nicht. Schon mit den „excentrischen Fratzen" von William Hogarth konnte er nicht viel anfangen. Immerhin billigte er aber dem englischen Künstler noch „Witz" zu, wenn auch einen misanthropischen. Lichtenbergs Erklärungen zu den Bildern aber bestünden, so Goethe in seinen *Tag- und Jahresheften,* hauptsächlich aus „Witzeleien". Außerdem lasse sich aus den Hogartherklärungen auf Lichtenbergs Bösartigkeit und Niedertracht schließen. Lichtenberg sei eingebildet auf die Vollständigkeit seiner Sammlung gewesen und habe sich aus Anglomanie unreflektiert der englischen Wertschätzung Hogarths angeschlossen. In Wahrheit hätten weder Hogarths Gemälde und Kupferstiche noch Lichtenbergs Erklärungen dazu etwas mit Kunst zu tun, so daß es allenfalls dem schlechten Geschmack des Publikums zu verdanken sei, wenn die zweite Lieferung von Lichtenbergs *Ausführlicher Erklärung* („Der Weg der Buhlerin") 1795 eines der drei Bücher war, die „das größte Aufsehen erregten".[1]

Goethes Urteil ist vernichtend und durch nichts zu relativieren.[2] Unter Lichtenberg-Liebhabern gab es früher die Tendenz, es peinlich zu finden, daß Goethe sich derart abfällig über die Hogartherklärungen äußerte, und man versuchte, dies mit dem frischen Ärger Goethes zu erklären, dessen wissenschaftliche Forschungen Lichtenberg in der Öffentlichkeit geflissentlich ignorierte.[3] Gleichsam aufatmend erinnerte man an das Lob, das Goethe den Schriften Lichtenbergs zu spenden scheint, wenn er sie im aphoristischen Anhang der *Wanderjahre* als „Wünschelrute" für Probleme anpries. Doch handelt es sich dabei um kein so großes Lob, wie manche denken. Erstens gilt es nicht für alle „Schriften" Lichtenbergs;[4] und zweitens reicht es Goethe nicht, wenn ein „Problem" entdeckt oder darauf hingewiesen wird, denn er will es entweder gelöst oder verborgen wissen.[5]

Auch hat man gern übersehen, daß Goethe seine *Tag- und Jahreshefte* erst in den 1820er Jahren und in Hinblick auf die Ausgabe seiner Werke „letzter Hand" anlegte. Keine der darin gemachten Aussagen wurden also in frischem Ärger geschrieben. Im Gegenteil: sie sind alle als Vermächtnis Goethes für die Nachwelt zu begreifen. Man muß daher das ablehnende Urteil Goethes über Lichtenbergs Hogartherklärungen in jedem Punkt ernstnehmen und statt nach Entschuldigungen nach Gründen für ein so harsches Urteil suchen.

Ich werde dabei zunächst auf Goethes explizite Ablehnung zu „lichtenbergisieren" eingehen und das gemeinte Stilcharakteristikum am Beispiel der *Briefe aus England* veranschaulichen (Abschnitt II), um dann die bisherigen Beobachtungen auf die Hogartherklärungen anzuwenden (III). Im Anschluß stelle ich einen Text Goethes vor (IV), der als Gegenentwurf zum „Lichtenbergisieren" gemeint ist, und werde die ihm zugrundeliegenden Gestaltungsabsichten aus dem Text selbst entwickeln (V). Abschließend sollen die beiden gegensätzlichen Verfahrensweisen Goethes und Lichtenbergs samt einigen Implikationen kurz verglichen werden (VI).

2.

Als Goethe sich 1797 auf dem Weg zu einer weiteren, dann aber vorzeitig abgebrochenen Italienreise befand, machte er für drei Wochen in Frankfurt/Main Station. Dort besah er sich eine recht große Sammlung „französischer satyrischer Kupferstiche" und wollte für die Zeitschrift *Horen* einen „ganz artigen Aufsatz" darüber schreiben. Angesichts der großen Anzahl von Kupferstichen (Goethe spricht von fast 200 Blättern, was indes leicht übertrieben sein mag[6]) „schematisiert" er sie zunächst, d. h. er bildet Gruppen und Untergruppen, denen er die einzelnen Bilder zuordnet, und verschafft sich so einen Überblick. Danach macht er sich Notizen zu den einzelnen Blättern. Er schreibt darüber seinem Freund Schiller:

> Ich fange an, sie nun einzeln zu beschreiben, und es geht recht gut, denn da sie meist dem Gedanken etwas sagen, witzig, symbolisch, allegorisch sind, so stellen sie sich der Imagination oft ebenso gut und noch besser dar als dem Auge, und wenn man eine so große Masse übersehen kann, so lassen sich über französischen Geist und Kunst, im allgemeinen, recht artige Bemerkungen machen, und das Einzelne, wenn man auch nicht *lichtenbergisieren* kann noch will, läßt sich doch immer heiter und munter genug stellen, daß man es gerne lesen wird.[7]

Für den vorliegenden Aufsatz ist vor allem der letzte Teil dieser Briefstelle von Interesse. Goethe schreibt, daß er erstens über „französischen Geist und Kunst, *im allgemeinen*" und zweitens auch über das „*Einzelne*" Bemerkungen zu machen wünscht. Dabei will er ausdrücklich „nicht *lichtenbergisieren*" (Er unterstreicht das Wort sogar). *Trotzdem*, so glaubt er, werde man seinen Aufsatz „gerne lesen". Offenbar garantiert das „Lichtenbergisieren", daß man einen Aufsatz gerne liest.

In der Tat lassen sich in der frühen Rezeptionsgeschichte Lichtenbergs zahlreiche Äußerungen nachweisen, die zeigen, daß Zeitgenossen Lichtenbergs an seinen Schriften vor allem den Stil, also das Wie der Darstellung zu schätzen wußten. So meint zum Beispiel ein Rezensent von 1780, unabhängig von dem sachlichen Interesse, welches die sensationellen Nachrichten in dem Aufsatz über

den Weltumsegler Cook hervorriefen, erhöhe die „Lichtenbergische Einkleidung" das Interesse der Leser.[8] Und noch fast ein halbes Jahrhundert später kann Rahel Varnhagen einen Aufsatz Ludwig Börnes nicht besser loben, als daß sie die Tiefe des Gedankens mit Fichtes Philosophie, die äußere Form des Gedankens aber mit Lichtenbergs Stil vergleicht. Rahel Varnhagen nennt als Charakteristika Witz, Kürze und Präzision „im Ausdruck" bei einem großen Vorrat an „zuströmenden Vergleichen und Witzworten".[9]

Auch Goethe denkt, wenn er das Wort „lichtenbergisieren" benutzt, an den Stil Lichtenbergs, der ihm aber im Gegensatz zu den eben zitierten Gewährsleuten mindestens nicht gefällt. Ich glaube allerdings, hier geht es nicht nur um Geschmacksfragen. Denn Goethe betont nicht bloß, er *wolle* „nicht lichtenbergisieren", sondern meint auch, er *könne* es gar nicht, selbst wenn er wollte. Offenbar ist das „Lichtenbergisieren" in Goethes Augen Ausdruck einer von der seinen gänzlich verschiedenen Persönlichkeit.

Liest man sich die Briefstelle noch einmal durch, wird man feststellen, daß vom „Lichtenbergisieren" dort im Zusammenhang mit der Erklärung des „Einzelnen" die Rede ist, nicht aber im Zusammenhang mit den Bemerkungen, die Goethe über „französischen Geist und Kunst, im allgemeinen", machen möchte. Für letzteres eignet sich das „Lichtenbergisieren" anscheinend sowieso nicht, für ersteres dagegen lehnt es Goethe ab. Um ein Ergebnis der folgenden Untersuchung vorwegzunehmen: Goethe möchte nicht „lichtenbergisieren", weil diese Art das Einzelne zu beschreiben, es unmöglich macht, über das Ganze „im allgemeinen" noch etwas zu erfahren.

Damit komme ich auf ein charakteristisches Merkmal von Lichtenbergs Stil, das viele seiner Schriften prägt, und das ich in der gebotenen Kürze am Beispiel von Lichtenbergs Beschreibung eines Auftritts des englischen Schauspielers David Garrick anschaulich machen möchte.

In der von Heinrich Christian Boie herausgegebenen Monatszeitung *Deutsches Museum* hat Lichtenberg drei „Briefe aus England" veröffentlicht, in denen Garrick „zweifellos die unangefochtene Hauptfigur"[10] ist. Die ersten beiden Briefe erschienen 1776 im *Deutschen Museum* und tragen bis heute außerordentlich viel zum Ruhm Lichtenbergs als „wahrhaftem Prosaisten" bei.[11] Helfrich Peter Sturz schreibt 1777 in einer Anmerkung zu der Veröffentlichung seines Berichts von einer zehn Jahre zurückliegenden Englandreise, daß man über den Schauspieler Garrick „nichts beßers, als Herr Profeßor Lichtenberg, sagen" könne.[12] Genau das allerdings streitet einige Jahrzehnte später ein guter Lichtenberg-Kenner entschieden ab: E. T. A. Hoffmann nämlich bemängelt in den *Seltsamen Leiden eines Theaterdirektors* von 1818, daß er sich „unerachtet Lichtenbergs geistreicher Beschreibung [...] kein rechts Bild von seinem [Garricks] tragischem Spiel aufstellen" könne.[13]

Man irrt, würde man hier einen Generationenunterschied vermuten, etwa derart, daß dem jüngeren Romantiker die aufklärerische Beschreibungsprosa nicht mehr genüge. Vielmehr ist das öffentliche Lob des ebenfalls in Darmstadt gebore-

nen Schriftstellers Helfrich Peter Sturz im wesentlichen eine höfliche Verbeugung vor dem berühmteren Landsmann; privat äußert Sturz eine ähnliche Kritik wie Hoffmann. Er schreibt dem Herausgeber Boie, der zweite „Brief aus England" hätte ihm besser gefallen als der erste, weil Lichtenberg „im ersten zuviel gesehen" hätte.[14] Das klingt vielleicht zuerst etwas merkwürdig, meint aber das Gleiche, was auch Hoffmann zu kritisieren hat. Hoffmann wendet sich gegen Lichtenbergs „witzigen Enthusiasmus, mit dem er von der kleinen Falte spricht, die sich im schwarzen Gala-Kleide nach französischem Zuschnitt unter Garriks [sic] linker Schulter bildete, wenn er als Hamlet mit Laertes in Ophelias Grabe rang".[15]

Hoffmann bemängelt, mit anderen Worten, daß Lichtenberg sich in seinem Enthusiasmus davon hinreißen läßt, *nur noch* von der Falte im Kleid zu reden, *statt auch* von dem Kampf, in dessen Zusammenhang sie entsteht. Über der Beobachtung der kleinen Einzelheit, etwa der Falte, verliere Lichtenberg den großen Zusammenhang aus dem Blick.[16]

Dies meint auch Sturz, wenn er sagt, Lichtenberg habe „zuviel gesehen": nämlich zuviel Einzelheiten. Boie, dem Sturz seinen Einwand privat anvertraut, hat ihn wohl umgehend an Lichtenberg weitergegeben,[17] denn der notiert sich mit Bezug auf „Boies Briefe" in einer Arbeitskladde mehrfach, daß er darauf unbedingt antworten müsse.[18] Als er den dritten „Brief aus England" 1778 für die Veröffentlichung mindestens überarbeitet, fügt Lichtenberg seine Antwort auf den Vorwurf von Sturz ein. Er schreibt:

> [W]enn ich das durchlaufe, was ich gesagt habe, so vergeht mir alle Neigung mehr von ihm zu sagen. Es ist zwar ein Vergnügen, den Totaleindruck, den der Anblick eines solchen Wundergeschöpfes auf einen macht, in seine Bestandtheile zu zerlegen, und Empfindungen zu Buch zu bringen; (Ich habe mir solche Beschreibungen zum Vergnügen eine Menge gemacht,) aber die Absicht einem andern ein ähnliches Vergnügen zu verschaffen, wird meist verfehlt, weil die unvermeidliche Unvolständigkeit der Zahl dieser entwickelten Gefühle, dem Leser bei ihrer Herabstimmung zur Klarheit Raum genug übrig läst, neben dem Endzweck des Verfassers vorbei zu schleichen, oder noch schlimmer ihm den Vorwurf zu machen, er habe zu viel gesehn.[19]

Diese Äußerung Lichtenbergs ist in vielerlei Hinsicht interessant; ich will auf drei Punkte besonders aufmerksam machen. Lichtenberg spricht erstens von dem „Totaleindruck", den das Spiel des Schauspielers auf ihn gemacht habe, glaubt aber diesen nicht als solchen mit Worten wiedergeben zu können. Daher zerlege er zweitens den Eindruck in seine Bestandteile, was er im sogenannten ersten Materialheft „analysieren" nennt.[20] Diese Analyse macht ihm Spaß, doch muß er drittens zugeben, daß er nicht in der Lage ist, diesen Spaß seinen Lesern zu vermitteln. Die haben dann nur die Beschreibung der Einzelheiten, nicht aber den „Totaleindruck" und auch nicht das Vergnügen seiner Analyse, so daß sie zwangsläufig das Gefühl bekommen, der Autor habe „zu viel" gesehen.

Die Stelle ist insofern bitter, als Lichtenberg den von Hoffmann später explizit gemachten Vorwurf, daß man sich ungeachtet der genauen Beschreibung aller möglichen Details kein Bild von Garricks Spiel insgesamt machen kann, als berechtigt anerkennt und vor sich selbst und den Lesern eingestehen muß, daß er nicht anders schreiben könne. Es verdirbt ihm den Spaß an jeder weiteren Beschreibung, daß seine Leser den Wald vor lauter Bäumen nicht mehr sehen, weil er, Lichtenberg, nicht in der Lage ist, in der Beschreibung der einzelnen Bäume zugleich ein Bild des Waldes zu entwerfen. Die literaturwissenschaftliche Forschung spricht diesbezüglich von mangelnder Fähigkeit zur „Agglutination" (Herbert Schöffler), der „geringen Fähigkeit zur Komposition" (Franz H. Mautner) oder einem „Defizit in der ästhetischen Strukturierungsfähigkeit" (Gerhard Sauder).[21]

3.

Für die Hogartherklärungen sieht man dieses Problem im allgemeinen nicht so deutlich. Paul Requadt etwa meinte, der durch die Kupferstiche schon „vorgeformte Stoff" verhindere das Zerfallen des Texts in Einzelbeobachtungen; in ähnlichem Sinn äußerte sich auch Albrecht Schöne, der von dem „Spalier" spricht, das die Kupferstiche bilden.[22] Lediglich Ernst-Peter Wieckenberg kommt aufgrund seiner vorzüglichen Analyse des Stils von Lichtenbergs *Ausführlicher Erklärung der Hogarthischen Kupferstiche* ebenfalls zu dem Schluß, daß der Text Gefahr laufe, in „eine Folge witziger Aperçus auseinanderzufallen".[23]

Was hier wie ein Mangel klingen mag, läßt sich aber auch positiv wenden. Novalis etwa schätzte Lichtenbergs „Commentar über Hogarth" als vorbildlich, gerade weil er kein „vollständiger Inbegriff und Extract" sei und erwog, seine eigenen enzyklopädischen Überlegungen, oder die zu Goethes *Wilhelm Meister*, in eben diese Form des „Bruchstücks" zu bringen.[24] Damit freilich liest er die *Ausführliche Erklärung* gegen die Intention ihres Autors.

Lichtenberg selbst nahm sich vor, seiner Erklärung „so viel Vollständigkeit zu geben", wie ihm möglich sei.[25] Also geht er die Kupferstiche Detail für Detail durch, um sie zu erklären. Da aber Hogarths Stiche geradezu überfüllt sind mit bedeutungstragenden Details, verleiht Lichtenbergs Bemühen um „Vollständigkeit" dem Kommentar oft eine Umständlichkeit, deren Folge vor allem ist, daß sich der „Totaleindruck" des Bildes abermals durch die Zerlegung in seine Einzelheiten verflüchtigt. Man könnte also, den Vorwurf von Sturz und Hoffmann paraphrasierend sagen, Lichtenberg sieht und erklärt zuviel Einzelheiten auf den Bildern. Allerdings wäre dieser Vorwurf insofern ungerecht, weil es nach Lichtenberg die „Kommentator-Pflicht" ist, alle Details, wenn schon nicht zu „erklären", so doch wenigstens zu „beschreiben".[26] Die überquellende Fülle von Hogarths Bildern nötigt den Erklärer also zu einer Ausführlichkeit, die aufgrund der „Behutsamkeit", mit der Lichtenberg zu Werke geht, noch gesteigert wird.[27] Trotzdem könnte man kritisch einwenden, daß es ihm, der das Werk Hogarths

„aus dem Ganzen kennt",[28] nicht recht gelingt, dem Leser das Ganze, und sei es nur das eines Bildes, mit seinem Kommentar erneut vor das geistige Auge zu stellen. Lichtenberg verläßt sich auf „die große Verständlichkeit [...], im Ganzen wenigstens",[29] der Hogarthischen Kupferstiche. Wenn er sich infolgedessen mehr auf die Details als auf den „Hauptinhalt" der Bilder konzentriert, so aus Vergnügen, „kleine untergeordnete Schwierigkeiten aufzuklären",[30] und im Vertrauen darauf, daß die Leser die nebensächlichen Einzelheiten „selbst wieder hinsetzen wo sie hingehören",[31] nämlich an den Rand oder in den Hintergrund.

Daß er seine Leser damit fordert, ist klar; ob er sie damit überfordert, hängt von den Lesern ab. Immerhin ist die Situation der Leser der *Ausführlichen Erklärung* eine gänzlich andere als die der *Briefe aus England*. Denn die *Ausführliche Erklärung* wird „mit verkleinerten aber vollständigen Copien" der „Hogarthischen Kupferstiche" ausgeliefert, so daß man Lichtenbergs Erklärung und die Kupferstiche jederzeit nebeneinander halten kann, während die Leser von Lichtenbergs Beschreibung des Theaterspiels David Garricks den Schauspieler in aller Regel nicht selbst gesehen haben.[32]

Doch nicht nur wegen der extensiven Beschreibung auch marginaler Details der Bilder werden viele Leser die Erfahrung machen, daß sie sich nach der Lektüre der *Ausführlichen Erklärung* zwar an ein Feuerwerk witziger Anekdoten und Einfälle erinnern, aber kaum noch an die Hogarthischen Kupferstichserien, die einem während des Lesens leicht aus dem Bewußtsein schwinden.

Der wesentliche Grund dafür ist Lichtenbergs subjektive Beschreibungstechnik. Er folge mehr dem „Imperativ seines Ichs als dem Indikativ" der Hogarthischen Figuren, schreibt Jean Paul über Lichtenbergs Art des Bildkommentars.[33] Jean Paul hat diese subjektivistische oder individualisierte Beschreibungstechnik[34] einmal dadurch parodiert, daß er einen Holzschnittekommentar schrieb, in dem er eine völlig neue Geschichte erfindet, die mit dem Inhalt der Holzschnitte ganz offensichtlich nichts zu tun hat, von der er aber dennoch behauptet, sie sei der wahre Inhalt.[35] Das ist natürlich stark übertrieben, denn Lichtenbergs Kommentar handelt in der Hauptsache von den Hogarthischen Kupferstichen. Doch es ist insofern nicht ganz falsch, als daß sich an der gewissenhaften Beschreibung der Details jederzeit Lichtenbergs „witziger Enthusiasmus" (Hoffmann) entzünden kann, worauf er sich zu einer Flut satirischer Einfälle, die nichts mit dem Bild zu tun haben, hinreißen läßt – ganz im Sinn der „launigen" Digressionen à la Laurence Sterne und seiner Nachahmer.

Im Sog von Lichtenbergs „witzigen" Ausschweifungen verliert man dann auch die auf dem Tisch liegenden Kupfer leicht aus den Augen. Heutigen Lesern erscheint es dann oft so, als ob „die geistreichen Einfälle und die exzellenten Formulierungen um ihrer selbst willen stehen", wie es Gunter Grimm formuliert;[36] Lichtenberg dagegen ist am Ende seines Lebens mehr denn je davon überzeugt, daß seine Erklärung, auch und gerade wenn sie „nicht unmittelbar zu dem bessern Verständnis dieses Blattes dient", wie es im Kommentar zur sechsten Station von Hogarths *Industry and Idleness* heißt, „mittelbar" doch „den Total-

Eindruck" vom vorliegenden Kupfer „verstärkt".[37] Ob dies stimmt oder nicht, bleibe dahingestellt; jedenfalls handelt es sich bei der Frage, ob man in Lichtenbergs Beschreibung vor lauter Bäumen den Wald nicht mehr sieht, und der Frage nach der Nützlichkeit von subjektivistischen Digressionen um zwei verschiedene Problemkreise, die in der klassizistisch orientierten Kritik allerdings oft vermengt werden.

4.

Goethe faßt beides mit dem Begriff des „Lichtenbergisierens" zusammen. Und er verabscheut es aus tiefstem Herzen. Als er die Gelegenheit bekommt – oder besser gesagt: in die Verlegenheit kommt, – seinerseits Kupferstiche zu kommentieren, nutzt er die Chance zu einer Art Abrechnung mit dem „Lichtenbergisieren", die zugleich ein gelungenes Gegenbeispiel sein soll. Die Rede ist von einem relativ unbekannten Text Goethes, der im Erstdruck den Titel trägt: *Die guten Frauen, als Gegenbilder zu den bösen Weibern, auf den Kupfern des dießjährigen Damenalmanachs*. Goethe veränderte den Titel später in: *Die guten Weiber*;[38] meistens findet man den Text unter diesem Titel in den großen Werkausgaben.[39]

Goethe traf am 6. Mai 1800 auf der Leipziger Buchmesse Johann Friedrich Cotta und sprach mit ihm „über die neuen Kupfer zum Damenkalender". Cotta hatte bereits 1798, als er seine Reihe der *Taschenbücher für Damen* plante, bei dem jungen Berliner Zeichner Franz Catel eine Serie „böser Weiber" bestellt, die er 1799 von dem Herisauer Graphiker Georg Gropius stechen ließ. Er konnte also die letztlich in einer Gesamtauflage von 15.000 Stück abgezogenen Stiche bereits vorlegen, als er Goethe um einen Beitrag für den „DamenCalender" bittet. Goethe sagt eine „Erklärung" der Kupferstiche zu, obwohl er mit den Bildern von Anfang an eigentlich nichts anzufangen weiß.[40] Nach einigen Vorüberlegungen diktiert Goethe dann in drei Tagen einen Text, mit dem er zwar nicht recht zufrieden ist, der ihm für ein Taschenbuch immer noch „gut genug" zu sein scheint, wie er es Schiller gegenüber formuliert.[41] Offenbar fand Schiller, der für diese „jämmerliche Damenschriftstellerei und Buchhändler Armseligkeit", wie er „Cottas Damen Kalender" tituliert,[42] ohnehin nichts übrig hatte, dies auch, und so schickte Goethe seinen „kleinen Aufsatz über die Kupfer" ohne große Überarbeitung nach Tübingen: „ich hätte gewünscht daß derselbe heiterer, geistreicher und unterhaltender geworden wäre, indessen läßt sich eine Ausführung, nicht wie man wünscht leisten, wenn die Arbeit zu einer bestimmten Zeit fertig seyn soll", entschuldigt er sich bei Cotta.[43]

In demselben Brief benennt er als „Zweck" seines Beitrags, „den unangenehmen Eindruck der Kupfer einigermaßen abzustümpfen". Dieser „unangenehme Eindruck" entsteht bei Goethe nicht etwa wegen der möglicherweise unzulänglichen Qualität von Zeichnung und Stich, sondern wird durch die Sujets der Bilder bestimmt. Catel hat mit seinen Bildern auf meist nicht besonders raffinierte Weise Frauen satirisch bloßgestellt, die „böse" Eigenschaften haben: So eine

Gruppe adliger Damen, die naserümpfend eine bürgerliche Frau aus ihrem Zirkel weisen (1); eine junge Quirlhändlerin, die zwei Fischverkäuferinnen gegeneinander aufhetzte und sich als lachende Dritte am Streit der beiden Älteren freut (2); eine nach heftigem Ehestreit mit ihrem Gatten nicht mehr redende Frau (3); eine junge Ehefrau, die ihren ältlichen und dem Alkohol ergebenen Mann mit einem attraktiven Offizier betrügt (4); eine ältere Pastorenfrau, die ihren gebrechlichen Gatten unter dem Pantoffel hält (5); eine Strickwütige, die den Ehemann als Halter für die Wolle mißbraucht (6); eine betrügerische Haushälterin, die sich ihr Erbe schon vor der Zeit aus der Geldkiste ihres Dienstherrn sichert (7); eine Böttchersgattin, deren Keiferei mit dem Lärm der Werkstatt konkurrieren kann (8); eine fürstliche Gelegenheitsdichterin, die ihre Zofe in einer entwürdigenden Sklaverei hält (9); eine schrullige Alte, deren Zuneigung nicht Menschen, sondern nur ihren Haustieren gilt (10); eine Mutter, die weder den Haushalt noch die Erziehung der Kinder ordentlich meistert (11); und schließlich eine genußsüchtige Gattin, die ihren Mann in den finanziellen Ruin treibt (12): „Ein Dutzend und mehr häßliche, hassenswerte Weiber!“[44]

Goethe schreibt gegen den dadurch erregten „Widerwillen“ an, von dem in dem Text die Rede ist und den er selbst bei Betrachtung der Bilder verpürte.[45] Er macht seine Schwierigkeiten mit Catels Zeichnungen zum Thema eines Texts, dessen Gattung gar nicht so leicht zu bezeichnen ist. In der Überschrift ist von „Gegenbildern“ die Rede; Goethe spricht in dem Brief, mit dem er die Arbeit an Cotta schickt, von einem „Aufsatz“; Jahre später meint er, es handle sich um die „Parodie eines andern Aufsatzes [!] Die bösen Weiber“.[46] Moderne Literaturwissenschaftler sprechen von einer „Prosaskizze“, einer „Szene“, von einer „Gesprächsnovelle“ oder von einer „Erzählung“;[47] die Editoren ordnen den Text meist zwischen den *Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten* und der *Novelle* ein, in dem Text selbst – er ist ein Paradebeispiel selbstreflexiver Literatur – ist von einem „Gespräch“ die Rede. Goethes Zeitgenosse Garlieb Merkel spricht ziemlich treffend von einem „Clubdialog“.[48] Man kann Goethes Text mit vielen Gattungsnamen belegen, aber eines ist er gewiß nicht, nämlich ein „Kupfer Kommentar“ in traditionellem oder in Lichtenbergischem Sinne, wie es Cotta vorschwebte, als er Goethe zu diesem Text überredete.

Der schon zitierte, damals berühmt-berüchtigte Berliner Kritiker Garlieb Merkel meint zu Goethes „Clubdialog“, er sei „vielleicht das Uninteressanteste, was je aus der Feder des großen Dichters gekommen ist“; es würden hier „geringfügige Anekdötchen durch unbedeutende Reden verknüpft“, und das einzig „Bemerkenswerthe“ daran sei „die Feinheit, mit welcher der Verfasser die Karikaturen, zu denen sein Aufsatz gehört, *nicht* erklärt“.[49] Das ist nur zu wahr, gehört aber zur gestalterischen Absicht Goethes. Bevor ich darauf weiter eingehe, will ich eine kurze Inhaltsangabe des „Clubdialogs“ geben, da ich verbreitete Textkenntnis bei diesem eher unbekannten Werk Goethes nicht voraussetzen kann.

Die Geschichte, die Goethe zu Catels Bildern präsentiert, ist kurz gesagt folgende: Sinklair, ein fiktiver Freund des Herausgebers des vorliegenden Taschen-

buchs, trifft im Gartenhaus des Sommerklubs die Freundinnen Amalia und Henriette und zeigt ihnen die zwölf „Abbildungen böser Weiber". Sinklairs Problem ist, daß er seinem Freund, dem Herausgeber, versprochen hat, eine „Erklärung" dieser Bilder, „wie sie hergebracht, wie sie beliebt ist",[50] zu besorgen. Nun entwickelt sich in der Runde, die sich rasch erweitert, ein geselliges Gespräch, wie es im Freundeskreis üblich ist: man kommt vom Hölzchen aufs Stöckchen.[51] Zum Beispiel geben die Hunde auf dem 3. und 10. Bild Anlaß zu dem immer wieder gern geführten Streit, ob Hunde nun unangenehme Tiere sind oder nicht, was dazu führt, daß einigen der Anwesenden Anekdoten einfallen, worin Hunde eine Rolle spielen und so weiter. Zwischendurch versucht Sinklair immer wieder auf die „Betrachtung unserer armen Blättchen" zurückzulenken, um jemanden zu finden, der willens wäre, „einen Text zu diesen Kalenderkupfern zu übernehmen; oder uns jemand zu empfehlen, dem man ein solches Geschäft übertragen könnte".[52] Da dazu aber niemand in der Gesellschaft bereit ist, wünscht sich Sinklair bloß, er hätte „das, was diesen Abend hier gesprochen und erzählt worden ist, auf dem Papiere, so würde ich beinahe für das, was ich suchte und nicht fand, ein Äquivalent besitzen".[53] Wie das Glück es will, hat Armidoro, der ebenfalls mit dem Herausgeber befreundet ist und nur zwischendurch am Gespräch teilnahm, in einem angrenzenden Kabinett alles mitgehört und „geschwind protokolliert, was gesprochen worden" ist,[54] so daß mit dem redigierten „Protokoll"[55] dem Herausgeber geholfen wurde, wie die geneigte Leserin soeben in dem *Taschenbuch für Damen aufs Jahr 1801* gelesen hat.

5.

Der kurzen Inhaltsangabe des „Clubdialogs" kann man schon entnehmen, worum es Goethe mit diesem Text geht: um ein Stück „heitere", „geistreiche" und „unterhaltsame" Literatur, wie gemacht für eine gesellige Runde im Salon, die der Text ja auch abschildert. Schon das unterscheidet ihn fundamental von Lichtenbergs fast schon monomanisch insistierendem Kommentar. Während Goethe das heiter unverbindliche, leicht wirkende Gespräch anstrebt,[56] ist Lichtenbergs Prosa demgegenüber geradezu schwerfällig durch die große „prosaische Ladung" an Gelehrsamkeit, die sein Witz transportiert, was schon Jean Paul mit leichter Rüge feststellte.[57] Bezeichnend für Goethes Darstellung einer geselligen Plauderei ist, daß in dem Gespräch über das einzige der zwölf Bilder, auf das Goethe ausführlicher eingeht (Nr. 9), so getan wird, als habe es mit Politik nichts zu tun; dabei handelt es sich gerade bei diesem Bild um das politischste der ganzen Serie, nämlich eine gut gemachte Satire auf fürstlichen Despotismus. Einmal abgesehen davon, daß die Klassiker mit Politik ohnehin nichts zu tun haben wollen,[58] glaubt auch Goethe, wie viele Leute heute noch, daß die häßliche Politik nicht in eine heitere Unterhaltung gehört, weil sie die „augenblickliche Zufriedenheit der Gesellschaft" stören würde.[59] Lichtenberg macht dagegen liebend gern politische Anspielungen, auch wenn sie mit den erklärten Bildern wenig zu

tun haben.[60] Goethe aber neutralisiert das „Bedrohliche" der politischen Satire, indem er sich nach seiner Art „eigensinnig auf das Entfernteste" wirft,[61] was in diesem Fall heißt: den Leser durch eine absichtliche Fehldeutung abzulenken,[62] damit die Atmosphäre heiter bleibt.

Auch strebt Goethe einen objektivierenden und selbständigen Text an, nicht aber einen subjektivistischen Kommentar wie Lichtenberg. Dies wird schon rein äußerlich dadurch deutlich, daß er in seiner Gesprächsnovelle viele verschiedene Sprecher auftreten läßt, deren verschiedene individuelle Perspektiven zusammengenommen ein größeres Ganzes ergeben, hier nämlich die gesellige Runde eines Sommerklubs. Lichtenberg dagegen folgt immer dem „Imperativ seines Ichs" (Jean Paul), hat also stets nur seine individuelle Perspektive auf den Gegenstand, von dem er sich gleichwohl nie ganz lösen kann und will. Es gehört zu Lichtenbergs, wenn man so möchte: poetischem Programm, daß er für seine „Schrift", die zwar „hauptsächlich" dazu da sei, „Licht über des großen Künstlers Werke zu verbreiten", zugleich „ihren eignen Gang" reklamiert.[63] Goethe dagegen fordert von dem Kommentator entweder die gänzliche Unterordnung gegenüber dem vorliegenden Kunstwerk oder aber von dem Schriftsteller einen völlig eigenständigen Text. Sein „Clubdialog" ist denn auch als eigenständiger Text verfaßt, und man kann ihn ohne die zugehörigen Bilder abdrucken, was auch oft genug geschehen ist.

Überhaupt meint Goethe, daß „jedes vortreffliche Kunstwerk" sich selbst ausspreche.[64] Einmal abgesehen davon, daß es für Goethe und seine Gesinnungsgenossen ohnehin zweifelhaft ist, ob über Kunst in Worten gesprochen werden kann,[65] ist also ein Kommentar zum echten Kunstwerk auch überflüssig. Wenn das Kunstwerk aber schlecht ist und sich nicht selbst ausspricht, so hat auch Goethe nichts gegen eine Erklärung, „nur müßte sie so kurz und schlichte sein, als möglich", heißt es mit einer deutlichen Spitze gegen Lichtenberg, und: „was würde man zu einem Schriftsteller sagen, der über ein witziges Werk, ein witziges Werk schreiben wollte. Der Witz läuft schon bei seinem Ursprunge in Gefahr, zu witzeln, im zweiten und dritten Glied wird er noch schlimmer ausarten".[66] In diesem Zusammenhang wird gegen Lichtenberg auch indirekt der Vorwurf erhoben, daß Erklärungen wie die seine die Produktion von Unkunst geradezu erst provozierten: „Wüßte man nichts von erklärten Kupferstichen, so machte man keine, die einer Erklärung bedürfen", heißt es bei Goethe.[67] Die Kupferstiche nach Catels Zeichnungen werden als solche gehandelt, die einer Erklärung bedürfen, weil sie keine Kunstwerke seien, die sich selbst aussprechen, genausowenig wie Hogarths Kupferstiche. Das liegt daran, daß Goethe ganz im Gegensatz zu Lichtenberg sowohl Catels wie Hogarths Bilder als Karikaturen versteht.[68]

Karikaturen aber stehen selten für sich; meistens beziehen sie sich auf Ereignisse oder Personen der Realität, die sie parodistisch präsentieren. Goethe meint, daß ein „Zerrbild", wie er „Karikatur" oft übersetzt, „ohne eine Erklärung gar nicht bestehen" könne und „gewissermaßen stumm" sei.[69] Goethes Begriff von Karikatur ist im übrigen erstaunlich eng. Er kann sich die „Zerrbilder" nicht

anders als diffamierende Angriffe auf „bekannte" oder „vorzügliche Menschen" denken,[70] Angriffe entweder auf Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens oder auf das Gute im Menschen überhaupt. Er nennt einmal die Karikatur „die kunst-, geschmack- und sittenverderblichste Verirrung", die es gäbe.[71]

Darum geht es auch in dem Streit für und wider die Karikatur, den die „Clubgäste"[72] führen. Henriette findet, daß „jedes Zerrbild etwas unwiderstehlich Anziehendes" habe und einen „unauslöschlichen Eindruck" mache;[73] Amalia, die in diesem Punkt die Meinung ihres Autors vertritt, hält dagegen, daß es sich allenfalls um den „unauslöschlichen Eindruck des Ekelhaften" handle, dem man sich allerdings kaum entziehen könne, wie denn „jede üble Nachrede, wenn sie über einen Abwesenden hergeht, etwas unglaublich Reizendes" habe.[74] Sie findet die „Verhäßlichungskunst" der Karikatur geradezu niederträchtig.[75] In den *Wahlverwandtschaften* ist im Zusammenhang mit Karikaturen auch noch von Selbsterniedrigung und Bösartigkeit die Rede, und es wird Leuten, die Gefallen an Zerrbildern finden, mindestens eine „gewisse Verschrobenheit" zugeschrieben.[76] Goethe argumentiert hier moralisch und psychologisch, daß der Spaß am Karikieren und am Spott in der Regel eine Sache der Schlechtweggekommenen sei, die damit ihrem Neid auf die Besserweggekommenen Luft machen. Aus dem verschrobenen Blickwinkel der Außenseiter läßt sich die Welt natürlich nur verzerrt wahrnehmen, ist das Argument, das Goethe sogar einmal explizit gegen Lichtenberg wendet: der sei deswegen nur auf die „Entdeckung des Mangelhaften" ausgewesen, weil er verkrüppelt war, erklärt Goethe 1806 seinem Mitarbeiter Riemer. Lichtenberg habe sich gefreut, „etwas noch unter sich zu erblicken" und so seine eigene Mangelhaftigkeit besser ertragen können; daher Lichtenbergs Fixierung auf das Häßliche in der Welt und in der Kunst.[77]

Goethe zielt und trifft hier eindeutig unter die Gürtellinie. Das zeigt, wie stark sein Abscheu vor dem „Häßlichen jeder Art"[78] ist. Karikaturen aber bemühen sich nicht, daß Häßliche, „da es doch einmal aus der Welt nicht zu vertreiben ist",[79] auf angenehme Art in der Kunst aufzuheben, sondern betonen und verstärken das Häßliche sogar. Wenn sich ein Ausleger wie Lichtenberg nun vornimmt, seine Erklärung der Hogarthischen Karikaturen in eben dem Tone zu halten, den „Hogarth würde gewählt haben, wenn er seine Satiren nicht gemalt, sondern geschrieben hätte",[80] so verdoppelt er das Häßliche bloß in einem anderen Medium, anstatt es „zu vernichten".

Das Häßliche „zu vernichten" aber ist Goethes Anliegen in seinem Aufsatz zu Catels Bildern[81] und in seinen Augen Aufgabe der Kunst überhaupt. In dem Kalenderbeitrag von Goethe wird Daniel Chodowiecki auf Kosten Catels deswegen sehr gelobt, weil er zwar „manche Szenen der Unnatur, der Verderbnis, der Barbarei und des Abgeschmacks, in so kleinen Monatskupfern, trefflich dargestellt" habe: „allein was tat er? er stellte dem Hassenswerten sogleich das Liebenswürdige entgegen. Szenen einer gesunden Natur, die sich ruhig entwickelt, einer zweckmäßigen Bildung, eines treuen Ausdaurens, eines gefühlten Strebens nach Wert und Schönheit".[82] Da aber der „bildende Künstler diesmal die Schattenseite

gewählt" habe, so fährt Armidoro in dem Gespräch fort, sollte „der Schriftsteller: oder, wenn ich meine Wünsche aussprechen darf, die Schriftstellerin auf die Lichtseite" treten: „und so kann ein Ganzes werden".[83]

Das ist Goethes künstlerisches Credo schlechthin: es soll stets „ein Ganzes werden". Franz Catels bildnerischer Schilderung „böser Weiber" soll dementsprechend die auch dem Sommerklub angehörende Schriftstellerin Eulalie eine Schilderung „guter Frauen" entgegensetzen: „Schaffen Sie Gegenbilder zu diesen Kupfern! und gebrauchen Sie den Zauber Ihrer Feder, nicht diese kleinen Blätter zu erklären, sondern zu vernichten", fordert Armidoro Eulalie auf.[84]

Eulalie aber lehnt ab, und so bleibt die Aufgabe „in der Hand von Männern", wie es am Ende des Aufsatzes heißt[85] bzw., auf der Realitätsebene, in der Hand von Goethe, der die Forderung nach einem Text, der das Häßliche durch eine harmonisierende Ergänzung vernichtet, mit dem vorliegenden „Clubdialog" eingelöst zu haben glaubt, wovon ja schon der Titel zeugt: „Die guten Frauen, als *Gegenbilder* der bösen Weiber, auf den Kupfern des dießjährigen Damenalmanachs".[86]

„Indem" er keine Kupfersticherklärung à la Lichtenberg, „wie sie hergebracht, wie sie beliebt ist", abliefert, sondern just „das *Entgegengesetzte*" tat, wie es in dem Text heißt, ist sich Goethe sicher, sogar „mehr" getan zu haben, „als der Herausgeber wünscht".[87] Denn er hat der mangelhaften Wirklichkeit in Form einer Darstellung „böser Weiber" die heitere Schönheit eines geselligen Salondialogs entgegengestellt und so das Häßliche aufgehoben bzw. vernichtet.[88]

6.

Das „Häßliche" muß man im übrigen so weit gefaßt wie nur irgend möglich verstehen, also nicht nur ästhetisch, sondern auch politisch oder sozial, gemäß Goethes Grundüberzeugung, daß die Kunst als „andre Natur" den gleichen Gesetzen unterworfen ist wie der Rest der Welt.[89] Das ganze Projekt einer sich selbst als klassisch verstehenden Kunst, wie es von Schiller und Goethe propagiert wird, kann man analog zum eben beschriebenen Versuch Goethes verstehen, die Abbildungen böser Weiber „nicht zu erklären, sondern zu vernichten". Goethe sieht sich als Autor hier mit der Häßlichkeit von Catels Bildern konfrontiert und sucht einen Weg, durch die schöne Kunst – hier des heiteren Gesprächs – „den unangenehmen Eindruck der Kupfer einigermaßen abzustümpfen"; indem er die Leser von dem peinigenden Eindruck des Häßlichen und Ekelhaften befreit, befreit er sie auch zu mehr Humanität, die sich am Ideal „des Wahren, Guten, Schönen"[90] ausbilden kann. Genauso funktioniert für Goethe Kunst überhaupt. Wenn er, unterwegs in einem Regierungsauftrag, soziales Elend sieht, so bestärkt ihn das gerade, seine Kunst möglichst frei davon zu halten. Er bringt diese Haltung in einem Brief an Charlotte von Stein auf den Punkt: „der König von Tauris [in der *Iphigenie*] soll reden, als wenn kein Strumpfwürcker in Apolde hungerte".[91] Dem Häßlichen, Anstößigen, moralisch nicht Verantwortbaren des Hungers zum

Beispiel wird in der Kunst das Ideal einer besseren, schöneren Welt, die den Hunger nicht kennt, entgegengestellt. Die Hoffnung der Klassiker ist, daß sich die häßliche Wirklichkeit einmal am und durch das ideale „Gegenbild" zur schönen Wirklichkeit läutert. Die Gefahr dieses Kunstprogramms allerdings ist, daß die Häßlichkeit und der Hunger von den Lesern nicht mehr als das bekämpfte Gegenbild der schönen Literatur wahrgenommen wird; dann allerdings ist die Schönheit der Kunst kein utopischer Gegenentwurf mehr, sondern bloßer Schein und damit Lüge. Dieser Fall tritt regelmäßig dann ein, wenn die Kunst oder Kultur überhaupt als bloße Kompensation der häßlichen Wirklichkeit verstanden wird, wie es im ausgehenden 19. Jahrhundert üblich war[92] und auch heute bisweilen wieder postuliert wird.[93]

In dieser Gefahr steht Lichtenberg natürlich nicht. Während Goethe von dem Künstler fordert, daß er ein „Problem aufzulösen, zu beschönigen oder zu verstecken" habe,[94] zielt Lichtenbergs satirische Schreibweise darauf, die Probleme gerade zu entlarven. Das aber ist für Goethe eine genuin unkünstlerische, ja antikünstlerische Haltung; zum Beispiel wenn der Kommentator eines Kupferstichs „das in Worten noch recht aufzudröseln" versucht, „was der bildende Künstler hier in Darstellungen zusammen gewoben hat", wie es in dem Aufsatz zu Catels Bildern formuliert ist.[95]

Lichtenbergs Art, einen „Totaleindruck" zu zerlegen, die Darstellung also „aufzudröseln" oder zu „analysieren", ist Goethes Bemühen um ein „geschlossenes"[96] Ganzes diametral entgegengesetzt. Goethe bemüht sich ja gerade, die Einzelheiten in seiner Darstellung „zusammenzuweben", die Einzelheiten und Widersprüche zu synthetisieren.[97] Zur Zeit seiner *Briefe aus England* bedauert Lichtenberg noch, daß er nicht in der Lage ist, bei seiner Analyse den „Totaleindruck" mitzuliefern; bei der *Ausführlichen Erklärung* kann er sich in dieser Hinsicht ganz auf die eigene Wirkung der vorliegenden Kupferstiche verlassen. Doch auch bei den Kalendererklärungen, zu denen keine „vollständigen Copien" von Hogarths Bildern geliefert werden, erscheint Lichtenberg der Verlust des „Totaleindrucks" ein läßlicher zu sein angesichts des Vergnügens, das ihm das „Zerlegen in [...] Bestandteile" (das Analysieren) macht. An dieser Stelle zeigt sich, daß er in England gelernt hat, „Ich" mit einem großen „I" zu schreiben.[98]

Jean Paul bemüht in seiner *Vorschule der Ästhetik* für das unterschiedliche Verfahren Lichtenbergs und Goethes eine zunächst naheliegende Erklärung: Lichtenberg sei auch als Schriftsteller stets in der „Wissenschaft" beheimatet gewesen, und man müsse ihm bei aller Sympathie „poetischen Geist" absprechen,[99] während für Goethe natürlich das Umgekehrte gilt. So kann man freilich erklären, daß Lichtenberg alles gelehrt analysiert, Goethe aber poetisch synthetisiert. Doch ist diese Trennung zwischen dem Naturwissenschaftler Lichtenberg und dem Dichter Goethe zu voreilig, denn in Wahrheit treibt Goethe ja auch eine Art synthetisierende Wissenschaft und Lichtenberg darf man als analytischen Schriftsteller bezeichnen.

Goethe vergleicht in den *Materialien zur Geschichte der Farbenlehre* ausdrücklich Kunst und Wissenschaft und kommt zu dem Schluß, daß „wir uns die Wissenschaft notwendig als Kunst denken" müssen, „wenn wir uns von ihr irgendeine Art von Ganzheit erwarten".[100] Daher kann er auch den Physiker Lichtenberg mit seiner skeptizistischen Methode als destruktiv angreifen, weil in seinen Augen „bloß der Handelnde, der Künstler entscheidet, der das Rechte ergreift und fruchtbar zu machen weiß",[101] und zwar sowohl in der Kunst als auch in der Naturwissenschaft.

Lichtenberg wiederum hält von Goethes poetischem Programm ebensowenig wie von dessen naturwissenschaftlichen Ansichten; ich spreche gar nicht von der nur privat geäußerten Ablehnung der frühen Werke Goethes durch Lichtenberg,[102] sondern von der ziemlich zweideutigen Frage an Goethe selbst, ob *Wilhelm Meister* überhaupt ein „Roman" sei?[103] Da Lichtenberg unter einem „Roman" in erster Linie Bücher im Stile Fieldings, Sternes oder auch Jean Pauls *Hesperus* verstand (also von Autoren, die „die Kunst verstehen, wenn ich so reden darf, sich selbst auszusprechen so individuel als möglich", wie Lichtenberg in einem Brief an Friedrich Nicolai formuliert[104]), zeigt sich hier ebenfalls eine fundamentale Differenz.[105] Goethe betont später, explizit gegen Laurence Sterne und dessen „Nachahmer" gewendet, er habe „die Maxime ergriffen, mich soviel als möglich zu verleugnen und das Objekt so rein als nur zu tun wäre in mich aufzunehmen" und darzustellen;[106] was allerdings das genaue Gegenteil zu der von Lichtenberg favorisierten, subjektivistischen („individualisierten") und ausschweifenden Schreibart ist. Gegen diese „Manier" aber, wo sich „die Subjektivität des Gestaltenden ungebührlich vordrängt",[107] kämpft Goethe, seit seiner Italienreise und ab 1794 im Verbund mit Schiller, auf vielfältige Weise an.[108]

Wenn Goethes Urteil über Lichtenberg also derart scharf ausfällt, wie ich anfangs zitierte, so liegt dem weder Ärger noch ein bedauerliches „Mißverstehen"[109] zugrunde, sondern die Tatsache, daß Goethe Lichtenbergs grundsätzlich andere Weltanschauung nur zu gut begreift. Die Arten des Umgangs mit Wirklichkeit und Kunst bei Goethe und Lichtenberg sind tatsächlich nicht vereinbar.

* Vortrag, gehalten auf der sechzehnten Jahrestagung der Lichtenberg-Gesellschaft in Berlin am 2. Juli 1993.

1 Johann Wolfgang Goethe: *Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens. Münchner Ausgabe.* Hrsg. v. Karl Richter [u.a.]. München 1985 ff., 14, 42 f. Texte von Goethe, die nicht in der weiter verbreiteten Hamburger Ausgabe [wie Anm.3] enthalten sind, zitiere ich wenn möglich nach dieser Ausgabe, im folgenden mit Sigle *GMA*, Band- und Seitenzahl.

2 Selbst in den Briefen an Lichtenberg formuliert Goethe seinen Dank in gewundenen Formulierungen, die kaum verbergen, wie weit er sich unter dem Einfluß des klassischen Altertums „von der neuern Art", zu der Hogarth wie Lichtenberg zählen, „entfernt hat" (so seine eigene Formulierung in dem Brief vom 3. Dezember 1795 (Bw 4,

Nr. 2593). Andere Briefe an Lichtenberg oder Briefkonzepte, in denen Goethe auf die Hogartherklärungen eingeht, stehen: Bw 4, Nr. 2392. 2419. 2715.

3 Daß sich Goethe ärgerte, belegt sein Brief vom 21. November 1795 an Schiller (*GMA* 8/1, 126, Nr. 121) und noch die diesbezügliche Passage in der „Farbenlehre" (*Goethes Werke. Hamburger Ausgabe* in 14 Bänden. Hrsg. v. Erich Trunz. Neubearbeitung. München 1981, 14, 263; diese Ausgabe zitiere ich im folgenden mit Sigle *GHA*, Band- und Seitenzahl); seine Äußerungen in den *Tag- und Jahresheften 1795* aber haben damit nichts zu tun.

4 Der Satz: „Lichtenbergs Schriften können wir uns als der wunderbarsten Wünschelrute bedienen; wo er einen Spaß macht, liegt ein Problem verborgen" (*GHA* 8, 475, Nr. 97), steht unmittelbar zwischen zwei Reflexionen über den „heiteren Naturforscher" Lichtenberg und war ursprünglich gedacht als Äußerung des Astronomen bei Makarie, in deren „Archiv" er sich findet. Der Satz bezieht sich vermutlich auf die „physikalischen und mathematischen Schriften" Lichtenbergs (erschienen als Bd. 6-9 der *Vermischten Schriften* 1803-1806), aus denen Goethe 1809 vorlas (vgl. Tagebuch 29. Juli 1809 und 11. August 1809), vielleicht auch noch auf die „Bemerkungen vermischten Inhalts", die Goethe nachweislich zur Kenntnis nahm (Tagebuch 20. September 1800: „Abends Lichtenb[ergs] posthuma [Bd. 1 der *Vermischten Schriften*]"), sicher aber nicht auf die Hogartherklärungen oder die unterhaltsamen Aufsätze.

5 Vgl. unten bei Anm.94. Vgl. auch *GHA* 13, 313 und *GHA* 12, 422, Nr. 415: „Man erkundige sich ums Phänomen, nehme es so genau damit als möglich und sehe, wie weit man in der Einsicht und in praktischer Anwendung damit kommen kann, und lasse das Problem ruhig liegen. Umgekehrt handeln die Physiker: sie gehen gerade aufs Problem los und verwickeln sich unterwegs in so viel Schwierigkeiten, daß ihnen zuletzt jede Aussicht verschwindet".

6 Klaus Kiefer legt in seiner Edition von Goethes Vorarbeiten zu dem „ganz artigen Aufsatz" nahe, daß es sich um kaum mehr als 80 bis 100 Stiche gehandelt haben dürfte; vgl. Johann Wolfgang Goethe: *Recension einer Anzahl französischer satyrischer Kupferstiche*. Text – Bild – Kommentar. Mit einer Einführung hrsg. v. Klaus H. Kiefer. München 1988, 12 (vgl. auch *GMA* 4/2, 993 f.).

7 *GMA*, 8/1, 401, Nr. 359 (Brief vom 24. August 1797). Vgl. *GMA* 4/2, 995.

8 *Erlangische gelehrte Anmerkungen und Nachrichten 1780*, 22. Stück, 225, zit. in Georg Forster/Georg Christoph Lichtenberg: *Cook der Entdecker. Schriften über James Cook*. Hrsg. mit Nachwort und Anmerkungen v. Klaus-Georg Popp. Leipzig [auch: Frankfurt/M.] 1976, 207.

9 *Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde*. Dritter Theil. Berlin 1834, 151-154 (Tagebucheintrag vom 18. April 1824): Über Ludwig Börnes 13. Oktober 1823 zuerst erschienenen Aufsatz *Altes Wissen, neues Leben* (*Sämtliche Schriften*. Neu bearb. u. hrsg. v. Inge und Peter Rippmann. Düsseldorf 1964, 1, 707-725).

10 Giovanni Gurisatti: *Die Beredsamkeit des Körpers. Lessing und Lichtenberg über die Physiognomik des Schauspielers*, in: *DVjs* 67, 1993, 393-416, hier 411 Anm. 51.

11 *Deutsches Lesebuch. Eine Auswahl deutscher Prosastücke aus dem Jahrhundert 1750-1850*. Hrsg. v. Hugo von Hofmannsthal. 2., verm. Aufl. München 1926 [Reprint Frankfurt/M. 1977], VII. Wie in Hofmannsthals Lesebuch ist es wieder der erste „Brief aus England", der Lichtenberg in der neuen Anthologie *„O Britannien, von Deiner Freiheit einen Hut voll" (Deutsche Reiseberichte des 18. Jahrhunderts*. Hrsg. v. Michael Maurer. München 1992) vertritt. Schon Christoph Girtanner meint in seinem Nachruf auf Lichtenberg (GTC 1800, 83-85, hier 85), die „herrliche Schilderung

des Engelländischen Theaters" gehöre „unter die Schätze der Deutschen Literatur" und gewährt ihr das Prädikat „klassisch".

12 Helfrich Peter Sturz: *Schriften.* Erste Sammlung. Leipzig 1779 [Reprint München 1971], 9.

13 E. T. A. Hoffmann: *Fantasie- und Nachtstücke.* Hrsg. v. Walter Müller-Seidel. München 1960, 655 f.

14 Helfrich Peter Sturz: *Die Reise nach dem Deister. Prosa und Briefe.* Berlin 1976, 360 (Brief vom 25. Dezember 1776).

15 Hoffmann [wie Anm.13], 655. Hamlet und Laertes ringen im Grab der Ophelia um den Anspruch größeren Schmerzes und stärkerer Trauer (Shakespeare: *Hamlet* V/1, V. 252 ff.) – eine in der romantischen Hamlet-Rezeption wichtige Szene, die noch Eugène Delacroix 1843 zur zeichnerischen Umsetzung herausfordert.

16 Hoffmann mogelt allerdings etwas, um seinem Argument stärkere Schlagkraft zu geben. Lichtenberg beobachtet die Falte nämlich nicht in der von Hoffmann benannten Szene [siehe Anm.15], sondern in der Szene, wo Hamlet gegen seine Freunde Horatio und Marcellus „blank zieht" (Shakespeare: *Hamlet* I/4, V. 84 ff.). Allerdings ändert diese Mogelei nichts an der grundsätzlichen Richtigkeit von Hoffmanns Beobachtung zu Lichtenbergs Text.

17 Es ist kein Brief Boies an Lichtenberg aus dieser Zeit überliefert.

18 SB 2, 569. 574 f. 577. 580: sog. „Materialheft I", Nr. 2 („Boies Briefe"), Nr. 78 [vgl. Anm.20], Nr. 101 („Die Verantwortung wegen des Zuviel-Sehens") und Nr. 136 („Vom zu viel Sehen").

19 Bw 1, Nr. 294, bzw. SB 3, 353 f.

20 SB 2, 574 f.: „[...] Man könnte mir leicht vorwerfen ich hätte zu viel gesehn wo man sagen sollte ich hätte zu stark analysiert [...]" (Materialheft I, Nr. 78).

21 Herbert Schöffler: *Lichtenberg. Studien zu seinem Wesen und Geist.* Hrsg. v. Götz von Selle. Göttingen 1956, 83; Franz H. Mautner: *Lichtenberg. Geschichte seines Geistes.* Berlin 1968, 58; vgl. ebd., 416; Gerhard Sauder: *Lichtenbergs ungeschriebene Romane*, in: *Photorin* 1, 1979, 3-13, hier 13.

22 Paul Requadt: *Lichtenberg. Zum Problem der deutschen Aphoristik.* Hameln 1948, 63; Albrecht Schöne: *Aufklärung aus dem Geist der Experimentalphysik. Lichtenbergische Konjunktive.* München ²1983, 124.

23 Ernst-Peter Wieckenberg: *Lichtenbergs „Erklärung der Hogarthischen Kupferstiche" – ein Anti-Lavater?*, in: *Text + Kritik* 114: *Georg Christoph Lichtenberg.* München 1992, 39-56, hier 53. Daß dies seiner Meinung nach doch nicht geschieht, liege an dem „Gattungszwang der Bildbeschreibung", wie er mit Bezug auf Schöne [Anm.2] schreibt.

24 Novalis: *Schriften. Die Werke Friedrich von Hardenbergs.* Hrsg. v. Richard Samuel [u.a.]. 3., erg., erw. verb. u. durchges. Aufl. Stuttgart [usw.] 1981 ff., 2, 567 u. 3, 277 f.

25 SB 3, 660 („Vorrede" zur ersten Lieferung der *Ausführlichen Erklärung*). Lichtenbergs bescheidene Einschränkung, er könne der Erklärung nur die Vollständigkeit geben, die ihm nach seinem „jetzigen" Kenntnisstand möglich sei, impliziert zwar den Zweifel, daß ein Einzelner jemals Vollständigkeit erreichen könne; dieser Zweifel wird aber durch die aufklärerische Gewißheit aufgehoben, daß es durch das Zusammenwirken von vielen Kommentatoren „zu einer künftigen vollständigen Erklärung dieser Werke" kommen könne (SB 3, 663 u. 667). Novalis dagegen hält eine „vollständige" Erklärung für prinzipiell unmöglich.

26 Vgl. SB 3, 816 und 1026.

27 Vgl. SB 3, 257: „Ich wollte Behutsamkeit bei Untersuchung eines Gegenstands lehren [...]". Wieckenberg [wie Anm. 23, bes. 45-48] hat deutlich gemacht, daß insbesondere Lichtenbergs „Willen zur hermeneutischen Behutsamkeit" die besondere Qualität der *Ausführlichen Erklärung* ausmacht.

28 SB 3, 685. Ebenso schon SB 3, 665.

29 SB 3, 689 (hier auf *A Midnight Modern Conversation* bezogen; doch schreibt Lichtenberg diese Qualität fast allen Blättern zu; vgl. SB 3, 772: „Die Bedeutung des Ganzen hat Hogarth nie versteckt, er hätte es auch nur zu seinem Schaden tun können. Was er im Ganzen will, leuchtet sogleich beim ersten Blick ein, und das *muß* sein. Ohne so etwas kann kein Kunstwerk dieser Art gefallen"; vgl. auch SB 3, 933, wo Lichtenberg Horace Walpole mit den Worten zitiert, Hogarth „sei in seinen Werken, was die Hauptsache betreffe, *immer* verständlich", was „bei weitem dem größten Teile seiner Blätter wirklich" auch zutreffe.

30 SB 3, 772: Kenne man die Bedeutung des Ganzen, „so erhöhet das Bestreben kleine untergeordnete Schwierigkeiten aufzuklären das Vergnügen bei der Betrachtung, das jede Dunkelheit des Ganzen gänzlich zerstören würde", heißt es im Anschluß an die Anm. 29 zitierte Passage.

31 SB 3, 964 f.

32 Und selbst wenn sie Garrick einmal auf der Bühne gesehen haben sollten, waren sie doch nicht in der gleichen Vorstellung, die Lichtenberg besuchte und beschrieb.

33 Jean Paul: *Sämtliche Werke*. Hrsg. v. Norbert Miller [u.a.].München 1960 ff., 1. Abt., 4, 671.

34 Den Terminus „individualisierte Beschreibungstechnik" verwende ich in Anlehnung an Heinz Gockel: *Individualisiertes Sprechen. Lichtenbergs Bemerkungen im Zusammenhang von Erkenntnistheorie und Sprachkritik*. Berlin [usw.] 1973. Was den Unterschied zu Goethes Darstellungstechnik angeht, verweise ich insbesondere auf 161-163 dieser nach wie vor nicht überholten Untersuchung.

35 Jean Paul [wie Anm.33], 1. Abt., 4, 629-716 (*Erklärung der Holzschnitte unter den 10 Geboten des Katechismus*).

36 Gunter Grimm: Nachwort zu: *Satiren der Aufklärung*. Hrsg. v. dems. Stuttgart 1975, 325-398, hier 342. Vgl. Arnd Beise: *„Meine scandaleusen Exkursionen über den Hogarth". Lichtenbergs Erklärungen zu Hogarths moralischen Kupferstichen*. In: *Georg Christoph Lichtenberg 1742-1799 – Wagnis der Aufklärung*. Hrsg. v. Ulrich Joost [u.a.]. München 1992, 239-257, hier 247 f.

37 SB 3, 1049: eine zwar posthum veröffentlichte und mit keinem Manuskript belegbare, aber dennoch mit ziemlicher Sicherheit authentische Äußerung Lichtenbergs.

38 [Johann Wolfgang] Goethe und [Johann Friedrich] Cotta: *Briefwechsel 1797-1832*. Textkritische und kommentierte Ausgabe in drei Bänden. Hrsg. v. Dorothea Kuhn. Stuttgart 1979-1983, 2, 37 (Brief vom 24. Februar 1817).

39 Zuerst in: *Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1801*. Hrsg. v. Ludwig Ferdinand und Therese Huber, August Heinrich Julius Lafontaine und Gottlieb Konrad Pfeffel. Tübingen [1800], 171-196. – *Weimarer Ausgabe*, 1. Abt., 18, 275-312 (Apparat 424-450); *Artemis-Ausgabe* 9, 403-430; *Berliner Ausgabe*, 12, 494-518 (bzw. 523; Kommentar 597-602); *Phaidon-Ausgabe*, 1. Abt., 6/1, 735-764. – Im folgenden zitiere ich nach *GMA* 6/1, 816-842 (Kommentar 1115-1118). – Zusätzlich gebe ich die entsprechende Seitenzahl der 1986 im Insel-Verlag erschienenen Taschenbuchausgabe (Johann Wolfgang Goethe: *Die guten Frauen als Gegenbilder der bösen Weiber, aus [sic] den Kupfern des diesjährigen Damenalmanachs*. Frankfurt/M. 1986 [it 925]; zitiert mit Sigle it und Seitenzahl) an. Zu dieser Taschenbuchausgabe sei angemerkt, daß hier

als Autor der Kupferstiche fälschlich Johann Heinrich Ramberg genannt wird, eine Zuschreibung, die auf einem Irrtum Bernhard Seufferts (*Die guten Frauen von Goethe*. Hrsg. v. B. Seuffert. Heilbronn: Henninger, 1885, III-X) beruht, der aber seit einem 1961 erschienenen Aufsatz von Hans Geller (*Das „Pio Istituto Catel" in Rom und sein Stifter*, in: *Miscellanea Bibliothecae Hertzianae*. Hrsg. v. Harald Keller. München 1961, 498-501) ausgeräumt sein könnte, spätestens aber seit dem an prominenter Stelle publiziertem Aufsatz von Praschek (vgl. Anm. 47) ausgeräumt sein sollte.

40 „Schriftsteller versprechen nur gar zu leicht, weil sie hoffen, dasjenige leisten zu können, was sie vermögen. Eigene Erfahrung hat mich bedächtig gemacht. Aber auch, wenn ich in dieser kurzen Zeit so viel Muße vor mir sähe, würde ich doch Bedenken finden, einen solchen Auftrag zu übernehmen [...]", heißt es in dem Text voller Selbstironie (*GMA* 6/1, 830; it 38).

41 *GMA* 8/1, 800 f., Nr. 751 (Brief vom 27. Juni 1800).

42 *GMA* 8/1, 816, Nr. 769 (Brief vom 17. September 1800).

43 Goethe/Cotta: [wie Anm. 38], 1, 68 (Brief vom 9. Juli 1800). Zur Entstehungsgeschichte des Texts vgl. ebd., 66-71 und 3, 144 f.; die Tagebücher Goethes (*Phaidon-Ausgabe*, 547-553); *Goethes Leben von Tag zu Tag*. Eine dokumentarische Chronik von Robert Steiger. Zürich 1982 ff., 4, 120-123.

44 *GMA* 6/1, 829; it 36.

45 *GMA* 6/1, 829; it 36.

46 Ebenda, 2, 37 (Brief vom 24. Februar 1817).

47 Eduard Castle: *Goethe: Die Guten Frauen* [...], in: *Chronik des Wiener Goethe-Vereins* 57, 1953, 9-12. Helmut Praschek: *Frantz Ludwig Catel – nicht Johann Heinrich Ramberg. Neue Quellen zur Entstehung der Kupfer zu Goethes Erzählung „Die guten Weiber"*, in: *Goethe. Neue Folge des Jahrbuchs der Goethe-Gesellschaft* 30, 1968, 313-318. Günter und Ingrid Oesterle [wie Anm. 56], 93. Victor Lange in *GMA* 6/1, 1115 ff.

48 Garlieb Merkel: *Briefe an ein Frauenzimmer über die neuesten Produkte der schönen Literatur in Teutschland*. Berlin 1800, 1, 143 (9. Brief, 28. Oktober 1800).

49 Garlieb Merkel [wie Anm. 48], 143.

50 *GMA* 6/1, 829; it 36.

51 Garlieb Merkel [wie Anm. 48] nennt den ganzen „Clubdialog" ein „Du-coq-à-l'ane" (145).

52 *GMA* 6/1, 841; it 59.

53 *GMA* 6/1, 841 f.; it 59.

54 *GMA* 6/1, 842; it 59.

55 *GMA* 6/1, 842; it 60.

56 Wenn man über bildende Kunst – um die es sich hier ja nicht einmal handelt, weil Karikaturen nicht dazu zählen (zur „Literarizität" der Karikatur vgl. Günter und Ingrid Oesterle: *Zur ästhetischen Fragwürdigkeit von Karikatur seit dem 18. Jahrhundert*, in: *„Nervöse Auffangsorgane des inneren und äusseren Lebens"/Karikaturen*. Hrsg. v. Klaus Herding u. Gunter Otto. Gießen 1980, 87-130, bes. 89 u. 92-95) – sprechen will, dann nur auf unverbindliche Art. Ernstlich kann man sich nur in stummer Kontemplation auf Bilder einlassen; vgl. Wolfgang Kemp: *Die Kunst des Schweigens*, in: *Laokoon und kein Ende. Der Wettstreit der Künste*. Hrsg. v. Thomas Koebner. München 1989, 96-119.

57 Jean Paul: *[Sämtliche] Werke*. Hrsg. v. Norbert Miller [u.a.]. [1. Abt.,] 5. München ^{5}1987, 144 (*Vorschule der Ästhetik*, § 36).

58 Vgl. Schillers *Ankündigung. Die Horen* bzw. *Die Horen. Einladung zur Mitarbeit,* in: *Werke. Nationalausgabe.* Weimar 1943 ff., 22, 103-109.

59 *GHA* 6, 130 (Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten).

60 Am deutlichsten ist Lichtenbergs Unterbrechung der Erklärung von „A Harlot's Progress", um eine Deutung von „Strolling Actresses" auf die Französische Revolution hin nachzutragen (SB 3, 773 f.).

61 *GHA* 10, 513 (*Tag- und Jahreshefte* 1813).

62 *GMA* 6/1, 824-828; it 30-34. – Goethe muß gewußt haben, worum es auf dem Bild eigentlich geht, weil sowohl Cottas Brief vom 3. Juni 1800 (Cotta/Goethe: [wie Anm. 38], 1, 67) als auch die von Catel am 16. Juni 1800 an Goethe geschickte Erklärung des Bilds (abgedruckt in: *Goethes Werke.* Hrsg. im Auftrag der Großherzogin Sophie von Sachsen. 133 in 143 Bdn. Weimar 1887 ff., 1. Abt., 18, 427-430) in dieser Hinsicht deutlich sind.

63 SB 3, 664 f.

64 *GHA* 12, 189 (*Julius Cäsars Triumphzug, gemalt von Mantegna*, Erster Abschnitt, zu Bild 9).

65 „Ein echtes Kunstwerk [...] kann aber nicht eigentlich erkannt, viel weniger sein Wesen, sein Verdienst mit Worten ausgesprochen werden" (*GHA* 12, 56; *Über Laokoon*). „Aller Vorzug der bildenden Kunst" bestehe darin, „daß man ihre Darstellungen mit Worten zwar andeuten, aber nicht ausdrücken kann" (*GHA* 12, 142; Kunst und Altertum am Rhein und Main: Heidelberg); „denn da der Künstler das Unaussprechliche schon ausgesprochen hat, wie will man ihn denn noch in einer andern und zwar in einer Wortsprache aussprechen?" (*Goethes Werke* [wie Anm. 62], 1. Abt., 49/2, 234 f.; Paralipomenon zum Mantegna-Aufsatz). Grundlegend für die klassizistische und romantische Diskussion über die bis heute nicht „abgetane" Grundfrage „der bürgerlichen Auseinandersetzung mit Kunst", nämlich ob man in Worten angemessen über Kunst sprechen kann (vgl. Kemp [wie Anm. 56], 112), ist der Essay von Karl Philipp Moritz: *Die Signatur des Schönen – Inwiefern Kunstwerke beschrieben werden können?* (*Werke.* Hrsg. v. Horst Günther. Frankfurt/M. 1981, 2, 579-588). Eine genaue Untersuchung, welchen Platz Lichtenberg in dieser von Winckelmann mindestens bis zu den Schlegels außerordentlich engagiert geführten Debatte einnimmt, steht meines Wissens noch aus. Dabei würden sich bei aller grundsätzlichen Differenz punktuell durchaus auch Gemeinsamkeiten etwa mit Moritz, Brentano oder auch Goethe ergeben; so mußte auch letzterer sich anläßlich seiner Ausführungen zu Leonardos „Abendmahl" (*Kunst und Alterthum*, I, 3, 1817) den Lichtenberg geläufigen Vorwurf (SB 3, 664 u. 1019; vgl. auch *Photorin* 7/8, 1984, 25 f. u. 32 f.) gefallen lassen, er habe in das Bild „zu viel hineingetragen" (Goethe verteidigte sich in dem genannten Paralipomenon zum Mantegna-Aufsatz).

66 *GMA* 6/1, 828; it 35.

67 *GMA* 6/1, 828; it 34.

68 „O! noch immer nennt man dich den Karikatur-Maler, *guter* Hogarth, dich Seelenmaler, aber tröste dich. Die dich so verkennen, sind sehr gewöhnliche Menschen. Ein griechisches *Stein*-Gesicht mit blinden Augäpfeln nach irgend einem verheimlichten Müsterchen, aus Tuschschälchen mühsam zusammen zu lecken, verstundest *Du* so gut als sie, und wie es hundert deiner Landsleute verstunden, die alle vergessen sind, während *Du bleibst und bleiben wirst*" (SB 3, 749). Der „Hauptgrund der Dauer von Hogarths Werken" sei, so Lichtenberg, daß alles „ohne Übertreibung ausgeführt" ist, daß sie eben keine „Karikaturen" sind (SB 3, 690). – Eine moderate Stellungnahme (und Hogarth immerhin mit „der etwas rauhen Manier" seines „Zeitalters" und

seiner Nationalität entschuldigende) zum Karikaturproblem aus klassizistischer Sicht gibt der anonyme Autor („–d–") des Aufsatzes *Ueber Carricatur* in den *Neuen Miscellaneen artistischen Inhalts für Künstler und Kunstliebhaber* (hrsg. v. Johann Georg Meusel. 10. Stück, Leipzig 1799, 154-160; vgl. dazu den knappen Kommentar von Werner Busch: *Nachahmungen als bürgerliches Kunstprinzip. Ikonographische Zitate bei Hogarth und in seiner Nachfolge.* Hildesheim [usw.] 1977, 295 f.). Sonst steht man der „Karrikatur" auf Seiten der Klassiker ziemlich feindselig gegenüber und spricht ihr „Wahrheit" und „ästhetische Würde" ab (so etwa Schiller in seiner Abhandlung *Ueber naive und sentimentalische Dichtung*; *Werke. Nationalausgabe.* Weimar 1943 ff., 20, 464).

69 *GMA* 6/1, 824; it 30.

70 *GHA* 6, 415 (*Wahlverwandtschaften*, 2. Teil, 7. Kapitel, Aus Ottiliens Tagebuche): „Bekannte Menschen". *GMA* 6/1, 819; it 18: „vorzügliche Menschen".

71 *GHA* 12, 91 (*Der Sammler und die Seinigen*, 8. Brief, Imaginanten).

72 *GMA* 6/1, 818; it 16.

73 *GMA* 6/1, 819; it 16.

74 *GMA* 6/1, 818 f.; it 16 f.

75 *GMA* 6/1, 819; it 17.

76 *GHA* 6, 415 (*Wahlverwandtschaften*, 2. Teil, 7. Kapitel, Aus Ottiliens Tagebuche). Klassizisten glauben die „Niederträchtigkeit im Herzen" und den „Spaß im Kopf" gern verbunden und setzen dem die „Wahrheit des Ernstes" entgegen (Hegel: *Werke in 20 Bänden.* Hrsg. v. Eva Moldenhauer und Karl Markus Michel. Frankfurt/M. 1969-1979, 1, 554; Die Verfassung Deutschlands). Ein Antiklassizist dagegen wie der frühe Herder zum Beispiel spricht Hogarths „Formen", auch wenn sie „meistens häßliche Karikatur" seien, dennoch „Wahrheit" zu, und zwar weil sie lebendig und charakteristisch sind (*Werke in zwei Bänden.* Hrsg. v. Karl-Gustav Gerold. München 1953, 1, 704; Plastik, Dritter Abschnitt).

77 *Goethes Gespräche. Eine Sammlung zeitgenössischer Berichte aus seinem Umgang [...].* Hrsg. v. Wolfgang Herwig. Zürich 1965 ff., 2, 59.

78 *GHA* 9, 317 (*Dichtung und Wahrheit*, 2. Teil, 8. Buch). – Goethe erklärt seine Abneigung an anderer Stelle: „denn das Schöne ist nicht sowohl leistend als versprechend, dagegen das Häßliche, aus einer Stockung entstehend, selbst stocken macht und nichts hoffen, begehren oder erwarten läßt" (*GHA* 10, 339; Campagne in Frankreich).

79 *GHA* 9, 317 (*Dichtung und Wahrheit*, 2. Teil, 8. Buch).

80 SB 3, 820; vgl. auch SB 3, 661.

81 *GMA* 6/1, 829; it 38.

82 *GMA* 6/1, 829; it 37. – Pikant in diesem Zusammenhang, daß die Serien auf die Goethe hier anspielt, von Lichtenberg angeregt und in seinem Göttinger Taschen Calender publiziert sowie kommentiert wurden (*Der Fortgang der Tugend und des Lasters* [GTC 1778] oder *Natürliche und affektierte Handlungen des Lebens*, Erste [GTC 1779] und Zweite Folge [GTC 1780]).

83 *GMA* 6/1, 829; it 37.

84 *GMA* 6/1, 829; it 37 f.

85 *GMA* 6/1, 842; it 60.

86 *GMA* 6/1, 816; *Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1801*, 171.

87 *GMA* 6/1, 829; it 37.

88 Auch anders herum muß freilich das Halbe oft ergänzt werden; so ist in dem 1821 geschriebenen Aufsatz über *Wilhelm Tischbeins Idyllen* scheinbar notwendig auch

von „tragischen Situationen" die Rede, und es bedurfte überhaupt der Zusätze des Dichters, um die „sinnigen Skizzen durch Worte verklärt und vollendet zu sehen" (*Goethes Werke* [wie Anm. 62], 1. Abt., 49/1, 306-330, hier 320 f. bzw. 307).

89 Die Anschauung der Kunst als „andre Natur" brachte Goethe aus Italien mit (vgl. den Brief an Carl August vom 25. Januar 1788; *Goethes Briefe. Hamburger Ausgabe.* Hrsg. v. Karl Robert Mandelkow und Bodo Morawe. 4 Bde. Hamburg 1962-1967, 2, 79, Nr. 459).

90 *GHA* 1, 257 (Epilog zu Schillers *Glocke*, V. 30).

91 *Goethes Briefe* [wie Anm. 89], 1, 264, Nr. 202 (Brief vom 6. März 1779).

92 Die wahre Aufgabe der dramatischen wie jeder anderen Kunst sei, „die Menschen immer wieder über Not und Last des Alltags hinwegzuheben", meinte der Schillerepigone Ernst von Wildenbruch (*Das deutsche Drama. Seine Entwicklung und sein gegenwärtiger Stand* [1898]; *Gesammelte Werke.* Hrsg. v. Berthold Litzmann. 16 Bde., Berlin 1911 ff., 16, 140-167, hier 167), einen bis heute nicht ausgestandenen Irrtum über den Sinn von Kunst auf den Punkt bringend, wobei natürlich die unvermeidlichen Leute aus dem „Volk" zitiert werden müssen, die damals wie heute sagen: „Um das zu sehen, was sie täglich zu Hause sähen und erlebten, kämen sie nicht ins Theater" (164). Gegen die – darin Lichtenberg zutiefst verwandt – „entlarvende" Haltung Hogarths führt der Kunsthistoriker Carl Justi (*William Hogarth*, in: *Zeitschrift für Bildende Kunst* 7, 1872, 1-8 u. 44-54, hier 8) die aus dem gleichen Zeitgeist geborene Behauptung ins Feld, daß „unser Leben holder Illusionen bedarf", wofür eben die Kunst zuständig sei. Hogarths Bildkunst aber sei „un- ja antikünstlerisch" (45), weil sie diese Aufgabe der Kunst nicht erfülle.

93 Stellvertretend weise ich nur auf die von Odo Marquard durch seinen Vortrag *Über die Unvermeidlichkeit von Geisteswissenschaften* (abgedruckt in dem Sammelband: *Apologie des Zufälligen.* Stuttgart 1986, 98-116) ausgelöste und noch nicht ausgestandene Debatte über die angeblich vor allem kompensatorische Leistung von nicht technizistisch-naturwissenschaftlicher Kultur hin (zu dieser Debatte vgl. das *Kursbuch* 91: *Wozu Geisteswissenschaften?* Berlin 1988).

94 *GHA* 11, 458 (*Italienische Reise*, Zweiter Römischer Aufenthalt, Dezember 1787, Bericht).

95 *GMA* 6/1, 824; it 30.

96 „Es ist ein großer Vorteil für ein Kunstwerk, wenn es selbständig, wenn es geschlossen ist", heißt es bei Goethe (*GHA* 12, 58; *Über Laokoon*). Hogarths Kupferstiche und Lichtenbergs Kommentar dazu sind, wie zuletzt wieder Wieckenberg [wie Anm. 23, bes. 48] deutlich machte, „offen".

97 Goethe beschwert sich einmal: „Da wollen sie wissen, welche Stadt am Rhein bei meinem *Hermann und Dorothea* gemeint sei! – Als ob es nicht besser wäre, sich jede beliebige zu denken! – Man will Wahrheit, man will Wirklichkeit und verdirbt dadurch die Poesie" (*GMA* 19, 176; zu Eckermann am 27. Dezember 1826).

98 Vgl. den Brief an Johann Christian Dieterich, 31. Oktober 1775 (Bw 1, Nr. 291). Jean Paul hält es für keinen Zufall, daß die größten Humoristen Engländer waren, die auch „in der Mitte des Perioden" das „I (Ich)" groß schreiben (Jean Paul [wie Anm. 33], 1. Abt., 5, 135; *Vorschule der Ästhetik,* § 34); Lichtenberg sieht er als „Bindegeist zwischen England und Deutschland" (ebd., 55; 10).

99 Jean Paul [wie Anm. 33], 1. Abt., 5, 144 (*Vorschule der Ästhetik*, § 36); vgl. ebd., 128 (§ 32).

100 *GHA* 14, 41 (Geschichte der Farbenlehre; Zur Geschichte der Urzeit).

101 *GHA* 14, 242 f. (*Geschichte der Farbenlehre*; 18. Jh., Delaval). Vgl. zu dem Verhältnis zwischen Lichtenberg und Goethe auf naturwissenschaftlichem Gebiet Heinwig Lange: *Goethe, Lichtenberg und die Farbenlehre*, in: *Photorin* 6, 1983, 12-31.

102 Einen brauchbaren Überblick über Äußerungen Lichtenbergs zu *Götz von Berlichingen* und hauptsächlich zu *Werther* sowie einigen anderen Schriften gibt Walther Matz: *Goethes Verhältnis zu Lichtenberg*, in: *Euphorion* 7, 1915, 118-136. Einen Überblick ohne jedes neues Material bei Dieter Lamping: *Lichtenbergs literarisches Nachleben. Eine Rezeptions-Geschichte.* Göttingen 1992, 16, 47, 52 f., 59-61, 75-79. Angekündigt ist die Dokumentation von Horst Zehe: *Lichtenberg und Goethe (= Lichtenberg-Studien*, 8).

103 Bw 4, Nr. 2607: „Solte es wohl gantz ein Roman seyn?"

104 Bw 4, Nr. 2507.

105 Der hier implizit geäußerte Widerspruch zur Ansicht der Herausgeber von Lichtenbergs Briefwechsel, die davon ausgehen, daß Lichtenberg „unter Roman noch ganz traditionell und durchaus abfällig Liebesroman versteht" (Bw 4, Nr. 2607), provoziert eine eigene Untersuchung von Lichtenbergs Romanbegriff, die demnächst vorgelegt werden soll.

106 *GHA* 10, 434 (*Tag- und Jahreshefte* 1789; mit Bezug vor allem auf Sternes *Sentimental Journey*). In anderer Hinsicht jedoch zeigte sich Goethe von Sterne durchaus beeinflußt: vgl. die Erinnerung an „Lorenz Sterne" in *Kunst und Alterthum* (IV, 1, 1827, 91-93), wo Goethe Sternes „zartes" Gespür für „das Menschliche im Menschen" rühmt (*GHA* 12, 346). In dem Brief an Zelter vom 25. Dezember 1829 zeigt sich, daß Goethe Sternes Subjektivität da zu schätzen weiß, wo sie durch Toleranz und Unverbindlichkeit moderiert ist: „wohlwollende Ironie" statt bissige Satire heißt das Stichwort (*Goethes Briefe* [wie Anm. 89], 4, 360, Nr. 1448).

107 Bruno Markwardt: *Geschichte der deutschen Poetik*. Berlin 1937 ff., 3, 129 f.

108 Bekannt ist der 1789 im *Teutschen Merkur* (Februarheft, 113-120) erschienene Aufsatz *Einfache Nachahmung der Natur, Manier, Styl*, wo Goethe von der „Manier" („eine Sprache, in welcher sich der Geist des Sprechenden unmittelbar ausdrückt") noch „in einem hohen und respektablen Sinne" spricht (*GHA* 12, 30-34). Schiller dagegen gebraucht das Wort 1793 schon deutlich abwertend und hält „manierierte" Künstler für allenfalls „mittelmäßig" (*Schillers Werke. Nationalausgabe*. Weimar 1943 ff., 26, 225 f.; Beilage zu dem Brief an Körner vom 28. Februar und 1. März 1793: *Das Schöne in der Kunst*). Im Alter wird Goethe in dieser Hinsicht noch strenger; er verdammt die „Subjektivität" als „allgemeine Krankheit der jetzigen Zeit" und leugnet, daß jemand, der nicht „zum Objektiven durchbricht", überhaupt „Dichter" sei: „Solange er bloß seine wenigen subjektiven Empfindungen ausspricht, ist er noch keiner zu nennen; aber sobald er die Welt sich anzueignen und auszusprechen weiß, ist er ein Poet. Und dann ist er unerschöpflich und kann immer neu sein, wogegen aber eine subjektive Natur ihr Bischen Inneres bald ausgesprochen hat und zuletzt in Manier zu Grunde geht" (*GMA* 19, 154 f.; zu Eckermann am 29. Januar 1826).

109 Wie mir zuletzt Linde Katritzky (*Goethe in den „Nachtwachen. Von Bonaventura" und in den Schriften Georg Christoph Lichtenbergs*, in: *Goethe-Jahrbuch* 104, 1987, 157-168, hier 160 u. 168) nahelegen zu wollen scheint.

Peter Brosche

Lichtenbergs astrogeodätische Ortsbestimmungen

1. Einleitung

Lichtenberg war in seinen jungen Jahren als außerordentlicher Professor in Göttingen unter oder neben Kästner für die Astronomie zuständig geworden. Damit hatte er sich auch mit der heute der Geodäsie zugeordneten astronomischen Ortsbestimmung zu befassen. Ja dieses Gebiet war damals sicher *die* rechtfertigende Anwendung, mit der man von den immer unwilligen Regierungsstellen Gelder locker machen konnte. Dabei ist im Falle des Kurfürstentums Hannover noch vom Sitz der Zentralgewalt in London her ein besonderes Interesse wirksam geworden, das Großbritannien als maritime Macht natürlich an den Grundlagen der Navigation hatte.

Es erging also 1771 eine königliche Order an Lichtenberg,[1] astronomische Ortsbestimmungen in Hannover und Osnabrück anzustellen, die erst später noch auf Stade erweitert wurde.[2] Ob die Idee eher in Hannover als in London aufgekeimt war (oder gar in Göttingen, indem nämlich der Beauftragte den Auftrag angeregt hätte wie später bei der Edition von Tobias Mayers Nachlaß), ist mir nicht bekannt. Ebenso wollen wir die Frage, ob eigentlich Kästner diesen Auftrag hätte bekommen und ausführen sollen[3] und er ihn schon im Vorfeld auf den jüngeren Lichtenberg abgeleitet hat, auf sich beruhen lassen. Eher wäre hier gleich am Anfang zu fragen, weshalb Lichtenberg seine Meß-Kampagne nicht in Göttingen begonnen und beendet hat. Bereits damals war es in den exakten Naturwissenschaften üblich, auch das zu messen, was man schon zu kennen glaubte, um die Genauigkeit der Beobachtungen des noch nicht Bekannten zu beurteilen. Zunächst hatte sich Lichtenberg das auch so vorgenommen, wie aus seinem Brief an Schernhagen vom 12. 9. 1771 hervorgeht.[4] Dann aber erfährt er vom Geheimen Justiz-Rat von Hinüber den ‚Königlichen Willen', „daß die Observationen sogleich, ohne den Quadranten erst nach Göttingen zu bringen, in Hannover ihren Anfang nehmen sollen" und findet das auch akzeptabel.[5]

Gegenüber Kaltenhofer[6] referiert er aus einem Brief von Kästner dessen Unmut über eine Mondfinsternis, bei der Kästner sehen wollte, ob „Hell in gewissen Stücken recht hätte. Pater Hell behielt über dem Handel Recht und Kästner – – – verlohr die Mondsfinsterniß gröstentheils über dem Probiren". So konnte sich Lichtenberg sicherlich lebhaft vorstellen, wie intensiv sich Kästner in Göttingen eingemischt haben würde und daß er in der Folge nie fertig geworden wäre. Mit alledem ist aber noch nicht erklärt, wieso Lichtenberg nicht *nach*

seiner Kampagne Vergleichsmessungen in Göttingen angestellt hat. Wir können bloß vermuten, daß er diese Art Arbeit nun einfach satt hatte.

Aus den Briefen gewinnt man den Eindruck, Lichtenberg habe die Aufgabe gern übernommen, vielleicht auch wegen der damit verbundenen vorlesungsfreien Zeit, der Reisen und der Bekanntschaften und sonstigen Vergnügungen, wobei die Orte Hannover, Osnabrück, Stade eine abfallende Sequenz bilden; allerdings wird der Aufenthalt in Stade durch Exkursionen nach Hamburg und vor allem durch den Besuch in Helgoland dann doch zu einem Höhepunkt. Übrigens beschränkten sich die Entbehrungen auf das nächtliche Arbeiten und waren damit weitaus geringer als bei einer trigonometrischen Landesaufnahme mit ihren dauernden Ortswechseln an abgelegenste Stellen, wie sie Gauß durchgeführt hat.

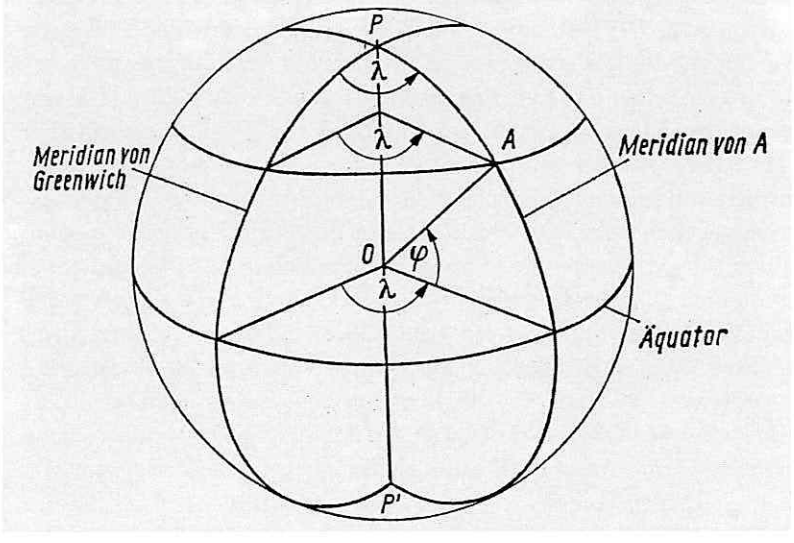
Das alles wollen wir beiseite lassen und nur der drögen Frage nachgehen, wie gut Lichtenberg seine Aufgabe eigentlich gelöst hat. Die Beantwortung ist bisher nur zweimal versucht worden: Günther hat 1899 Lichtenbergs Ergebnisse denen von Gauß und Schumacher gegenübergestellt[7] und hat ohne solide Argumente ein sehr positives Urteil ausgesprochen, das in der Folge von Zitierenden noch verschönt wurde („beste Präzisonsmessungen ihrer Zeit"; „für ihre Zeit unerhörte Genauigkeit"). Der Astronom und Wissenschaftshistoriker Sticker hat 1977 das Problem auf der Basis von Lichtenbergs Veröffentlichungen erneut behandelt und ist zu einer nüchterneren Bewertung gelangt.[8] Inzwischen läßt sich schon wieder eine leicht beschönigende Tendenz bei deren Wiedergabe registrieren.[9]

Sticker hatte vor allem moniert, daß Lichtenberg in seinen wissenschaftlichen und amtlichen Berichten gar nicht seine Beobachtungsplätze bei den jeweiligen Städten angegeben habe. Diese Rüge bleibt berechtigt; sie könnte auch zu der Vermutung führen, Lichtenberg habe seine Ergebnisse nicht für genau genug gehalten, um die Angabe zu erfordern.

Gegenüber Sticker verfügen wir heute über eine vollständigere Ausgabe des Briefwechsels, also auch über ihm noch nicht bekannte Briefe astronomischen Inhalts. Wir werden sehen, daß die Briefe genügend Aussagen bieten, um Lichtenbergs temporäre Observatorien auf den Meßtischblättern hinreichend genau festzunageln. Damit kann die Prüfung seiner Ergebnisse unbelastet von dieser Unsicherheit vorgenommen werden. Darüber hinaus werden wir die Frage aufwerfen und auch ziemlich eindeutig beantworten können, inwieweit Lichtenberg *methodisch* auf der Höhe seiner Zeit war.

Jedenfalls ist er ordentlicher und organisierter an seine Aufgabe herangegangen, als es nach den veröffentlichten Schriften aussieht. Ulrich Joost hat aus den noch nicht veröffentlichten (Tagebuch-) Aufzeichnungen ca. 8 Seiten Typoskript herausgezogen, die dies eindrücklich belegen: Beschreibungen der Instrumente und der mit ihnen anzustellenden Operationen (zunächst solche in Englisch), Kriterien für seine Beobachtungsplätze, Methodisches aus der Literatur, Prüfungsverfahren für die Instrumente.

Was Lichtenberg finden sollte, waren die geographische Breite und Länge seiner Meßstationen. Das sind *Winkel*, die sich auf die Rotationsachse der Erde und eine dazu senkrechte Ebene durch den Mittelpunkt der Erde (ihre Äquatorebene) beziehen. Durch die Lotrichtung am Beobachtungspunkt und die Rotationsachse wird eine Ebene aufgespannt, die Meridianebene. Der in dieser Ebene gemessene Winkel zwischen Lotrichtung und Äquatorebene ist die geographische Breite des Beobachtungsorts A. Seine Länge ist nicht gleichermaßen absolut anzugeben, sondern nur mit Bezug auf irgendeinen andern Ort X bzw. dessen Meridianebene. Der Winkel zwischen den Ebenen von A und X ist die Länge von A bezüglich X. Wir kennen heute die Wahl X = Greenwich, aber früher war das keineswegs die einzig übliche: Ferro (Hierro) als westliches Ende der präkolumbianischen Geographie bot den Vorteil von einheitlichen Vorzeichen (aber den Nachteil schlechter Bestimmtheit), in Europa konkurrierten die großen Nationalsternwarten in Paris und um London (letztere keineswegs immer nur Greenwich).



Länge λ und Breite φ eines Beobachtungsortes A;
0 = Mittelpunkt der Erde, P = Nordpol, θ P' = Südpol, A = Beobachtungsort
(nach K.-G. Steinert, Sphärische Trigonometrie, Leipzig 1977).

Zur Bestimmung der beiden Winkel werden wir weiter unten etwas sagen. Hier nur noch etwas über die Einheiten, weil sie reichlich trivialen und daher vermeidbaren Anlaß zur Konfusion bieten.

Seit der Antike wird der Vollkreis in 360° geteilt und jeder Grad in 60 Bogenminuten (′), diese wieder jeweils in 60 Bogensekunden (″), bei Bedarf weiter in

Tertien (''') (die heute jedoch nicht mehr üblich sind; statt dessen dezimale Teile der Bogensekunden). Soweit, so gut. Weil aber die *Zeit* für eine volle Umdrehung der Erde gegenüber einer „mittleren" Sonne gleich 24 Stunden gesetzt worden ist, geben die Astronomen Drehwinkel auch in Stunden (^{h}) und deren hexagesimalen Unterteilungen Minuten (^{m}) und Sekunden (^{s}) an.

Dabei entsprechen sich dann

1^h	und	15°
4^m	und	1°
4^s	und	1'
1^s	und	15" usw.

Auch das wäre noch nicht schlimm, wenn an der Angabe der Einheiten immer zu erkennen wäre, was gemeint ist. Nun waren aber die Zeichen ' und " eigentlich nur hexagesimale Unterteilungen irgendwelcher höherer Einheiten und daher früher auch nach dem Stundenteil für zeitartig gegebene Winkel im Gebrauch: 3^h 17' 28" = 3^h 17^m 28^s. In diesem Beispiel sagt uns der Stundenteil, was gemeint ist. Werden aber kleine Differenzen, zum Beispiel zwischen verschiedenen Meßwerten derselben Größen diskutiert, dann fehlt der Stundenteil, und es ist nur aus dem Zusammenhang zu erschließen, ob 17' 28" als Teile von 1° oder 1^h gemeint sind. Solche Fälle treten bei Lichtenberg häufig auf, sind aber glücklicherweise alle aus dem Kontext zu verstehen. Wir werden uns hier einer eindeutigen Schreibweise befleißigen.

Was bedeuten nun Winkel? Ihrer Natur nach sind sie Verhältnisse, nämlich zwischen den zugehörigen Bogen und dem Radius eines Kreises. So ist dieses Verhältnis für einen Winkel von $\alpha = 5°7$ etwa 1:10 und demnach für $\alpha \approx 0°57$ etwa 1:100. Den Wert des Verhältnisses nennt man auch arcus von α, kurz arc α. Für α = 1" ist arc $\alpha \approx$ 1:200000. Das bedeutet mit anderen Worten, daß ich in der Lage sein muß, zwei Marken in 200000 cm = 2 km Entfernung auf besser als 1 cm genau zu fixieren, wenn ich den Winkel zwischen ihnen auf 1" genau angeben will. Daß Lichtenberg und seine Zeitgenossen Winkel in "-Einheiten angegeben haben, impliziert *nicht* den Anspruch, so genau zu sein, sondern nur den, genauer als 1' zu sein: die nächstkleinere Einheit war dann eben 1", aber der Fehler konnte durchaus zum Beispiel 10" betragen. Jeder wird auch einsehen, daß es einfacher ist, einen *kleinen* Winkel genau zu messen als einen großen. Im ersten Fall (wenn zum Beispiel beide Punkte im selben Gesichtsfeld eines Fernrohrs stehen), kann man differentiell messen, im zweiten muß man sich auf die Präzision einer großen Winkelskala (zum Beispiel über 90°) verlassen können. Von diesem zweiten Fall ist hier die Rede!

Wenn man sich daran erinnert, daß die Scheiben von Mond und Sonne von der Erde aus unter einem Winkeldurchmesser von etwa 0°5 = 30' erscheinen, wird es plausibel erscheinen, daß 1/30 davon = 1' ungefähr die Auflösungsgrenze des unbewaffneten menschlichen Auges darstellt, damit auch die Grenze dessen, was in der vorteleskopischen astronomischen Winkelmessung zu erreichen war,

aber keineswegs auch stets erreicht worden ist. Selbst die berühmten Mars-Beobachtungen von Tycho Brahe, die Kepler auf die Spur seiner Gesetze brachte, hatten einen mittleren Fehler[10] von ± 3'. Die Einführung von Teleskopen war für die Genauigkeitssteigerung bei großen Winkeln allein nicht ausreichend: die Kreisteilungen, an denen die Teleskope angebracht wurden, mußten entsprechend genauer sein. Das war ein großes technisches Problem und es ist nahezu unmöglich, einen allgemein gültigen Genauigkeitswert für Lichtenbergs Zeit anzugeben. Ich möchte trotzdem (für Einzelmessungen) 5" – 10" als Werte an der ‚guten Seite' ansehen. Dazu kamen dann die Verfahren, die Fehler der Skalen zu bestimmen und dadurch in den Resultaten doch noch genauer zu werden. Dafür, daß 10" die Größenordnung der astrometrischen Winkel-Meßgenauigkeit in der 1. Hälfte des 18. Jahrhunderts war, spricht auch die Tatsache der Entdeckung der Aberration der Fixsterne um 1726 durch Bradley. Dieser Effekt verändert ja den scheinbaren Ort eines Fixsterns im Laufe des Jahres um ± 20". Der Bradleysche Sternkatalog sollte nach Meinung seines Autors in der Deklination (Breite) der Sterne keine grösseren Fehler als ± 3" haben.[11]

Schließlich kann man sich noch ganz leicht überlegen, welche Bogen auf der Erdoberfläche welchen Winkeln entsprechen, zum Beispiel 1° = 111 km oder 1" = 30 m. Weil nun die Lichtenbergschen Breitenmessungen a priori zwischen 1" und 10" genau sein dürften, so ist es einerseits nicht nötig, die Stellen so genau wie heutige Steinmarken zu kennen, andererseits ist die bloße Stadtangabe doch zu vage. Falls Längenmessungen in zeitartigen Winkeln gegeben werden, entspricht eine Zeitminute (in der Breite von 52°) einem Abstand von 17 km auf der Erdoberfläche, eine Zeitsekunde ca. 280m. Damit wird auch klar, was die Winkel-Fehler der astronomischen Ortsbestimmung dann auf einer Landkarte, die an sie angepaßt wird, für Verknautschungen verursachen werden.

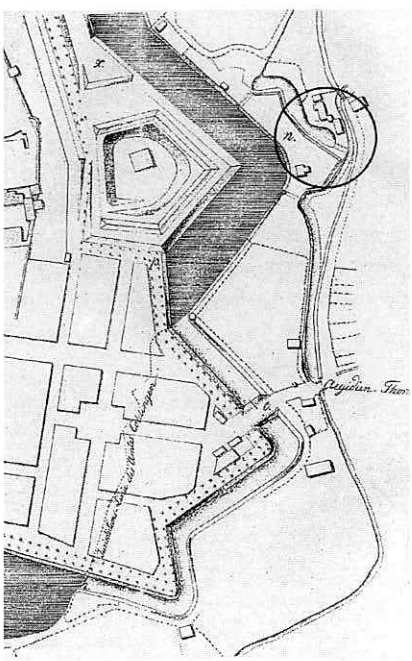
3. Lichtenbergs Lokalitäten

Ein Punkt von vieren lag schon fest: Göttingen, und zwar der als Observatorium dienende alte Turm auf dem Wall. Seine Lage war zuerst von Tobias Mayer bestimmt worden und wir werden diese Werte und die modernen zum Teil mitverwenden.[12]

Es ist nicht ganz klar, wie Günther und Sticker zu ihrer impliziten Annahme kommen,[13] die von ihnen verwendeten, von Gauß und Schumacher stammenden Referenz-Koordinaten für die drei Kirchen in Tab. 1 seien praktisch fehlerfrei (das heißt im Verhältnis zu den Lichtenbergischen Fehlern). Das trifft aber nicht zu, so gibt es zum Beispiel für Stade eine Differenz von 4'.6 zu modernen Werten der Breite. Wir benutzen daher diese Werte gar nicht, sondern gleich heutige Werte, die Dr.-Ing. Hans Bauer von der Landesvermessung in Hannover freundlicherweise zur Verfügung gestellt hat (Tab. 1). Diese sind nun in der Tat für unsere Zwecke als fehlerfrei anzusehen und werden hier auch nur auf eine Dezimale gerundet wiedergegeben.

3.1. Hannover

In den ihm zugänglichen Briefen fand Sticker für die Lage von Lichtenbergs Beobachtungen nur den „Garten vor der Stadt". Mit Fragezeichen mutmaßte er Herrenhausen im Nordwesten. Das läßt sich heute ausschließen und – im Gegenteil – eine Stelle im Südosten angeben: Lichtenberg wohnte nicht nur in dieser Gegend der Stadt (beim Glaser Mechmershausen,[14] am Ende der Marktstraße nahe der Aegidien-Kirche)[15] sondern er hatte von dort auf kurzem Weg extra muros auch sein Observatorium. Denn am 10. 7. 1772 berichtet er Dieterich, daß er mit Hilfe seines Fernrohrs erwarteten Besuch am Ägidientor observierte.[16] Somit muß er sich im Sichtbarkeitssektor des Tors befunden haben. Schon früher hatte er am 31. 5. 1772 an Kaltenhofer geschrieben,[17] daß von den Kanonen auf den Wällen zwei von ihm nicht weiter als eine Göttinger Markt-Breite entfernt seien. Letztere wurde von Ulrich Joost freundlicherweise zu 40 m geschätzt. Mit diesen Bedingungen kann man in historischen Stadtplänen[18] nach dem Ort suchen, der alle erfüllt und findet ihn – für unsere Zwecke genau genug – „dem Stadtgraben gegenüber"[19] der zum Ägidien-Tor nächsten nach Norden gelegenen Bastei; sie heißt in einem Plan aus dem siebenjährigen Krieg „Süder-Bastei". Der Stadtgraben existiert noch als Straßenname in Hannover; Lichtenbergs Platz liegt etwa auf dem Gelände des heutigen Künstlerhauses. Bei der Zuordnung



Ausschnitt aus dem Plan von Hannover 1779 (Anm. 18, b) mit Lichtenbergs Beobachtungsstelle im Kreis.

haben wir auch noch von mehrfachen Erwähnungen fischbarer Gewässer direkt am Garten Gebrauch gemacht.[20, 21] Als Polypen-Fundort – auch derartige Forschungen betrieb Lichtenberg – gibt er an: „Er ist vor dem Ägidientor in dem Graben neben dem Wege nach dem neuen Hause [...] häufig anzutreffen, [...]".[22]

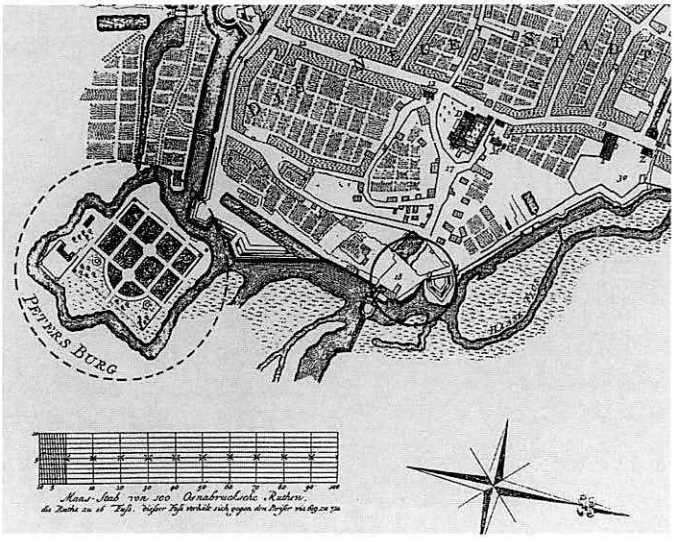
3.2 Osnabrück

Zunächst ist festzuhalten, daß Osnabrück damals juristisch kein Teil des Kurfürstentums Hannover war, sondern Hochstift, das nach einer Bestimmung des Westfälischen Friedens abwechselnd von katholischen und protestantischen Bischöfen regiert wurde. Um 1760 hatte Georg III. das Recht der Investitur und nutzte es sehr exzessiv, indem er seinen höchst minderjährigen jüngsten Sohn zum Bischof machte und selber als Vormund de facto regierte. So ist es nicht weiter verwunderlich, daß das Osnabrückische Ministerium sogar offenbar willens war, über einen zugesagten Zuschuß von 200 Talern noch hinauszugehen.[23] Lichtenberg kommt am 4. 9. 1772 in Osnabrück an[24] und schreibt am 8. 9. an Schernhagen, daß er nach gemeinsamer Suche mit Obrist-Lieutenant von Busche sein Observatorium auf der Petersburg aufschlagen wolle.[25] Obwohl dies der einzige von Lichtenberg selbst genannte Ort ist und bleibt, scheint er doch kurz darauf seine Meinung geändert zu haben. Denn Handwerkerrechnungen im Niedersächsischen Staatsarchiv Osnabrück[26] müssen, obwohl sie den Namen Lichtenberg nicht nennen, schon wegen der zeitlichen Koinzidenz mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit mit Lichtenbergs Observatorium in Verbindung gebracht werden; danach fanden die Arbeiten in der zweiten Septemberhälfte sowie bis ca. 10. 10. statt. Dies paßt sowohl zu dem von Lichtenberg (am 22. 9. an Schernhagen) mitgeteilten Umgang mit Maurern und Zimmerleuten,[27] der Aussage „Mit meinem Bau geht es sehr gut" und seinem Umzug[28] am 12. 10. aus dem „Kayßer" („Römischer Kaiser"), als dessen Ergebnis er „bey dem Thurm" wohnt. Auf einem Stadtplan von 1767 seines lokalen Kollegens Reinhold[29] sieht man, daß es rund um die Stadtbefestigung eine ganze Reihe von Türmen gab, auch bei der Petersburg. Nach den Handwerkerrechnungen kann aber nur ein (in ihnen mehrfach genannter) Turm bei der Neuen Mühle in Frage kommen, Lichtenberg muß also seine ursprüngliche Meinung geändert haben. Übrigens sprechen die Rechnungen ausdrücklich von dem Observatorium *auf* dem Turm bei der Neuen Mühle, also nicht etwa daneben. Eine Analyse der Rechnungen durch einen architektonischen Experten könnte vielleicht ein genaueres Bild darüber ergeben, was da eigentlich errichtet worden ist.

Die Neue Mühle am Flusse Hase ist außer auf dem genannten Plan von Reinhold auch auf älteren Ansichten von Osnabrück (mit bis zu drei Mühlrädern) zu erkennen, so auf der Merianschen von 1647. Auch die platzartige Erweiterung „Bei der neuen Mühlen" findet man auf mehreren Plänen. Mit „dem" Turm ist es nicht ganz so einfach. Reinhold bezeichnet in seinem Plan alle „Stadts Thürmer" rund um die Stadt mit einer Ziffer 11 und auf seinem „Prospekt" am unteren

Rande des Plans mit dem Buchstaben U. Die nördlich an die neue Mühle anschließende (Gustav-) Schanze wird auf dem Plan von zwei Türmen flankiert, auf dem Prospekt ist einer sichtbar. Man meint jedoch auf dem Prospekt auch einen Torturm direkt neben der Mühle zu erkennen, der allerdings auf dem Plan nicht als solcher ausgewiesen ist, sodaß es sich vielleicht um eine perspektivische Überlagerung handelt. Da bei der Mühle ein kleiner Übergang zu den benachbarten Wiesen bestanden zu haben scheint, wäre eine Befestigung der Pforte denkbar.

Der oben angegebene Stadtplan wird auch ziemlich sicher derjenige sein, von dem Lichtenberg sagt, „daß er [Reinhold] auf seinem Plan von Osnabrück die Mittagslinie um 2 oder 3 Grad falsch gezogen hat".[30] Das Groteske bei der Sache ist nun, daß der Plan sogar um ca. 34° falsch orientiert ist, wenn man, wie kaum anders möglich, die dekorierte Spitze eines Viersterns als die gemeinte Nordrichtung ansieht! Ein Vorschlag zur Erklärung: Reinhold hatte von der magnetischen Mißweisung gehört, die ja wenig später von Lichtenberg zu ca. 17° bestimmt wurde, und hat seinen ursprünglich auf magnetisch Nord orientierten Plan in die falsche Richtung „korrigiert", also die Mißweisung doppelt drin. Den Fehler hätte er aber eigentlich freiäugig aus Sonnen-Auf- und Untergängen erkennen müssen – und Lichtenberg erst recht. Wollte der etwa in seinem Brief ‚20 oder 30 Grad' schreiben und glaubte es im Augenblick der Niederschrift selbst nicht mehr? Im Original, das Joost neuerlich für mich überprüfte, steht jedenfalls nur „2 oder 3".

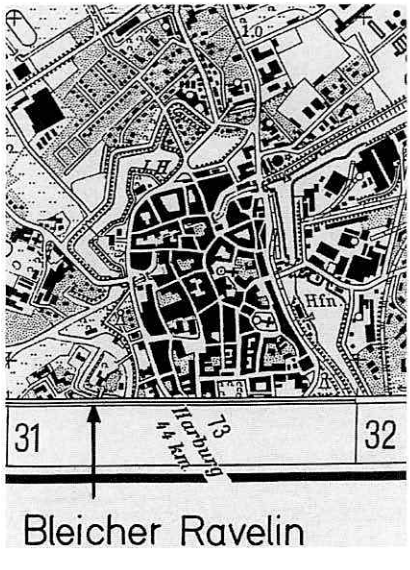


Ausschnitte aus dem Reinholdschen Plan von Osnabrück 1767 mit Markierung der zuerst ins Auge gefaßten Beobachtungsstelle (gestrichelt) und des schließlich errichteten „Observatoriums" (der durchgezogene Kreis umfaßt die neue Mühle und die zwei flankierenden Türme der nächstgelegenen Bastion). Aus der Legende: D St. Johannis-Kirche, 17. Johannis Freyheit, 18. Bey der neuen Mühlen, 11. Stadts Thürmer [es gab mehrere!].

Zu seiner Wohnung gibt Lichtenberg in einem Brief an Kaltenhofer[31] Informationen: Ende der Stadt nach Südosten (nach Göttingen zu, für das hier die Speckstraße steht), königliches Gebäude, ebenerdig (was zu Gerüchten von einsteigenden Mädchen beiträgt).

3.3 Stade

Hier ist die Situation besonders eindeutig: Lichtenberg berichtet zunächst von seiner Absicht und dann von dem Vollzug derselben, sein hiesiges Observatorium im Garten des Major Isenbart aufzuschlagen:[32] „Es liegt am Südwestlichen Ende der Stadt auf einem Ravelin der Festung und hat eine sehr angenehme Aussicht". Wobei wir hinzufügen können, daß der Platz so vorspringt, daß kein hohes Gebäude innerhalb des Walls die Sicht in der Meridianebene (Nord-Süd) beeinträchtigen konnte. Und über seine Wohnung: „Heute vor 8 Tagen bin ich in das ehemalige Posthaus gezogen und wohne nun so nah an dem Schifferthor, vor welches mein Observatorium zu liegen kommen wird, als Ew. Wohlgeboren [Schernhagen in Hannover] am Aegidien Thor, wohl noch 20 Schritte näher".[33] Etwas später gibt er noch den Eigennamen an: „Stade, auf dem Bleicher Ravelin den 3ten Aug: 1773".[34] Dieser Festungsaußenteil war damals von Wasser umgeben und nur mit einem Boot zu erreichen. Er ist noch heute gut im Stadtplan zu identifizieren („Auf der Insel") und über eine Brücke zugänglich. Horst Gravenkamp hat sogar eine besonders ‚heiße' Stelle auf dem Ravelin ausfindig gemacht, nämlich die westliche Spitze.



Ausschnitt aus der (heutigen) TK 2322 mit dem noch existierenden ‚Bleicher Ravelin' am Rande der Altstadt von Stade. Die nördlichere Kirche ist St. Cosmae.

In Stade hatte Lichtenberg seine Idee eines transportablen Observatoriums verwirklicht, das wesentlich aus Leinwandteilen bestand,[35] die sich öffnen ließen. Deswegen spricht er auch von seiner „Calesche".[36] Ein weiterer Platz bei Stade ist ebenfalls mit Lichtenbergs Vermessungstätigkeit verbunden: zwischen den Dörfern Rientforde und Hagen[37] gab es einen langen geraden Weg, und diesen nutzte er als Radius einer gedachten Vergrößerung seines Quadranten; eine Skala wurde auf einer ebenso vergrößerten Tangente makroskopisch aufgetragen und damit die Winkelskala des Quadranten geprüft.[38] Lichtenberg fand den gesamten rechten Winkel seines Quadranten ‚nur' um 6" zu klein und die vollen Gradstriche „meistens richtig". Während er die letzteren alle gemessen hat, hat er die Unterteilungen – er spricht von Hälften = 30' und Sechsteln = 10' – nur zum Teil geprüft und fand „einige subdivisionen sehr falsch".[39] Da hätten wir gern gewußt, wie falsch und inwiefern er die gefundenen Abweichungen verwertet hat, wenn er doch nicht alle Teilungsstriche messen konnte. Übrigens hat sich Kästner noch im Nachruf auf Lichtenberg etwas darauf zugute getan, das Instrument eines so hervorragenden Handwerkers beschafft zu haben[40] – während Lichtenberg sogar im offiziösen Akademie-Bericht ein bißchen ausfällig wird:[41] „sed cuilibet accuratius haec inspecturo, apparebit, Sissonium non leviter saepe hallucinatum fuisse [...]" (Aber es wird einem jeden, der sich damit etwas eingehender befaßt, deutlich werden, daß Sisson sich oft auf schwerwiegende Weise geirrt hat [Übersetzt von Fidel Rädle]).

In Tab. 1 fassen wir die Informationen über Lichtenbergs Beobachtungsplätze zusammen.

Stadt	Hannover	Osnabrück	Stade
Der Platz	Vor der	Neue Mühlen	Bleicher Ravelin
in Worten	Süder-Bastei		
liegt relativ		138 ≙ 4".5	
in Breite	188 m ≙ 6".1	südlicher	331 m ≙ 10".7
	südlicher	925 m ≙ 50".0 = 3^s.27	südlicher
in Länge	537 m ≙ 28".5 = 1^s.90	Östlicher	394 m ≙ 21".5 = 1^s.43
	östlicher		westlicher
als die Kirche	Marktkirche	Katharinenkirche	St. Cosmae
mit			
den modernen φ	52°22'23".4	52°16'28".5	53°36'12".1
Werten λ	9°44'10".1	8° 2'36".3	9°28'38".5
und hat demnach			
selbst die Koordinaten			
(moderne φ	52°22'17".3	52°16'24".0	53°36'1".4
Werte) λ	9°44'38".6	8°3'26".3	9°28'17".0
		Göttingen	
	PS Diese Werte		
	dürften auch für	Alte Sternwarte	
	Schernhagens Wohn-		
	und Beobachtungs-	(Observatorium St. Nicolai)	
	ort noch genähert	φ = 51°31'54".1	
	zutreffen	λ = 9°56' 4".8 (Anm. 12)	

4. Astronomen und Astronomie

Der Titel dieses Kapitels ist natürlich nur ganz speziell gemeint: er zielt auf die „Bezugspersonen", die bei der Lösung von Lichtenbergs astrogeodätischer Aufgabe ein Rolle gespielt haben, und auf den Teil der Astronomie, den er dafür gebraucht hat.

Sein ständiger Diskussions- und Meß-Partner war kein Professioneller, sondern der Geheime Kanzleisekretär Schernhagen in Hannover, zusammen mit seinem freiwilligen Helfer, dem Proviant-Commissarius Ernst August Stro(h)meyer. Die Nicht-Professionalität bedeutet hierbei nur eine soziologische Mitteilung, keine fachliche Wertung. Viele Indizien sprechen dafür, daß Schernhagen von den einschlägigen fachlichen Problemen genau soviel verstand wie Lichtenberg. Darüber hinaus war er als Registrator der Klosterkammer für die Finanzen der Universität Göttingen zuständig und hatte sozusagen das Ohr des Geheimen-Rats-Kollegiums für Hannover. Der Stecher Kaltenhofer in Göttingen war offenbar wissenschaftlich nicht vom gleichen Kaliber, aber doch kenntnisreich genug, um häufig von Lichtenberg informiert zu werden. Wenn die Überlieferung typisch ist, hat er hingegen an Kästner nur sporadisch und nicht gerade sorgfältig[42] berichtet. Den auch nicht weiter belegten Eindruck Baasners,[43] Kästner sei der fachliche Leiter der Unternehmung gewesen, kann man aus dem Briefwechsel nicht gewinnen.

Da die Längenmessung darauf beruhte, daß andere Astronomen an anderer Stelle dasselbe Phänomen beobachteten, hat Lichtenberg auswärtige Kollegen um solche ‚korrespondierenden Beobachtungen' gebeten. Neben Kästner in Göttingen und Schernhagen in Hannover waren es in Deutschland Röhl in Greifswald[44] und Bernoulli in Berlin, an den er sich direkt und über Lambert gewandt hatte; Lambert machte ihn auf eine Beobachtung des Prälats von Felbiger in Sagan aufmerksam.[45] Christian Mayer beobachtete in Schwetzingen.[46] In England war es der von Lichtenberg nicht gemochte Maskelyne in Greenwich[47] und der von ihm hochgeschätzte Hornsby in Oxford.[48]

Die astronomische Ortsbestimmung stützt sich auf Sternkataloge, die die himmlische Länge und Breite von Sternen geben. Lichtenberg benutzte Kataloge von LaCaille und später von Bradley.[49]

Schließlich benötigte er Ephemeriden, also Vorausberechnungen bestimmter Ereignisse am Himmel. Auch hier – wie bei den Sternkatalogen – gab es zwei mögliche Anwendungen: entweder hielt man sie für völlig richtig, dann gaben einem schon die eigenen Beobachtungen gegen die theoretischen Voraussagen die geographische Position. Oder man traute ihnen weniger, bezog die eigentliche Information eher aus korrespondierenden Beobachtungen, dann brauchte man sie aber trotzdem, um wenigstens ungefähr zu wissen, wann man sich zur Beobachtung bereit halten mußte.

Lichtenbergs Standard-Ephemeriden waren die Hellschen aus Wien.[50] Er schreibt viele Briefe,[51] um sie rechtzeitig zu erhalten und ärgert sich in Stade über den Generalsuperintendenten Pratje, dem sie Dieterich mit anderem geschickt

hatte, der sie aber nicht an Lichtenberg weitergab, weil sich dieser ihm nicht präsentiert hatte, sondern sie einfach wieder nach Göttingen zurücksandte.[52] Hell ist auch methodisch eine Autorität für Lichtenberg, wie wir unten bei den Breiten sehen werden. Über Hells Aufnahme in die Göttinger Akademie – wohl eher durch Kästner veranlaßt – wird auf derselben Seite der ‚Novi Commentarii'[53] berichtet wie über die von Lichtenberg und Erxleben. Der wissenschaftliche Respekt für den Direktor der Wiener Sternwarte und Jesuitenpater blättert aber sofort ab, wenn einmal ein Druckfehler in den Tabellen vorkommt: da wird dann echt protestantisch protestiert.[54] Neben Hell ist offenbar auch Lalande in Paris Lichtenberg als Autorität für einschlägige Fragen präsent.[55]

5. Die Breiten

Wenn wir uns einmal die alte Vorstellung zu eigen machen, daß die Fixsterne auf einer weit entfernten Kugel angesteckt sind, wenn wir die Erde mit darauf angebrachten Breiten- und Längenkreisen (siehe Kapitel 2) zu einer gläsernen Oberfläche reduzieren, und dann noch in ihrem Mittelpunkt eine starke Lichtquelle anbringen, dann könnten wir auch die Projektion des irdischen Gradnetzes an die Himmelskugel imaginieren. Durch die Drehung der Erd-Achse würden dabei die Breitenkreise gar nicht verändert. Stellen wir uns vor, wir hätten uns so oder anders eine Liste der himmlischen Breiten (= Deklination) von genügend viel Sternen verschafft, dann könnte das Licht auch wieder ausgehen und reale Verhältnisse zurückkehren. Wir brauchen ja nur zum Zenit schauen und sehen, welche Sterne im Laufe der täglichen Erdumdrehung dort durchgehen. Deren Deklination ist gleich unserer irdischen Breite, womit wir die letztere bestimmt haben. Wir müssen auch nicht einen Stern finden, der genau durch den Zenit geht. Geht er einen gewissen Winkel z südlich vom Zenit durch die Meridianebene (den Winkel müssen wir allerdings messen [aber den Nullwinkel im idealen Fall auch]) so ist unsere Breite eben gleich seiner Deklination plus z. Ginge er nördlich vom Zenit durch, wäre minus z zu nehmen.

Ein wichtiger Fehlereinfluß ist die Refraktion, das heißt die allmähliche Brechung (de facto Krümmung) des Sternlichtwegs in der Atmosphäre, wodurch dann der Stern dem irdischen Beobachter höher (zenitnäher) erscheint als es wirklich der Fall ist. Dieses Übel kann man ziemlich beheben, wenn man halbwegs symmetrisch zum Zenit liegende Sterne wählt, so daß die Refraktion den *Polabstand* des einen etwa um so viel vermehrt wie den des andern vermindert: im Mittel ist die gewonnene Breite fast frei vom Einfluß der Refraktion. Das Gleiche gilt, wenn derselbe Teil einer Winkelskala (zum Beispiel eines Quadranten durch Schwenken um 180° um eine vertikale Achse) für die Messung beider Zenitdistanzen benutzt wurde. Sein Fehler wird ebenfalls eliminiert. Dieser Vorzug ist für Lichtenberg offenbar der wichtigere,[56] und das erklärt dann wohl auch das von Sticker verwundert registrierte Faktum der Auswahl von Sternpaaren mit großer Zenitdistanz.

Als Formel:

$$= \frac{1}{2}(Z'_S - Z'_N) + (\delta_S + \delta_N) + \frac{1}{2}(\zeta_S + \zeta_N)$$

Hierin sind: φ die Breite, z' die beobachteten (scheinbaren) Zenitdistanzen, δ die Deklinationen und die ζ Abweichungen der scheinbaren von den wahren Zenitdistanzen (letztere gelten ohne Refraktion und Instrumentalfehler). Die Indizes N und S stehen für den nördlich bzw. südlich vom Zenit beobachteten Stern.

Nicht frei ist diese Breite weiterhin von den Fehlern in den Deklinationen der beobachteten Sterne, die der ambulante Ortsbestimmer einem Sternkatalog entnimmt. Die Methode wird von Lichtenberg Hell zugeschrieben,[57] auf Kritik Schernhagens gibt er jedoch sofort zu, sie stamme von Lemonnier,[58] wovon Wolf nichts weiß.[59] Wir Heutigen kennen sie unter dem Namen Horrebow-Talcott-Methode.

6. Die Längen

Wir erinnern uns an das Modell des vorigen Abschnitts und schalten die Lampe wieder an: die Meridiane oder Längenkreise der Erde werden, anders als die Breitenkreise, nicht auf einen festen Kreis des Himmels projiziert, sondern wandern mit der Erddrehung um die Himmelskugel herum. Die Lage eines Sterns ließe sich durch so eine „Länge" am Himmel also nur für einen Moment beschreiben. Deshalb wird für die Sterne ein mit *ihnen* fest verbundenes System „himmlischer Längen" = Rektaszensionen gewählt. Beide Arten von Längen, die irdische wie die himmlische, bedürfen noch eines Nullpunkts, von dem aus der Winkel gezählt werden soll. Im Fall der Erde hat sich eine Marke im Greenwich-Observatorium bzw. der durch diese Marke gehende Meridian durchgesetzt. Am Himmel wird, etwas weniger willkürlich, ein Schnittpunkt zwischen dem (Himmels-) Äquator und der scheinbaren Sonnenbahn gewählt: der Frühlingspunkt. Nehmen wir jetzt noch an, daß zwei Beobachter an verschiedenen Orten Uhren benutzen, die präzise gleiche Zeit zeigen, so könnten beide den Zeitpunkt des Durchgangs eines Sterns durch ihre jeweilige Meridianebene feststellen. Die Differenz dieser Zeiten gäbe ihnen bereits den Längen*unterschied* ihrer beiden Standorte, denn die Erde dreht sich ja in $23^h\ 56^m\ 3^s.4$ gerade einmal gegenüber dem Sternenhimmel. Säße der eine Beobachter in Greenwich, so wäre der Längenunterschied die Länge selbst, andernfalls muß irgendwann einmal die Länge von mindestens einem Beobachter gegen den Nullmeridian ermittelt werden.

Grundsätzlich werden also Längen*unterschiede* und diese von *zwei* Beobachtern bestimmt. Lichtenberg hatte gewissermaßen zu jeder „Längenbestimmung" einen Ko-Autor an einem andern Ort. Das ist auch bei der Bewertung des Ergebnisses zu bedenken.

Unsere Voraussetzung von exakten Uhren traf nun allerdings bis zur Einführung der drahtlosen Telegraphie *nicht zu*; die großen Schwierigkeiten der

Navigation auf See und der Vermessung ganzer Kontinente hatten genau darin ihren Ursprung.

Andererseits darf dies nicht so aufgefaßt werden, als hätten seinerzeit überhaupt keine Uhren, die diesen Namen verdienten, zu Verfügung gestanden. Erstens war mit der Pendeluhr schon lange ein guter Zeitmesser für eine feste Station vorhanden, nur das „Transportieren von Uhrzeit" mittels Federzuguhren war problematisch. Zweitens konnten die Astronomen mit ihren Durchgangsbeobachtungen sehr genau feststellen, wann ein Sterntag vorbei war. Ein gleichmäßiges Vor- oder Nachgehen einer stationären Uhr war damit rechnerisch leicht zu korrigieren. Nicht erfaßt blieb damit ein konstanter Unterschied der „Stände" zweier Uhren an zwei Orten. Womit behalf man sich nahezu zwei Jahrhunderte? Mit astronomischen „Zeitsignalen", das heißt mit Veränderungen am Himmel, die *gleichzeitig* von allen Erdorten einer Hemisphäre gesehen und registriert werden konnten. Je „plötzlicher" der Charakter des Vorgangs, desto besser seine Eignung als Zeitmarke. Falls es sich um eine Bewegung am Himmel handelt, bei der eine Messung der Position auf die Zeit schließen läßt, ist der Vorgang umso besser geeignet, je schneller er abläuft, bei Umläufen um die ganze Himmelskugel also je kürzer die Periode ist.

Die schnellste Bewegung am Himmel ist eine scheinbare, nämlich die Umdrehung der Himmelskugel als Folge der Rotation der Erde in einem Tage. Wie wir gerade gesehen haben, stellte dies das Zeitmaß zur Verfügung, nicht aber den Uhrenstand. Die nächstschnellste Bewegung am Himmel ist der Umlauf des Mondes in etwa einem Monat. Ein auffälliges Phänomen – allerdings zu selten für schnelle Ortsbestimmungen – ist das einer totalen Mondfinsternis, bei der der Rand des Kernschattens der Erde einigermaßen deutlich auf dem Monde verfolgt werden kann, insbesondere wann er bestimmte Krater erreicht hat.

Seit Einführung des Fernrohrs durch Galilei in die Astronomie waren auch die Monde anderer Planeten zu beobachten, vor allem die vier großen des Jupiter. Sie laufen noch schneller als unser Mond um. Bei der Kleinheit des Winkels, unter dem wir die Bahnen sehen, entfällt dieser Vorteil jedoch wieder. Analog zu den Mondfinsternissen unseres Mondes sind auch beim Jupiter Ein- und Austritte seiner Monde in seinen und aus seinem Kernschatten zu beobachten und zeitlich zu fixieren.

Die bisher besprochenen Phänomene (und einige seltener auftretende) haben eine für die nachfolgende Rechnung sehr angenehme Eigenschaft: sie sind wirklich strikt gleichzeitig. Die zwei Beobachter brauchen also nur beide auf ihre Uhren schauen; die Ablesungen können sie sich hinterher per Post mitteilen. Damit können sie (zumindest rechnerisch) ihre Uhren nach gleicher Zeit laufen lassen. Die entsprechend korrigierten Durchgangsbeobachtungen desselben Sterns liefern ihnen dann sofort ihren Längenunterschied.

Im Prinzip kann einer der beiden Beobachter (das heißt die Empirie) durch Theorie vertreten werden, nämlich exakte theoretische Voraussagen des zu beobachtenden Phänomens für einen bestimmten Meridian, zum Beispiel Wien. Diese

Voraussagen enthalten natürlich nicht nur Theorie, sondern implizit auch das Konzentrat früherer Beobachtungen. Bei der Navigation war das genau die Vorgehensweise, denn man konnte sich ja auf hoher See nicht mit einem Partner im Mutterland verständigen. Daß man es nicht generell tat (und auch die Schiffsbeobachtungen nach der Heimkehr verbessern konnte), hatte diesen Grund: gerade die für die Längenbestimmung wichtigsten Phänomene konnten *genauer beobachtet als vorausberechnet* werden.

Die eben beschriebene Klasse von Ereignissen nennt Zach[60] wirkliche, eine gleich zu beschreibende zweite Klasse scheinbare Himmels-Begebenheiten. Die Vorgänge der zweiten sind auch reale Finsternisse, nur fällt dabei der Schatten auf den Beobachter und dessen Eintritt in den Schatten ist daher noch von seiner Position abhängig. Die Zeitpunkte für zwei Beobachter sind im allgemeinen *ungleich*. Wenn aber sonst der Vorgang theoretisch gut beherrscht wird, läßt sich rechnerisch der Zeitunterschied zwischen den Beobachtern ermitteln. Der Prototyp dieser Klasse von Phänomenen ist die Bedeckung eines Sterns durch den Mond (beim nächsten Stern heißt dies Sonnenfinsternis, analog könnte von einer Sternfinsternis gesprochen werden). Die Tangenten vom Stern an den Mondrand streichen infolge der Mondbewegung über die Erdoberfläche hin, die Zeitpunkte der Beobachtung variieren also, jedoch läßt sich bei gut bekannter Mondbahn durch korrespondierende Beobachtungen an zwei Örtern deren Längenunterschied erhalten. Der Vorgang der Sternbedeckung wird als schlagartig empfunden.

Zach findet es 1797[61] wieder nötig, darauf hinzuweisen, daß die von Pater Hell und anderen traditionell bevorzugten Verfinsterungen der Jupitermonde nicht das beste Mittel zur Längenbestimmung sind, weil diese Eintritte und Austritte *Minuten* dauern und von verschiedenen Beobachtern dann entsprechend verschieden registriert werden. Er belegte dies schon früher durch Beispiele[62] und nun erneut durch eine Fall-Reihe absteigender Beobachter-Qualität: (a) im guten Extremfall durch zwei versierte Beobachter am selben Ort (Wien), die immer noch um 1/2 Minute differieren, wenn der ‚beste' Jupitermond I beobachtet wird und (b) in einem typischen Anwendungsfall (Cracau), wo verschiedene Bestimmungen um 1 bis 137 Zeitsekunden differieren, typisch um 0.5 bis 1 Minute – und das Mittel wäre um 1 Minute falsch! Dagegen könnten (c) selbst Anfänger wie David aus Monddistanzen Zeit bzw. Längen mit wenigen Sekunden Fehler erhalten, ja selbst (d) ein blutiger Anfänger[63] brachte es sofort auf nur 11 Sekunden.

Wenn wir uns an die Entsprechungen vom Ende des 2. Abschnitts erinnern, sehen wir, daß selbst solche Fehler noch viel größere Distanzen auf der Erdoberfläche ausmachen als die Fehler in Breite. Das ist aber auch verständlich, denn der Mond läuft etwa 30mal langsamer um die Erde als diese sich dreht. Bei sonst gleicher Winkelmeßgenauigkeit werden die aus Monddistanzen abgeleiteten Längen also schon von vornherein 30mal schlechter sein als Breiten (oder als Längen mit idealen Uhren). Die damaligen Anstrengungen mußten darauf gerich-

tet sein, nicht noch wesentlich schlechter zu sein als dieser Faktor 30. Mit Jupitermondbeobachtungen war das kaum zu erreichen. Der noch „beste" Mond I (Io) durchläuft seinen eigenen Durchmesser in mehr als 3 Minuten. Das ist dann auch die Zeit zwischen dem Beginn und Ende eines Austritts aus dem oder eines Eintritts in den Jupiterschatten. Zwar wird davon nur ein Teil (nahe zur völligen Verfinsterung) als Zeit der stärksten Änderung empfunden werden, aber auch dieser ‚Moment' ist alles andere als momentan und, was das Schlimmste ist, wird von jedem Beobachter anders empfunden. Lichtenberg selbst unterscheidet einmal drei verschiedene Momente:[64] „Bey der vom ersten Trabanten [...] habe ich in mein Buch damals geschrieben: Lumen satellitis decrescere videtur Hor. X 59' 40"; Hor. IX 59' 55" imersio incerta; Hor. X 0' 0" recta". In einem anderen Fall[65] hat er aus zwei Immersionen vom 6. und 8. 8. 1773 Längen für Stade abgeleitet, die um 26 Zeitsekunden differieren.

Man wird also bereits den ‚inneren' zufälligen Fehler Lichtenbergscher Jupitermond-Messungen zu einigen 10^s ansetzen dürfen, der ‚äußere' Fehler, der auch seine eventuell systematisch andere Auffassung des Zeitmoments (im Vergleich zu andern Beobachtern) enthält, kommt in den absoluten Abweichungen seiner Längen zum Ausdruck. Er selbst gibt in einem Brief (wahrscheinlich an den Ingenieur-Offizier G. W. von dem Bussche) die Beispiele Berlin (Unsicherheit 43 Zeitsekunden) und Greifswald (differierende Längen zwischen $45^m\ 25^s$ und $43^m\ 46^s$, also Variationsbreite $1^m\ 39^s$!).[66]

In seinem Aufsatz von 1804 kommt Zach[67] zu dem Schluß, daß unter den Beobachtungen astronomischer Phänomene die Bedeckungen von Sternen und Planeten durch den Mond bei weitem die sichersten für die Längenbestimmung seien, allerdings bleiben sie wegen Unsicherheiten der Rechnung, der Unebenheiten des Mondrandes usw. doch um einige Sekunden unsicher (zum Beispiel Paris-Greenwich um 8 Sekunden). Das ist ihm für die dort verfolgten Zwecke einer Landesvermessung zu viel und er propagiert deshalb die terrestrische Übermittlung von Zeitsignalen für solche Zwecke. So war ein Signal (Pulverblitz) vom Hörselberg gleichzeitig auf dem Inselberg, der Wartburg und der Sternwarte Seeberg registriert worden.[68] Er führt Pulverblitze nachts bei *bedecktem* Himmel ein, wodurch nämlich die Reflexe an den Wolken noch weiter ins Land sichtbar werden als bei klarem Himmel.

Lichtenbergs publizierte Längen beruhen de facto auf Jupitermondbeobachtungen (und auf einer Mondfinsternis, die aber eher noch unsicherere Resultate liefert). Es ist aber nicht so, daß er es nicht besser gewußt hat. Er hat vielmehr am 16. 9. 1771 schon gegenüber dem Geheimen Rats-Kollegium[69] erklärt, Längen auch aus Sternbedeckungsbeobachtungen zusammen mit Maskelyne (in Greenwich) bestimmen zu wollen. Er ärgert sich über die Probleme mit der Länge von Hannover,[70] will in Osnabrück die Bedeckung von Venus durch den Mond beobachten, was aber nicht gelingt.[71] In Stade nun beobachtet er – und parallel Schernhagen in Hannover – tatsächlich den Austritt von α Tauri (= Aldebaran) am dunklen Rand des Mondes (nur dort ist der Vorgang recht auffällig). Er

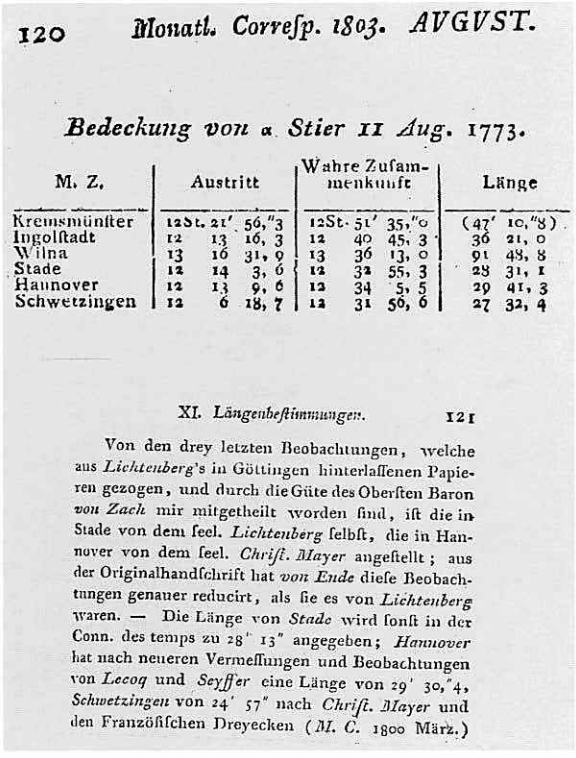
betont den plötzlichen Charakter – „den Blitz" – des Phänomens, gibt auch den Zeitunterschied von 240 Sekunden zu Hannover an und verspricht „werde mich mit ehestem an die Berechnung sowohl für Hannover als Stade machen".[72] Dabei ist ihm klar, daß die Mondparallaxe eine wichtige Rolle spielt. Etwas später berichtet er, daß die Rechnungen in vollem Gange seien und daß er Lalande recht gebe: nur die Weitläufigkeit der Reduktion spräche gegen diese beste Methode der Längenbestimmung: „Ich habe nun 8 Seiten in Folio ziemlich compreß geschrieben mit Zahlen beynah angefüllt [...]".[73] Auch Kästner gegenüber erwähnt er die Güte der Aldebaran-Bedeckung, leider sei er mit der Rechnung noch nicht fertig.[74] Schließlich erfahren wir, daß er für die Rechnung noch nicht Mut genug gehabt habe, „es soll und muß aber geschehen".[75] So wird diese Bedeckung beim Bericht über Stade auch ausdrücklich als gut aber noch nicht benutzt bezeichnet.[76] Gleichwohl wünscht sich Lichtenberg via Lambert von Bernoulli korrespondierende Beobachtungen auch dieser Aldebaran-Bedeckung.[77] Er erfährt, daß Felbiger sie gesehen hat.[78] In den „Novi Commentarii" merkt er dazu noch an (S. 230): „Calculi emersionum Aldebaran differentiam meridianorum suppeditant paullo majorem ea, quam ex eclipsibus Satt. Jovis erui, sed hanc observationem cum Schwetzingensi nunc, quum prelo haec committenda sunt, comparans errorem sive calculis meis, quos retractare nunc non vacat subesse suspicor, sive fortasse observationi. Correctiones, si illis opus erit, alibi locum invenient" (Die Berechnungen der Austritte des Aldebaran ergeben einen geringfügig größeren Unterschied der Meridiane, als ich ihn aus den Verfinsterungen der Jupitermonde eruiert habe. Aber wenn ich diese Beobachtung jetzt, da diese Dinge in den Druck gehen müssen mit der Schwetzingischen vergleiche, so vermute ich, daß der Fehler entweder in meinen Berechnungen steckt, die zu überarbeiten ich jetzt keine Zeit habe, oder aber vielleicht auch in der Beobachtung selbst. Etwa notwendig werdende Berichtigungen sollen an anderem Ort veröffentlicht werden [Übersetzt von Fidel Rädle]).

So ist die Geschichte dann irgendwie versandet – glücklicherweise aber nicht völlig. Seyffer hat die Erinnerung an die Lichtenbergschen Beobachtungen wachgehalten,[79] von Zach hat sich die Austrittsbeobachtungen des Aldebaran (und wohl nicht diese allein) von Lichtenberg geben lassen,[80] sie an den Ober-Appelations-Rat von Ende (der damals in Westfalen tätig war) weitergereicht. Der mit der Durchsicht von Lichtenbergs Nachlaß betraute Gothaer Gymnasial-Professor Kries hat in einem Brief 1814 (Abschrift durch von Hoff)[81] eben solche Fata der Lichtenbergschen „astronomischen Pappiere" geschildert: über Herrn von Zach an Herrn von Ende in Celle, später Mannheim. Das war Anlaß vergeblicher Suchen der beiden ältesten Lichtenberg-Söhne um 1830, von Ulrich Joost und des Autors.

Da Kries auch schon spezifizierte: „[...] betreffen vornehmlich die im Namen des Königs von der Göttingischen Societät ihm übertragene Vermessung der Könglichen Deutschen Lande", muß man wohl vermuten, diese ‚Pappiere' seien eben nichts anderes als Reste der Unterlagen zur ‚Vermessung', und diese befin-

den sich offenbar wenigstens teilweise in Göttingen (daraus wird der Verfasser zusammen mit Ulrich Joost in einem der nächsten Jahrbücher einiges bekanntmachen).

Nur nebenbei sei bemerkt, daß der Amtsweg über die Akademie sonst nicht belegt und die Aufgabe zu hochtrabend benannt ist. Was noch fehlen könnte, wären Notizen mit Beobachtungen. Wenn es sich dabei nur um die zu den Ortsbestimmungen handelt, sind sie wohl größtenteils aus den gedruckten Quellen zu entnehmen. Jedenfalls gibt es nun die neue Spur zu dem astronomisch sehr aktiven und tüchtigen Gymnasial-Professor Wurm in Blaubeuren (vorher Praeceptor in Nürtingen und Pfarrer in Gruibingen). Der hat den Aldebaran-Austritt schließlich ausgewertet.[82]



120 *Monatl. Corresp. 1803. AVGVST.*

Bedeckung von α Stier 11 Aug. 1773.

M. Z.	Austritt	Wahre Zusammenkunft	Länge
Kremsmünster	12St. 21′ 56,″3	12St. 51′ 35,″0	(47′ 10,″8)
Ingolstadt	12 13 16, 3	12 40 45, 3	36 21, 0
Wilna	13 16 31, 9	13 36 13, 0	91 48, 8
Stade	12 14 3, 6	12 32 55, 3	28 31, 1
Hannover	12 13 9, 6	12 34 5, 5	29 41, 3
Schwetzingen	12 6 18, 7	12 31 56, 6	27 32, 4

XI. *Längenbeſtimmungen.* 121

Von den drey letzten Beobachtungen, welche aus *Lichtenberg*'s in Göttingen hinterlaſſenen Papieren gezogen, und durch die Güte des Oberſten Baron *von Zach* mir mitgetheilt worden ſind, iſt die in Stade von dem ſeel. *Lichtenberg* ſelbſt, die in Hannover von dem ſeel. *Chriſt. Mayer* angeſtellt; aus der Originalhandſchrift hat *von Ende* dieſe Beobachtungen genauer reducirt, als ſie es von *Lichtenberg* waren. — Die Länge von *Stade* wird ſonſt in der Conn. des temps zu 28′ 13″ angegeben; *Hannover* hat nach neueren Vermeſſungen und Beobachtungen von *Lecoq* und *Seyffer* eine Länge von 29′ 30,″4, *Schwetzingen* von 24′ 57″ nach *Chriſt. Mayer* und den Franzöſiſchen Dreyecken (*M. C.* 1800 März.)

Ausschnitt aus dem Bericht von Wurm über seine Reduktion der Lichtenbergschen Beobachtung des Aldebaran-Austritts (Anm. 80).

Der Faksimiletext enthält eine kleine Konfusion: Christian Mayer ist für Schwetzingen zuständig und nicht für Hannover. Selbst ein Lichtenberg konnte nicht gleichzeitig an zwei Orten sein; nur die Beobachtungen in Stade stammen von ihm und die in Hannover mit größter Wahrscheinlichkeit von Schernhagen.

7. Versuch einer Bewertung

In Tabelle 2 fassen wir die Lichtenbergschen Breitenbestimmungen zusammen:

(a) die vorläufigen Werte aus Briefen und insbesondere aus den Berichten an das Geheime Rats Kollegium,

(b) die von ihm selbst als endgültig angesehenen aus den Göttinger Akademie-Berichten,[83]

(c) (innere) mittlere Fehler seiner (Teil-) Mittelwerte, soweit welche gegeben werden.

Lichtenbergs Breiten

	Stadt	Hannover	Osnabrück	Stade
Lichtenberg	vorläufig (1)	52°22'10 16"	<52°17' 52°17'	53°36' 6"
	endgültig (2)	18"	16'14"	53°36' 5"
	m.F. aus Streuung von Einzelwerten	± 4".4	± 2".5	± 6"
Lichtenberg (2) minus moderner Wert		+ 0".7	- 10".0	+ 3".6

(1) Briefe an verschiedene und Geh. Rats-Kollegium: Bw 1, Nr. 60, S. 103, Nr. 67/Nr. 955 S. 180, Nr. 126 S. 228/ Nr. 225

(2) Novi Commentarii, Anm. 41

Lichtenbergs Längendifferenzen

(östliche Längen positiv gezählt und in zeitartigen Einheiten)

Ort A Ort B	Hannover Göttingen[1]	Osnabrück Hannover	Stade Hannover
$\Delta\lambda L = \lambda(A) - \lambda(B)$ nach Lichtenberg	-37^s	-7^m 40^s	-1^m 24^s
m.F. aus Streuung der Einzelwerte von λ (A)	+28^s	±25^s	±2^s
$\Delta\lambda M$ aus modernen Werten	-45^s.7	-6^m 44^s.8	-1^m 5^s.4
$\Delta\lambda L - \Delta\lambda M$	+ 8^s.7	-55^s.2	-18^s.6
Wurm aus von Lichtenberg und Schernhagen(?) beobachtetem Austritt des Aldebarans hinter dem Mond (Anm. 80)			-4^s.8

1 Für Göttingen wird der Wert aus dem GTC 1778 genommen.

Im Falle der Längen (Tabelle 3) hat er sich im Akademiebericht nicht zu Gesamt-Mitteln entschließen können (und pauschale Werte in vorangehenden Briefen etc. sind für Osnabrück und Stade deutlich schlechter); für die Längen legen wir daher als Lichtenbergsche Werte die Stickerschen Mittel[84] (S. 369) zugrunde. Den von ihm nicht selbst zu Ende reduzierten Aldebaran-Austritt führen wir separat auf (Ergebnis von Wurm). Während bei den Breiten die Werte selbst gegeben werden, ist es bei den Längen aus den oben geschilderten Gründen nur sinnvoll, Differenzen zu betrachten. Die Kombinationen der Tabelle sollten in etwa dem wirklichen Vorgehen entsprechen: Hannover relativ zu Göttingen, die andern beiden Orte relativ zu Hannover.

Man kann so fragen: wie gut konnte man um 1773 in Norddeutschland astronomische Ortsbestimmungen anstellen – mit den Instrumenten und Daten, die zu dieser Zeit zur Verfügung standen. Die Antwort auf eine so pauschale Frage kann auch pauschal gefunden werden: man vergleiche Lichtenbergs Werte mit den modernen. Viel schwieriger ist eine Antwort auf die Frage: wie gut war der persönliche Anteil Lichtenbergs an der Lösung seiner Aufgabe?

Wollte man das ganz präzise herausfinden, müßte man seine Rechnungen nachvollziehen und seine Instrumente überprüfen können. Das ist praktisch unmöglich (damit soll aber auf keinen Fall gesagt sein, es sei nicht noch etwas mehr möglich, als in diesem Aufsatz versucht worden ist). Wir müssen uns mit einer mittleren Linie und mit Größenordnungen begnügen, indem wir für alle Fehler, die wir gern genau wissen würden, plausible Annahmen auf Grund allgemein bekannter Daten machen.

Also: die von Lichtenberg benutzten Sternkataloge waren eine gute Wahl, insbesondere der von Bradley. Ihre Deklinationen haben Fehler von wenigen Bogensekunden. Da Lichtenberg nicht noch selbst absolute Deklinationen messen konnte, waren diese Katalogfehler für ihn nicht zu umgehen. Seine Instrumente, insbesondere seinen Quadrant, hat er nach den Regeln der Kunst, wie sie im wesentlichen von Tobias Mayer angegeben worden waren, geprüft und die gefundenen Korrekturen sicherlich benutzt (die terrestrische „Tangenten"-Messung in Stade fand am Schluß statt, daraus allein erklären sich schon Unterschiede zwischen den Werten in den – vorläufigen – Berichten an das Geheime Rats Kollegium und den Werten im Akademie-Bericht). Die Güte seiner Uhr ist noch schwerer zu beurteilen, kann aber keine schlechte gewesen sein, wenn man verstehen will, daß die Längen aus Jupitermondbeobachtungen doch insgesamt (für diese Methode) recht ordentlich waren und vor allem, wie der Aldebaran-Austritt später noch ein deutlich besseres Resultat gegeben hat.

Die von Lichtenberg gewählte Methodik war für die Breitenbestimmung die beste: Horrebow-Talcott ist im Prinzip auch heute noch das Verfahren der optischen Zenitteleskope. Für die Längen wußte er auch, was das beste war (Sternbedeckungen durch den Mond), tat sich aber mit der Reduktion schwer und ließ sie schließlich ganz sein. Daher ist es auch nicht zu verwundern, daß er diese eigentlich beste Methode in seinen Berichten mehr nebenher erwähnt, weil er sich

offenbar schon frühzeitig nicht sicher war, mit derartigen Resultaten dienen zu können.

Wir haben in Tabelle 2 und 3 einige Daten zusammengestellt, die Lichtenbergs Ergebnisse mit anderen vergleichen. Die Differenzen zu den modernen Werten stellen seine absoluten Fehler dar. Da es sich dabei nur um wenige Werte handelt, ist aus ihnen nur eine grobe Fehlerbestimmung möglich: Aus nur jeweils drei Werten erhalten wir als mittleren Fehler von Lichtenbergs Breiten ± 6", und den seiner Längendifferenzen zu ± 35^s. Diese Werte sehen vernünftig aus, auch weil die inneren Fehler etwas kleiner sind. Übrigens würden die absoluten Fehlerwerte sich nicht ändern, wenn wir bei Osnabrück die Petersburg als Beobachtungsort angesetzt hätten, denn das Meßresultat in Breite liegt ziemlich genau in der Mitte zwischen der Neuen Mühle und der Petersburg – und in Länge liegt Lichtenbergs Wert soweit außerhalb, daß es auf den Unterschied der beiden Orte nicht mehr ankommt. Obigen Fehlern entsprechen ca. 200 m bzw. 9 km auf der Erdoberfläche. Zum Vergleich sei noch angegeben, daß die Längenbeobachtungen der alten Göttinger Sternwarte vor 1800 um etwa ± 3' = ± 12^s variieren. Das war eine feste Station!

Chapman[85] gibt für die Zeit um 1770 den Instrumentenmacher Bird mit Fehlern von 1" bis 2" für einen Quadranten an. Das bedeutet nicht, daß Lichtenberg mit etwa 6" weit von den besten Werten entfernt war, eher umgekehrt, und zwar aus folgenden Gründen: (a) es handelt sich bei Bird nur um den Fehler des *Instruments*, neben den ja bei der Anwendung noch eine Reihe anderer Fehler treten, (b) Chapman gibt jeweils die *besten* Werte der jeweiligen Zeit, wie sie (c) im allgemeinen nur bei *fester Aufstellung*, nicht aber bei transportabler Benutzung zu erreichen sind.

Man könnte vermuten, daß Lichtenberg kein leidenschaftlicher Landvermesser war und sich damit beruhigte, etwas für die Zeit durchaus Übliches und Ordentliches geliefert zu haben. In diese Richtung zielt wohl auch die Äußerung aus den letzten Lebensjahren,[86] die durch die starke Betonung von Ortsbestimmungen in den Zachschen Zeitschriften ausgelöst worden zu sein scheint. Wären da nicht auf der „langen Latte" aus derselben Zeit präzise notierte Längenangaben!

Die „lange Latte" wird von Promies mit den zugehörigen Passagen aus Zachs Allgemeinen Geographischen Ephemeriden (AGE) kommentiert. Dazu wäre nur zu ergänzen, daß die AGE erst ab 1798 und zwar zwei Bände pro Jahr erschienen (die Jahresangabe also nicht genügt). Die Zitate stammen aus Bd I und IV. Aus den Zitaten folgt aber auch, daß die Wiedergabe der „langen Latte" (SB 1, nach L 704 S. 949) ziemlich viele Fehler enthält, falls Lichtenberg diese nicht schon alle selbst gemacht hätte. Es müßte heißen: 1798 Junius p. 671 Länge von Vörden/Vergleiche mit der Länge von Leipzig ibid. p. 675 40'13" [von Burckhardt] und de Lalandes von 39'55"/Länge der Orte bei den Grad-Messungen Ephem. Jan. 1799. p. 94 (Schrägstriche als Sinngrenzen von mir) Die ganze Bezeichnung lange Latte ist nach Promies ein von Lichtenberg für sich kreiertes Wort, um jede Art von Lapsus zu bezeichnen, und rührt von longitudo und latitudo (Länge und

Breite) her. Im Kommentar zu L 42 errät Promies den höchstwahrscheinlichen Ursprung schon, wie er durch den Briefwechsel evident wird:[87]

Lichtenberg hatte sich um die Tabelle mit Längen und Breiten von ausgewählten Orten im Göttinger Taschenkalender nicht gekümmert und sie der „Pflege" durch den Setzer überlassen. Dadurch waren im Laufe der Zeit sogar Orte – nicht Länge und Breite – vertauscht worden. Eine Anfrage im (Gothaer) Reichs-Anzeiger über die Unterschiede zwischen den Angaben im Gothaer und Göttinger Kalender beantwortete Zach (unter der Chiffre a + b) mit der Versicherung, daß die Gothaer richtig wären und schickte diese Stellungnahme an Lichtenberg. Der war beschämt (im Tagebuch: „[...] fürchterliche Nacht"), bekannte jedoch mannhaft in einem Leserbrief an den Reichsanzeiger (Bw Nr. 2606) seine Verantwortung; doch begehrt er auch, nicht schuld daran zu sein. In der Folge benutzte er die Kurzbezeichnung (auch „longlat") für diesen Vorfall als Privat-Wort für ähnliche Unfälle. Da war es dann offenbar eine Genugtuung für Lichtenberg, gerade von v. Zach die Vermutung zu lesen, die Koordinaten von Vörden auf der Basis von Lichtenbergs fast 30 Jahre alten Beobachtungen in Osnabrück seien sicherer als die auf einer neuen Karte angrenzender Gebiete. Heute müssen wir allerdings konstatieren, daß Zachs gute Meinung nur für die Breite berechtigt war, nicht aber für die für Lichtenberg anscheinend wichtigere Länge.

Um uns vor einem Gesamturteil nicht zu drücken: Lichtenberg befand sich auf der guten Seite des Spektrums der astronomischen Geodäten seiner Zeit. Er ragte dort allerdings nicht heraus. Wenn uns die Bestimmung der Koordinaten von drei Orten heute nicht so sehr bedeutsam vorkommen mag, so ist daran zu erinnern, daß Doppelmayer 1741 eine Karte *Basis geographicae recentioris astronomica* herausgab, die für die ganze Welt 139 astronomisch bestimmte Orte angab – und davon 20 in Deutschland; von denen wiederum waren nach Zach die Hälfte im Jahre 1798 immer noch nicht sicher.[88] Lichtenbergs Beitrag war also keine quantité négligeable. Gegenüber dem, was für die von ihm vermessenen Orte vorher bekannt war, brachten seine Messungen sogar einen großen Fortschritt.

Und der hielt für ‚seine' hannöverschen Lande auch noch eine Weile vor. 1798 verglich Seyffer aus Göttingen 1794er Messungen der Breite von Hannover des Herrn von Ende mit den Lichtenbergschen und befand über die Differenz von 1″.5: „Eine so schöne Übereinstimmung, als man sich nur wünschen kann". Dabei lag die neuere Messung in die falsche Richtung, wie Seyffer bereits im nächsten Vergleich findet (4″.5 gegen Lichtenberg).[89] Von Ende selbst bedauert 1799: „In unserem ganzen Churfürstenthum sind nur fünf Puncte astronomisch bestimmt, *Göttingen, Hannover, Stade, Lilienthal* und *Celle*; [...]".[90] Nun, davon hat Lichtenberg allein 2 bestimmt, dazu noch Osnabrück. Lilienthal wurde durch den Oberamtmann Schroeter, Celle durch von Ende bestimmt.

Damit ist sicher, daß jedenfalls post festum Lichtenbergs Arbeiten eine Bedeutung für die kartographische Erfassung seines Landes hatten. Weniger deutlich ist der historische Befund hinsichtlich der Frage, ob Lichtenbergs Messungen von vorneherein auch wegen einer solchen Nutzung angeordnet worden waren. Dazu

ist zunächst grundsätzlich zu bemerken, daß eine „absolute" astronomische Orientierung einer Karte zwar eine Art wissenschaftlicher Annehmlichkeit war, aber nicht gerade eine conditio sine qua non für eine rein terrestrische Landesaufnahme darstellte. Somit ist klar, daß einerseits die Landmesser den Ergebnissen einer astronomischen Ortsbestimmung mit freundlichen Erwartungen entgegenblicken würden – und das war für jeden halbwegs Eingeweihten so selbstverständlich, daß es nicht eigens schriftlich ausgedrückt werden mußte. Wenn andererseits eine praktische Notwendigkeit für eine neue Karte bestand, so würde man dieser folgen und bei Fertigstellung sehen, ob sie noch mit der Zierde besserer Breiten und Längen ausgestattet werden könnte.

Über die später so genannte Kurhannoversche Landesaufnahme der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ist glücklicherweise gerade eben ein Beitrag von kompetenter Seite erschienen.[91] Danach ist sie schrittweise aus der Aufnahme eines Moorgebiets, der Planung eines Kanalbaus, der Aufnahme des Herzogtums Bremen und der sukzessiven Aufnahme weiterer Landesteile entstanden und wurde 1786 von Lasius in der Grafschaft Hohnstein abgeschlossen. Ein bisher nicht publiziertes Dekret Georg III. (zu der oben angegebenen 2. Stufe) vom 18. 1. 1764 kann als Ursprung der gesamten Aufnahme angesehen werden. Aus dem Dekret ergibt sich der *zivile* Ansatz der Landesvermessung – im Gegensatz zu früher geäußerten Auffassungen.[92] Seitens der beauftragten Militärs war es General Freytag, der am 13. 6. 1767 dem König ein Promemoria vorlegte, in dem im Titel („Carte von das Hannoverische Land betreffend") und im Inhalt (Kostenschätzung der *gesamten* Landesvermessung) die Angelegenheit als ein Ganzes aufgefaßt wurde. Eine aparte Einzelheit soll auch noch referiert werden: der Offizier Pape würde sich bemühen, auch zwei ausländische Landstücke (ein dänisches und ein hamburgisches) „zugleich, jedoch unvermerckt, mit aufzunehmen und mit in die Carte zu bringen".[93] Die Spionage-Besorgnisse des dänischen Kommandanten von Helgoland waren also bei dem Besuch Lichtenbergs (der ja mit einer ganzen Gruppe hannöverscher Offiziere ankam) *so* unbegründet nicht.[94]

Wir haben gesehen, daß weder die astronomischen Ortsbestimmungen von Lichtenberg noch die Landesaufnahme in sich fest geplante und „in einem Guß" durchgeführte Unternehmen waren. Man wird daher umso weniger für den Zusammenhang der beiden Arbeiten eine *vorn vornherein* fixierte Absicht erwarten dürfen. Belege für den *im Laufe der Verwirklichung* organisch gewachsenen und von beiden Seiten ausgeprochenen Konnex geben wir im folgenden.

Lichtenberg hat die Nutzung seiner Messungen für die gesamthannöversche Karte durchaus gesehen, wie er es bei Gelegenheit der Osnabrücker Karte ausdrückt: „[...] so wird sich der Fehler finden, wenn einmal die Charte vom ganzen Lande zusammen gesetzt wird, weil nemlich 4 Punkte astronomisch bestimmt sind".[95]

Hogrewe berichtet, daß Lichtenbergs Daten gerade so benutzt wurden: „Nachdem solche [die Aufnahme der Chur-Braunschweig Lüneburgschen Lande] vollendet, wurde eine geographische Karte daraus gezogen, und unter

Aufsicht des weiland Hofraths Lichtenberg in Göttingen untersucht, mit den astronomischen Beobachtungen verglichen, und bezeugt, daß gegen alle Vermuthung die Karte zwar nicht völlig, aber doch hinlänglich mit diesen Beobachtungen zugestimmt".[96]

Im Akademiebericht gibt Lichtenberg diese seine Sicht:[97]

„Sub finem anni 1771, quum Clementissimi Regis jussu mappa geographica accuratior Electoratus Hannoverani Ducatusque Osnabrugensis ab architectis militaribus regiis pararetur, mihi, ut situm urbis Hannoverae et Osnabrugi observationibus astronomicis determinarem primo mandatum; quibus addita deinde est, suadente Illustrissimo Dno. A *Bremer*, Regis a consiliis intimis, harumque scientiarum fautore aeque ac judice perspicacissimo, Stada, inter boreales quippe harum regionum urbes maxime notabilis, et ob situm huic fini ideo apta, quod tunc quatuor punctorum maxime dissitorum et regionum describendarum quasi terminorum situs notus reddebatur, Hannoverae versus ortum, Osnabrugi occasum, Stadae septentrionem, et Gottingae denique austrum versus".

(Gegen Ende des Jahres 1771, als auf Geheiß des allergnädigsten Königs vom königlichen Ingenieurcorps eine genauere Landkarte des Kurfürstentums Hannover und des Herzogtums Osnabrück angefertigt wurde, erhielt ich zunächst den Auftrag, durch astronomische Beobachtungen die Lage der Städte Hannover und Osnabrück zu bestimmen. Auf den Rat des Durchlauchtigsten Herrn von Bremer, des königlichen Geheimen Rats, der diese Wissenschaft wohlwollend förderte und vom Gegenstand eine sehr klare Vorstellung hatte, wurde dann noch Stade dazugenommen; sie ist ja unter den Städten im Norden dieser Region besonders bedeutend und bot sich wegen ihrer Lage für diesen Zweck deswegen besonders an, weil damit dann die Lage der vier am weitesten voneinander entfernten Punkte und sozusagen der Grenzpunkte der Region ermittelt wurde, nämlich Hannovers im Osten, Osnabrücks im Westen, Stades im Norden und schließlich Göttingens im Süden [Übersetzung von Fidel Rädle]).

Nach Abschluß der kurhannöverschen Landesaufnahme drückt deren Leiter Georg Josua du Plat 1787 seinen Dank in sehr diplomatischer Weise aus.[98] Er läßt ihn auch an Kästner ausrichten („Gemeinschaftlich veranlaßte Bemühungen [...]"), schreibt aber eben an Lichtenberg. Er erklärt, daß er und mehrere seiner „Herren des Corps" schon gewußt hätten, wie die Landesaufnahme korrekter hätte angestellt werden müssen, es aber aus praktischen Gründen nicht tun konnten. Er erinnert an das 1774 von Lichtenberg gegebene Beispiel der Unsicherheit der Länge von Greifswald, offenbar um die Bedeutungslosigkeit von Widersprüchen zwischen den Ortsbestimmungen und der Karte darzutun. In diese Richtung scheint auch ein NS zu zielen: an Kästner ergeht ein Dank dafür, daß zwischen den Vertretern der astronomischen und der terrestrischen Methoden kein Krieg enstanden sei. Da fragt man sich doch: gab es denn einen Anlaß?

Schließlich verfügen wir über die von Kempf ermittelten Fakten für Osnabrück.[99] Ich möchte sie aber etwas anders interpretieren. Die Aufnahme und Produktion einer neuen Karte des Hochstifts durch Benoit und von dem Bussche war vielleicht keine ganz amtliche, aber auch keine „freiwillige" (Kempf) im Sinne eines reinen Privatunternehmens. Damals noch mehr als heute wußte eine hohe Obrigkeit nur die nötigsten Subsidien für Ausgaben auszuwerfen, die absolut nicht anders getragen werden konnten. So halte ich die Worte Mösers[100] für die klarste Beschreibung: „[...] die Karte, welche der edle Patriot [...] von unserem Stifte aufgenommen hat und der zu Ehren die hiesige Landschaft jene Beobachtungen hat anstellen lassen [gemeint sind die Lichtenbergschen]".

Es ist an Benoit gezahlt worden und wohl nur deswegen mußte der sich über Verzögerungen rechtfertigen (gegenüber demselben Feldmarschall von Spörcken, der auch du Plats Vorgesetzter war und Vermessungsinstruktionen erteilt hat);[101] es ist an Lichtenberg sogar mehr als nur eine Beihilfe gezahlt worden (siehe 3.2). Die Passage „hat anstellen lassen" deutet sogar auf Initiative der Landschaft hin.

Für ein Mißverständnis halte ich die Meinung Kempfs,[102] aus dem Promemoria du Plats von 1780 abzuleiten, es seien weitere Beobachtungen Lichtenbergs vorgeschlagen oder geplant gewesen. Die Formulierung „und den astronomischen Beobachtungen des Professors Lichtenberg unterworfen" heißt nur, die Karten seien den – schon gewonnenen – Werten von Breite und Länge anzupassen. Damals war man notfalls mit einem Punkt per Land zufrieden, mehr konnte ja auch störend wirken, weil man dann womöglich die Karten in sich ändern mußte, während der eine Ort schlicht zur Graduierung der Umrandung diente. Der Fehler von 36" in Breite, den Lichtenberg beim Einzeichnen in die Osnabrücker Karte begangen haben soll,[103] war gegen den in Länge notwendig bestehenden zu vernachlässigen und jedenfalls kein wichtiges Argument. Es ist eher sonderbar, weshalb Lichtenberg nicht einfach seine Zahlenwerte angeben konnte, sondern höchstselbst daraus auch noch ein Netz zeichnen mußte. Traute er dem von ihm mehrmals abfällig geschilderten Stifts-Astronomen Reinhold so wenig?[104] Die Ingenieur-Offiziere hätten es aber eigentlich selber wissen sollen.

Ich danke den Herren Dr.-Ing. H. Bauer (Hannover), Prof. J. Campbell (Bonn), Dr. Delbanco (Osnabrück), Dr. H. Gravenkamp (Cuxhaven), Dr. A. Hänel (Osnabrück), Dr. U. Joost (Ober-Ramstadt) für wertvolle Hinweise und für ihre Hilfe bei der Beschaffung von Unterlagen.

BAJ X = Astronomisches Jahrbuch für das Jahr X, hrsg. von J. E. Bode, Berlin Y (≈ X–3), ab 1776 mit 4 Supplementbänden (Sup).

AGE = Allgemeine Geographische Ephemeriden hrsg. von F. von Zach, Weimar ab 1798.

MC = Monatliche Correspondenz zur Beförderung der Erd- und Himmelskunde, hrsg. von F. von Zach, Gotha ab 1800.

1 Bw 1, Nr. 35, 50; Nr. 37, 52.
2 Bw 1, Nr. 75, 136.
3 Bw 1, Nr. 37, 52.
4 Bw 1, Nr. 36, 52.
5 Bw 1, Nr. 37, 52.
6 Bw 1, Nr. 108, 205.
7 Siegmund Günther: *Georg Christoph Lichtenberg und die Geophysik.* In: *Abhandlungen der K. u. K. geographischen Gesellschaft in Wien.* 1, 1899, 119-135.
8 Bernhard Sticker: *Über Georg Christoph Lichtenberg als Astronom.* In: *Prismata. Festschrift für W. Hartner.* Hrsg. von Y. Maeyama und W. G. Saltzer. Wiesbaden 1977, 363-371.
9 Rainer Herbster: *Lichtenbergs astronomisches Werk.* In: *Georg Christoph Lichtenberg. 1742-1799. Wagnis der Aufklärung. Katalog zur Ausstellung 1992 in Darmstadt und Göttingen.* München 1992, 132-140, hier 139. Im Unterschied zu Sticker hätte Herbster eigentlich nicht mehr über Lichtenbergs Observatorium in Hannover behaupten dürfen „dessen genaue Lage nicht näher zu bestimmen ist". [UJ] im selben Katalog kannte seine Lage offenbar näherungsweise (zu Kat.-Nr. 218, S. 140), die dabei mitgeteilten Irrtumsangaben beruhen aber wohl auf purer Divination.
10 Felix Schmeidler. In: *Kepler-Festschrift, Naturwiss. Verein Regensburg* 1971, 141.
11 Bw 1, Nr. 97, 183.
12 Axel D. Wittmann und Gerd Tamke: *Über die astronomischen Koordinaten der Göttinger Sternwarten.* In: *Mitt. Gauß-Gesellschaft* 26, 1989, 105-112.
13 Wie Anm. 7 und 8.
14 Bw 1, Nr. 54, 87.
15 Bw 1, Nr. 48, 67.
16 Bw 1, Nr. 66, 119.
17 Bw 1, Nr. 62, 110.
18 a) *Vorstellung der neuen Fortifikation Werke und projectirten Schantzen im Anno 1761 und 1762 in der Gegend von der Stadt und Vestung Hannover.* Zeichner: J. F. Schrieck. Maßstab 1:8200 bis 1:9200, z. T. verzerrt. – b) *Plan Litr. C von der Königlich Churfürstlichen Residenz = Stadt Hannover / wie selbige durch die allerhöchst anbefohlene Condemnierung der nach dem Plan Litr. B. noch übrigen Festungswercke, auf die dem Locale und übrigen Umständen gemäßeste Weise vergrößert und verschönert werden könnte.* Bestätigt von G. J. Du Plat, Hannover 14. 10. 1779. – c) *Plan der Königl. Churf. Residenz Stadt Hannover im Fürstenthum Calenberg am Leine Fluß belegen unter 52° 22' 18" Nördlicher Breite und 9° 50' Oestlicher Länge von London nebst allen Veränderungen und Verbeßerungen welche nach der Demolition der Vestungswerke vom Jahre 1780 bis 1800 entstanden. Mit Allerhöchster Erlaubnis, Sr Königliche Majest. herausgegeben von J. L. Hogrewe, Ingenieur Oberste, im Jahre 1800.* Original Niedersächs. Landesbibliothek Hannover, Sign.: Mappe 17, Nr. 70. – Plan a) enthält zwar auch nur projektierte Bestandteile, die aber im Begleittext gekennzeichnet sind. Die nur auf ihm so genannte „Süder-Bastei" hat also bestanden und findet sich auch auf Plan b), während sie auf Plan c) bereits hinweg-begradigt worden ist. Die Abbildung gibt einen Ausschnitt aus Plan b). – Plan a) und c) als Reprint herausgegeben von der Landesvermessung im Niedersächsischen Landesverwaltungsamt a) von H. Knocke, o. J., c) 1991.
19 Bw 1, Nr. 63, 111.
20 Bw 1, Nr. 56, 92.
21 Bw 1, Nr. 58, 95. Auch Schwäne plätschern in der Nähe: Bw 1, Nr. 65, 117.

22 D 683, SB 2, 98.
23 Bw 1, Nr. 85, 152.
24 Bw 1, Nr. 83 vom 5. 9. 1772.
25 Wie Anm. 23.
26 Akten der Regierung des Fürstentums Osnabrück, Rep. 100, Abs. 188, Nr. 36, fol. 64 ff. Freundliche Mitteilung von Dr. Delbanco (Osnabrück).
27 Bw 1, Nr. 88, 158 und 159.
28 Bw 1, Nr. 92, 172.
29 *Plan der Stadt Osnabrück. Gemessen und im Riß gebracht im Jahr 1767 von C. L. Reinhold, D. Math. u. Lehrer d: Arith. u. Z.K. an d. Gym: daselbst. Lage der Stadt Longitude 31 Gr. 29 min. Latitude 52 Gr. 25 min.*
30 Wie Anm. 26. Die Herausgeber bezeichnen den Plan als nicht nachgewiesen (ihre Anm. 7).
31 Bw 1, Nr. 99, 187.
32 Bw 1, Nr. 165, 288.
33 Bw 1, Nr. 169, 299.
34 Bw 1, Nr. 187, 337.
35 Abb. in Bw 1, Nr. 165, 289.
36 Bw 1, Nr. 165, 288.
37 Bw 1, Nr. 212, 401 und Nr. 225, 420.
38 Nicht etwa ein Stück einer Tangente an die Erde vermessen!
39 Bw 1, Nr. 222, 415/6.
40 Rainer Baasner: *Kästner und Lichtenberg.* In: *Lichtenberg-Jahrbuch 1989.* 1990, 30; hier 34.
41 Georg Christoph Lichtenberg: *Observationes Astronomicae per annum 1772 et 1773 ad situm Hannoverae, Osnabrugi et Stadae determinandum institutae.* In: *Novi Commentarii Societatis Regiae Scientiarum Gottingensis.* 7, Göttingen 1777, 210-232; hier 213.
42 Zum Beispiel Bw 1, Nr. 310, 615.
43 Wie Anm. 40.
44 Bw 1, Nr. 260, 468.
45 Bw 1, Nr. 119, 218 f.; Nr. 126, 229; Nr. 239, 440. Lambert in Bw 1, Nr. 241, 443.
46 Wie Anm. 41, 223.
47 Gegenüber dem Geh. Rats-Kollegium positiv (Bw 1, Nr. 47, 53, und Bw 1, Nr. 136, 240) aber negativ zur Akademiemitgliedschaft M.s (Bw 1, Nr. 312, 618). – Deluc wird negativ über M. zitiert (Bw 1, Nr. 333, 638). – Kästner wird in einer bestimmten Angelegenheit vom Kontakt abgeraten (Bw 1, Nr. 542, 908).
48 Pro Akademiemitgliedschaft von H.: „Er steht jetzt dem besten Observatorio in der Welt mit fast unglaublichem Fleise vor [...]" (Bw 1, Nr. 312, 618). Ähnlich schon an Dieterich (Bw 1, Nr. 287, 558) und an Kästner (Bw 1, Nr. 288, 559). Dagegen Zach über H. als Mit-Verschlamper der Bradley-Edition: AGE 2, 1798, 187 ff.
49 Bw 1, Nr. 97, 183, an Schernhagen 4. 11. 1772.
50 *Ephemerides astronomicae ad meridianum vindobonensem.* Wien ab 1756.
51 Bw 1, Nr. 71, 130 und Nr. 174, 307.
52 Ausführlich an Schernhagen, Bw 1, Nr. 178, 318.
53 *Novi Commentarii* (wie Anm. 41) 1774 (1775) p. IV.
54 Bw 1, Nr. 196, 364 f., auch Nr. 200, 374.
55 Bw 1, Nr. 169, 297. Bw 1, Nr. 193, 359. Lalande vermittelt auch Beobachtungen von Messier: Bw 1, Nr. 310, 615.

56 Bw 1, Nr. 67, 120. – Im Tagebuch auch ausführlich zur Refraktion; mehr darüber in einem der nächsten Jahrbücher.
57 Wie Anm. 56; Bw 1, Nr. 95, 180.
58 Bw 1, Nr. 106, 200. Dort Hinweis der Herausgeber auf Mémoires der Pariser Akademie Bd 12, S. 576 (nach Lichtenbergs Tagebuch; dort auch Hinweis auf La Hire).
59 R. Wolf, *Handbuch der Astronomie* 2, Zürich 1892, 88 ff.
60 MC 9, 1804, 112 ff.
61 BAJ Sup 3, 1797, 44 ff.
62 BAJ 1795, 255, BAJ 1799, 145, Beob. von 1767.
63 Wie Anm. 61, 58.
64 Bw 1, Nr. 190, 349.
65 Bw 1, Nr. 188, 341.
66 Bw 1, Nr. 260, 468 ff.
67 Wie Anm. 60.
68 MC 10, 1804, 103.
69 BW 1, Nr. 37, 53.
70 Bw 1, Nr. 64, 115.
71 Bw 1, Nr. 106, 200.
72 16. 8. 1773 an Schernhagen, Bw 1, Nr. 190, 350.
73 23. 8. 1773 an Schernhagen, Bw 1, Nr. 193, 359.
74 Bw 1, Nr. 199, 370.
75 24. 9. 1773 an Schernhagen, Bw 1, Nr. 205, 386.
76 Bw 1, Nr. 225, 420.
77 Bw 1, Nr. 239, 440.
78 Bw 1, Nr. 241, 443.
79 AGE 1, 1798, 354 f; AGE 2, 1798, 184.
80 Wurm in der MC 8, 1803, 120 f.
81 Horst Gravenkamp: *Libri prohibiti*. In: *Lichtenberg-Jahrbuch 1992*, 9 ff.; hier 39.
82 Wie Anm. 80.
83 Wie Anm. 41.
84 Wie Anm. 8.
85 Allan Chapman: *The accuracy of angular measuring instruments used in astronomy between 1500 and 1850*. In: *J. History of Astronomy* 14, 1983, 133.
86 Bw 4, Nr. 2604. 2606. 2650 und Anmerkungen dazu.
87 AGE 1, 1798, 22.
88 L 604 (SB 1).
89 AGE 1, 1798, 355; AGE 2, 1798, 184.
90 AGE 3, 1799, 545.
91 Hans Bauer: *Die Kurhannoversche Landesaufnahme des 18. Jahrhunderts*. In: *Nachrichten der Niedersächsischen Vermessungs- und Katasterverwaltung* 43, 1993, Nr. 3, 123 und 142.
92 Zum Beispiel wie Anm. 9, zu Nr. 207, 136 von [SO].
93 Wie Anm. 91, 133.
94 Zum Beispiel Bw 1, Nr. 187, 337 ff.
95 Bw 1, Nr. 260, 471 f.
96 J. L. Hogrewe: *Theoretischer und praktischer Unterricht zur topographischen Aufnahme oder Vermessung eines ganzen Landes*. Hannover 1806, S. 189 f.
97 Wie Anm. 36.
98 Bw 3, Nr. 1538, 375 f.

99 Thomas Kempf: *Lichtenberg und die Generalkarte des Hochstifts Osnabrück aus dem Jahre 1774.* In: *Lichtenberg-Jahrbuch 1989*, 87.
100 Kempf (wie Anm. 99), 95.
101 Wie Anm. 91, 133.
102 Kempf (wie Anm. 99), 90.
103 Kempf (wie Anm. 99), 93.
104 Bw 1, Nr. 98, 184 f. – Bw 1, Nr. 103, 196 f. – Bw 1, Nr. 107, 201. – Bw 1, Nr. 108, 203. – Vielleicht ging es ja ‚nur' um die Konvergenz der Meridiane (S. Anm. 66) und Benoits Argument war ein Vorwand.

Errata zu P. Brosche *Ahn-Herr der Lichtablenkung* Lichtenberg-Jahrbuch 1992, 138 ff.

Nach Abschluß der Druckkorrekturen durch den Autor haben die Wunder des Computer-Wesens zu folgenden von ihm nicht zu verantwortenden Fehlern geführt:

(1) S. 137 Im ersten Satz nach der Nennung des Werts von γ muß es heißen „Theorien mit anderem γ ernsthaft zu diskutieren".
(2) S. 144 Anm. 2 und 5: die französischen Zitate wurden verderbt:
„ ... théorie newtonienne. L'archéologie des trous noirs".
„Exposition du Systême du Monde".
(3) S. 145, Ende von Anm. 10: der Name Averrhoes sollte kursiv stehen.

Lichtenberg in Osnabrück

Stefan Brüdermann teilt uns aus dem Tagebuch von Justus Friedrich Lodtmann (1743-1808), Kanzleidirektor in Osnabrück, die folgende Notiz vom 8. 9. 1772 mit:

„Dan habe ich dem Herrn Geh. Rath vEnde meine Aufwartung gemacht, bey dem eben ein Göttingischer Professor war, welcher hieher gekommen um die behuf einer vom hiesigen Lande aufgenommenen Charte, in Ansehung der Himmelslage nöthigen Berechnungen und Beobachtungen anzustellen."
(Tagebuch 1765-1773: Staatsarchiv Osnabrück Erw A 11, Nr. 15).

Joachim Ringleben

„Was sollen die Heiligen in der Physik?"

Beobachtungen zu Lichtenbergs Religiosität.

„Physik ist wahrlich das eigentliche Studium des Menschen. Theologie entbehrt man alsdann leicht [...]", schreibt Lichtenberg in einem Brief von 1783.[1]

Wenn auch der erste Satz durch die ganze erste Hälfte dieser Ringvorlesung eindrücklich belegt zu werden scheint, so waren die Veranstalter der Vorlesungsreihe bezüglich des zweiten Satzes offenbar nicht Lichtenbergs Meinung. Sonst stünde ich nicht hier.

Lichtenberg freilich schreibt überängstlich, wo er die Entbehrlichkeit der Theologie behauptet, gleich an den Rand des Briefes: „Um Gottes willen, daß das Konsistorium das nicht erfährt".[2]

Nun, ich darf zunächst versichern, daß ich nicht deswegen hier stehe, weil etwa ein hohes Konsistorium solches doch noch erfahren hätte, und jetzt ein Gegenbeweis angetreten werden sollte.

Vielmehr ist dem Theologen ein Platz in dieser Reihe angeboten worden, weil Lichtenberg selber in seinen Gedanken und Niederschriften alles andere bezeugt als die Überflüssigkeit theologischen Nachdenkens. Denn immerhin sind von 8323 Sudelbuch-Eintragungen,[3] etwa 565 teilweise oder ganz religiösen Fragen und Sachverhalten gewidmet; das sind ungefähr 6,6 Prozent. Berücksichtigt man allein die nicht-naturwissenschaftlichen Aufzeichnungen, so machen die religiösen sogar etwa 8 Prozent aus. Hinzu kommen in den 786 Briefen meiner Lichtenberg-Ausgabe,[4] 84 auf Religion und Theologie bezügliche Stellen und in den 1060 Seiten der „Vermischten Schriften" (einschließlich der Hogarth-Erklärungen)[5] noch 77 einschlägige Bezugnahmen, so daß man insgesamt vor circa 726 Fundstellen steht. Das ist alles in allem doch eine beachtenswerte Repräsentanz des theologischen Themas bei einem aufgeklärten Kopf und Naturwissenschaftler.

Ich hoffe, im folgenden auch zeigen zu können, daß Lichtenbergs Einstellung zur Religion, einmal ganz abgesehen von dem quantitativen Befund, einen wichtigen und zum Verständnis seiner Person und seines Werkes sogar unerläßlichen Bestandteil seiner geistigen Physiognomie ausmacht – und dies gerade *wegen* ihrer Spannung zur beherrschenden physikalisch-naturwissenschaftlichen Komponente. Diese Spannung des Themas chiffriert Lichtenberg in der Frage: „Was sollen die Heiligen in der Physik?" (H 202, cf. J 1548),[6] – wobei freilich beim Stichwort „Heiliger" wohl niemandem gerade Lichtenberg einfällt und ihm selber natürlich schon gar nicht.

Um diesen Sachverhalt soll es also jetzt gehen: Daß und wie Lichtenberg versucht, für sich festzuhalten, was ihm religiös von Jugend her zugehörig war. – Man wird bemerken, daß ich bei der Spurensuche im Dschungel der faszinierenden Aufzeichnungen Lichtenbergs das Thema stark eingegrenzt habe. Damit im vorgegebenen Rahmen überhaupt ein einigermaßen prägnantes Bild entsteht, mußte ich mich mehr als seinen vielseitigen Beobachtungen zur Religion[7] der eigenen Religiosität Lichtenbergs zuwenden. Unter diesem Blickwinkel soll Lichtenberg uns begegnen: also weder wie ein aufgeklärter „Theologe", der er nicht war, noch als theologischer Laie der christentumskritischen Aufklärungszeit, sondern als ein Mensch von frommer Herkunft, der zugleich dem allgewaltigen Zeitalter seinen Tribut zollt.[8] Nicht, was Lichtenberg uns theologisch *lehren* könnte – das ist ziemlich wenig, weil meist in den Grenzen des zeitgenössischen Denkens über Religion verbleibend –, sondern wie er selbst als religiöser Mensch wirklich war, wird uns beschäftigen, so daß der Lehrer selber uns vielleicht mehr Respekt abnötigen kann als seine Lehren.

1. Religion im Erbe

Einzusetzen ist natürlicherweise bei der Prägung durch das elterliche Pfarrhaus, in dem ein entschieden christlicher, wenn auch durch die zeitgemäße Verbindung von Pietismus und frommer Naturbetrachtung schon präaufklärerisch moderierter Geist herrschte. Diese Herkunft aus der Atmosphäre einer noch biblisch orientierten, wenn auch verinnerlichten Herzens- und Naturreligiosität, die Gottes unentrinnbarer Gegenwart ebenso in den empfindlichen Regungen des eigenen Gewissens wie in den unendlichen Wundern gläubiger Naturwahrnehmung inne war, hat das innere Leben Lichtenbergs zutiefst und – trotz aller widersprechenden Gegeninstanzen – bleibend bestimmt.

Was auch, zumal in späteren Jahren, sein kritischer Verstand dazu sagen bzw. sich selber zugestehen mochte, in einem intimsten Fühlen blieb Lichtenberg sein Leben lang diesem unmittelbar frommen Empfinden verhaftet. Darum macht es eine zentrale Aufgabe unseres Themas aus, den scharfen Widerspruch zwischen distanzierter Reflexion über Religion und Christentum einerseits und andererseits gefühlstiefer, gleichsam unwillkürlicher Religiosität, was das unmittelbare Selbstverhältnis angeht, zu beschreiben.

Wendet man sich Lichtenbergs individueller Religiosität zu, so fällt einem auf, daß sie mit der Pietät gegenüber Vater und Mutter unlösbar verbunden ist, deren Todestags Lichtenberg alljährlich und schriftlich gedachte (L 212).[9] Vom *Vater* her ist ihm die Verbindung von Religion und naturwissenschaftlich bestimmter Weltfrömmigkeit unauslöschlich eingeprägt, und in gewisser Weise, als nämlich unter den Bedingungen ihrer zunehmend erkannten Unvereinbarkeit diese unbefangen gutgläubige Harmonie sich zersetzte, sogar zum Lebensthema geworden; ging es ihm hierbei doch um die innere Identität seiner selbst in der Spannung von wissenschaftlich unwidersprechlicher Erkenntnis und existenziellem

Umgetriebensein, um die Vereinbarkeit von aufgeklärtem Kopf und ergriffen fühlendem Herzen. Jedenfalls hat Lichtenberg diesen für Religion in der Aufklärung unvermeidlichen Widerspruch nie beseitigt, sondern hat sich ihm immer wieder ausgesetzt. Die Kindheitseindrücke von seinem mit der Aura voller geistlicher Autorität bekleideten Vater werden spürbar, wenn Lichtenberg noch 1787 schreibt: „Als mein Vater starb, war ich etwa 7 Jahre alt; was ich von meiner Mutter und Geschwistern nachher von ihm gehört habe, ist mehr als hinreichend, mir diesen rechtschaffenen Vater ewig wert zu machen [...] Soviel weiß ich, daß er für die damalige Zeit für einen Geistlichen sehr gute mathematische und physikalische Kenntnisse hatte [...] Er pflegte seine Kinder sehr früh mit der Einrichtung des Weltgebäudes bekannt zu machen und flößte ihnen eine Prädilektion für Physik ein, die [...] doch dieses Gute hatte, daß ich als Primaner gewiß mehr von Astronomie wußte, als jetzt leider! von vielen von Universitäten zurückgebracht wird.

Ich führe dieses an, um Ihnen zu zeigen, daß mein Vater Naturlehre mit einer Art Enthusiasmus liebte. Ja, er brachte einmal in einer Wochenpredigt auf dem Dorfe Astronomie auf die Kanzel [...] und er soll gesagt haben, er habe nie eine größere Stille bemerkt. Und die Bauern schickten sogar einmal Deputierte ab, ihn zu bitten, er möchte doch bald einmal wieder von den Sternen predigen".[10] Ist es da verwunderlich, wenn Lichtenberg selber scherzhaft – aber was heißt das doch bei ihm! – später seine eigenen Vorlesungen als „Predigt" bezeichnen konnte.[11]

Von noch größerem Einfluß auf sein religiöses Erleben ist aber Lichtenbergs *Mutter* gewesen, unmittelbar nach deren Tod er ja überhaupt mit den Sudelbüchern beginnt.[12] Ja, man kann sagen, seine innerste Frömmigkeit ist unlösbar mit ihr verbunden.[13] Liest man die kurze Eintragung von 1789: „Mutter unser die du bist im Himmel" (J 12),[14] so möchte man zunächst meinen, Lichtenberg als den ersten feministischen Theologen ertappt zu haben,[15] aber eine Eintragung im selben Sudelbuch ein Jahr später erzwingt eine andere Erklärung: „Lange vor der Erfindung des Papsttums und des Fegfeuers war es schon gebräuchlich, für die Verstorbenen zu beten. Ich glaube, mich hat auch einmal die Liebe zu meiner Mutter verleitet, für sie zu beten. Es ist dieses weiter nichts, als die Vermenschung, Vermenschlichung alles dessen, wovon wir nichts wissen und nichts wissen können, die man überall antrifft" (J 271).[16] Der letzte Satz wirkt wie eine Rationalisierung, indem er eine aufgeklärte Deutung eines unmittelbaren religiösen Impulses ausspricht,[17] dessen Lichtenberg sich im Rückblick schämt – und das wohl nicht nur wegen seiner Nähe zum sonst von ihm nur gescholtenen Katholizismus. Zum eben gebrauchten Stichwort „Papsttum" fällt ihm als nächste Aufzeichnung denn auch sofort ein: „Ein Bedienter schreibt: „Papstdumm" (J 272).[18]

Aber es steckt wohl noch mehr in jenem Eingeständnis, für die verstorbene Mutter gebetet zu haben. Liest man es im Lichte jener Vaterunser-Variation zum Mutterunser, so scheint doch in Lichtenbergs Empfinden die Zuwendung zu Gott im Gebet mit der inneren Vergegenwärtigung seiner Mutter verschmolzen gewe-

sen zu sein. Und begegnet nicht wirklich Gott jedem Menschen zuerst in der eigenen Mutter? Vermittelt also sie, die lebenslang erinnerte und geliebte, sein Gottesverhältnis – so wie es die Heiligen in der katholischen Volksfrömmigkeit tun? In einem Brief von 1795 an den Bruder – also 4 Jahre vor dem Tode Lichtenbergs noch – heißt es: „Den Sterbetag unserer unvergeßlichen Mutter, den 11ten Juni habe ich, wie einen Heiligen-Tag, begangen. Ich glaube, wenn ich fähig wäre, in der Welt etwas Schlechtes zu machinieren, so würde der Gedanke an folgende Unvergeßlichen alles in der Brut zerstören, an unsere Mutter, an meine Frau und Kinder und an Dich!".[19] Die Mutter hat, wie eine Schutzheilige, eine Herz und Gewissen bestimmende Bedeutung in Lichtenbergs innerster Religiosität: „förmliche Anbetung seiner heiligen Mutter" heißt es 1779 autobiographisch (F 1217).[20] Ihr treu bewahrtes Bild[21] verklärt für Lichtenberg jegliche Tugend religiös und ist umgekehrt eine eigentliche religiöse Motivationskraft zur Tugend: „Die Erinnerung an meine Mutter und ihre Tugend ist bei mir gleichsam zum Cordial geworden, das ich immer mit dem besten Erfolg nehme, wenn ich irgend zum Bösen wankend werde" – so 1793 (K 41);[22] das Verhältnis zur Mutter hat, wie man sieht, für Lichtenberg eine geradezu sakramentale Qualität, und es vertritt bei ihm die (seit 1758 *nicht* vorhandene) Glaubensbeziehung zum Gottessohn Christus.[23]

2. Das Gefühl des Erhabenen

Solches tiefgehende emotionale Erleben färbt überhaupt Lichtenbergs religiöse Erfahrung. Zuerst in der berühmten Selbstbeschreibung „Charakter einer mir bekannten Person" von 1769 liest man: „Von der Religion hat er als Knabe schon sehr frei gedacht, nie aber eine Ehre darin gesucht, ein Freigeist zu sein, aber auch keine darin, alles ohne Ausnahme zu glauben" (B 81).[24] Hier hat man geradezu klassisch den aufgeklärten Lichtenberg, wie ihn fast alle seine Beobachtungen zur Religion uns vorstellen. Aber der Text geht noch weiter, und nun kommt der authentische Lichtenberg selbst, der zeitlebens nie aufgehört hat, religiöse Empfindungen bei sich wahrzunehmen und die Spannung des frommen Gemüts zum kritisch denkenden Kopf auszutragen. Er beschreibt sich weiterhin so: „Er kann mit Inbrunst beten und hat nie den 90ten Psalm ohne ein erhabenes, unbeschreibliches Gefühl lesen können. *Ehe denn die Berge worden* pp ist für ihn unendlich mehr als: *Sing unsterbliche Seele* pp" (loc. cit.). Daß er die Erhabenheit und die religiöse Wucht des 90. Psalms (cf. bes. V 1b-5) dem empfindsamen Anfang von Klopstocks Messiade vorzieht, charakterisiert Lichtenberg tief. Die Anfangsverse dieses Psalms haben ihn auch später noch begleitet und religiös erbaut, so etwa nach folgender Erinnerung: „[...] ich habe bei protestantischem Kopf und Herzen in den Hallen eines katholischen Tempels bei heiliger Musik und unter dem Donner der Pauken die Tritte des Allmächtigen zu hören geglaubt und Tränen der Andacht geweint. Mit unaussprechlicher Wollust denke ich noch an den Tag zurück, da ich in Westminster Abtei, über den Staub der

Könige wandelnd, bei mir selbst die Worte betete, Ehe denn die Berge worden und die Erde und die Welt geschaffen worden, bist du Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit" (E 192).[25] Es sind insbesondere Psalmworte,[26] die auf Lichtenbergs religiöse Empfänglichkeit ihre bezwingende und ernste Macht auszuüben vermögen.[27] „Solcher Zeilen wie einige im Psalm 4 werden wenige geschrieben. Wie unendlich viel steckt nicht in den Worten: Redet mit eurem Herzen auf eurem Lager; opfert Gerechtigkeit und hoffet auf den Herrn. Eine ganze Religion!" (F 873).[28] In der Tat könnte man sagen, daß in diesen Versen 5 und 6 des 4. Psalms Lichtenbergs „ganze Religion" enthalten ist. Ihre konstitutiven Wesenszüge sind: Gebet, Selbstprüfung, gutes Handeln und Gottvertrauen. Ich will diese Momente von Lichtenbergs Frömmigkeit nacheinander näher beschreiben.

3. Gottesfurcht und Gebet

Es ist bekannt, daß Lichtenberg lebenslang gebetet hat, und keine theoretischen Zweifel am Gottesgedanken selber haben ihm diese elementare und spontane religiöse Äußerung austreiben können. Das zu Gott Beten ist das entscheidende Kriterium für eine wirkliche Gottesbeziehung. So konnte er beispielsweise Gott auf den Knien für die Genesung eines Kindes danken.[29] Man muß darin einen Hinweis sehen auf sein tiefsitzendes Bewußtsein einer Abhängigkeit von Gottes Schöpfermacht bis in die Kleinigkeiten des alltäglichen Lebens hinein: „Man klagt so sehr bei jedem Schmerz und freut sich so selten, wenn man keinen fühlt. Unter die letzte Klasse von Menschen gehöre ich nicht. Wenn ich so ganz keinen Schmerz fühle, was zuweilen der Fall ist, wenn ich mich zu Bette lege, da habe ich diese Glückseligkeit so ganz empfunden, daß ich Freudentränen geweint habe, und dieser stille Dank gegen meinen gütigen Schöpfer machte mich noch ruhiger. O! wer so sterben könnte!" (K 34, 1793).[30]

Bekannt ist aus Lichtenbergs Jugend die Geschichte mit dem heimlich hingelegten Zettel, auf dem er sich bei einem Engel nach dem Phänomen des Nordlichts erkundigte.[31] Für seine Gebetsfrömmigkeit scheint aber eine ähnliche Stelle noch bezeichnender, die 1773 wohl eine autobiographische Reminiszenz festhält: „Er hielt sich ein Zettulchen, auf welches er gewöhnlich schrieb, was er für eine besondere ihm von Gott erwiesene Gnade ansahe, und was sich gar nicht anders erklären ließ. Bei seinem inbrünstigsten Gebet sagte er zuweilen, *o lieber Gott etwas aufs Zettulchen.* Solche Ausdrücke, Ausbrüche der empfindlichsten Seelen, sind gleichsam Vertrauens-Geheimnisse zwischen Gott und der Seele" (D 101).[32] Mag auch diese religiöse Gewohnheit sich mit Lichtenbergs Jugend etwas verloren haben, – daß er auch in religiösen Dingen eine „der empfindlichsten Seelen" blieb und daß ein „Vertrauens-Geheimnis", das heißt ein persönliches Gottesverhältnis höchst individueller und nach außen eher verborgener Natur sein inneres Leben mitprägte, scheint offenkundig.

Dabei ergibt sich das Unprätentiöse seiner Religiosität, die lieber den Blick und das Mitwissen der Anderen scheut, anstatt sich ihnen demonstrativ darzu-

stellen, nicht allein aus der zweifellos großen inneren Spannung von Lichtenbergs wissenschaftlicher Einstellung und seinen religionskritischen Einsichten zu diesen aus der Kindheit festgehaltenen Weisen intimster Selbst- und Lebensempfindung. Vielmehr hängt die Verborgenheit seines religiösen Lebens auch mit Lichtenbergs Gottesglauben selber zusammen. Als klänge darin Jesu Warnung vor religiöser Heuchelei gemäß Mt. 6 nach, notiert er einmal: „Bei einem Menschen, der mit Gottesfurcht prahlt, muß man nie eigentliche christliche Gesinnungen suchen" (J 733; 1791).[33] Wahrer Gottesfurcht geht es nicht um den Eindruck bei anderen Menschen; ihr Ernst kann sich nach außen ganz frei geben, und Lichtenbergs Humor findet den ihm gemäßen Ausdruck seiner Herzensfrömmigkeit, indem er sein Gottvertrauen sehr individuell äußert: „Ich würde es vergeblich versuchen mit Worten auszudrücken, was ich empfinde, wenn ich an einem stillen Abend *In allen meinen Taten*[34] recht gut pfeife und mir den Text dazu denke, ich singe nicht gerne alleine. Wenn ich an die Zeile komme *hast du es denn beschlossen* pp, was fühle ich da oft für Mut, neues Feuer in Menge, was für Vertrauen auf Gott, ich wollte mich in die See stürzen und mit meinem Glauben nicht ertrinken, mit dem Bewußtsein einer einzigen Guttat eine Welt nicht fürchten" (B 97; 1769).[35]

Freilich findet sich ein solch überschwengliches Zutrauen zur eigenen Gläubigkeit selten. Nicht nur seine bekannten Selbstzweifel und seine Hypochondrie, sondern vor allem auch seine weitgehenden theoretischen Zweifel am System von Religion und ihrer verbindlich gelehrten Gehalte haben derartige Bekenntnisse in Grenzen gehalten. Andererseits darf man wohl sagen, daß kein theoretisches Zweifeln jenes elementare Gottvertrauen letztlich hat verdrängen können. So ist es zum einen, was Zweifel angeht, Lichtenbergs erklärte Meinung, „daß es keine größere Verstandsstärkung gibt als Mißtrauen gegen die Meinungen der Menge" (SB 3, 516; 1777). Aber diese aufklärerische Maxime gilt ihm mit einer auffälligen Einschränkung: „Sagen oder gar predigen muß man diese Zweifel eben nicht immer. In Religionssachen ist es das sichere Zeichen eines schwachen Kopfs" (loc. cit.). Naiv und platt wäre also die Meinung, die Religion durch Aufklärung beseitigen oder gar ihre Wahrheit vollständig widerlegen zu können. Die kritische Aufklärung muß selbstkritisch werden, um der eigentümlichen religiösen Wahrheit unter einer Oberfläche des Scheins von Aberglauben allererst gewahr werden zu können. Lichtenbergs Haltung ist in diesem Sinne metakritisch; das herangezogene Zitat über die „Religionssachen" endet so: „Denn was ist wahr an diesen Dingen, das nicht ein Wahreres haben kann"? (loc. cit.).

4. Glaube über alle Vernunft

Zum andern sagt Lichtenberg es auch ausdrücklich, daß die Dimension elementaren Gottesglaubens der Vernunft nicht erreichbar ist: „Überhaupt erkennt unser Herz einen Gott, und dieses nun der Vernunft faßlich zu machen ist freilich schwer, wo nicht gar unmöglich" (L 275; 1797!).[36] Lichtenberg verweist an

dieser Stelle auf Pascal; leider wissen wir nicht mehr, welches Zitat er meint. Dem Gedankenduktus würde das berühmte Fragment 277 der Pensées gut entsprechen: Le coeur a ses raisons, que la raison ne connaît point [...]! Bei Pascal folgt dann: C'est le coeur qui sent Dieu et non la raison. Voila ce que c'est que la foi: Dieu sensible au coeur, non à la raison (278).[37] Man hat beinahe den Eindruck, Lichtenberg habe Pascal einfach übersetzt.

Auch Lichtenbergs folgende Aufzeichnung gehört zweifellos in diesen Zusammenhang: „Es wäre eine Frage, ob die bloße Vernunft ohne das Herz je auf einen Gott verfallen wäre. Nachdem ihn das Herz (die Furcht) erkannt hatte, suchte ihn die Vernunft auch [...]" (L 276).[38] Wie das mit Lichtenbergs Verständnis des Gottesgedankens und des Ursprungs der Religion zusammenhängt, soll nachher zur Sprache kommen.

Zunächst gilt es, die unerschütterliche Vorordnung eines existentiell elementaren Gottesbezugs vor allen Anfragen des Verstandes festzuhalten. Im zitierten Text sagt Lichtenberg in diesem Sinne: „Ich glaube daher auch nicht, daß es Religions-Spötter gibt, aber Spötter der Theologie wohl" (L 275).[39] Atheismus im strikten Sinne hält Lichtenberg wegen dieser Abhängigkeitserfahrung des Menschen in seinem konkreten Leben auch für eigentlich unmöglich. Von sich selbst bekennt er: „In Gesellschaft spielte ich zu Zeiten den Atheisten bloß Exercitii gratia" (H 9),[40] wobei nicht ganz deutlich ist, ob er es tat, um die Unüberwindlichkeit der elementaren Frömmigkeit durch Verstandeszweifel zu exerzieren, was mir wahrscheinlich vorkommt, oder um Andere auf die Probe zu stellen; jedenfalls handelt es sich um eine rein spielerische Möglichkeit, die die zentrale Existenzgewißheit nicht berührt.

In seinen „Noctes" schreibt Lichtenberg sich um 1795 auf: „Glaube stärcker als die Vernunfft hierin" (p. 5). Das wird deutlicher durch eine 2 Jahre frühere Aufzeichnung: „Ist es nicht sonderbar, daß der Glaube stärker werden kann als die Vernunft? Und ist es nicht die Frage, welches von beiden mehr Recht auf die Leitung unserer Handlungen hat, da sie dieselben gleich stark leiten, wo sie zu herrschen anfangen?" (K 80).[41] Den Grund für diese Stärke des Glaubens über die Vernunft findet die unmittelbar vorausgehende Notiz in der leidenschaftlichen Verfassung des realen Menschen: „In der Vernunft ist der Mensch, in den Leidenschaften Gott" (K 79).[42]

Mit seiner Vernunft bleibt der Mensch bei sich selbst; allein in den Leidenschaften geht er aus sich heraus, über sich hinaus, betrifft ihn die Realität Gottes, in dessen Macht er sich erfährt, indem er seiner konkreten Weltbezüge, seiner Situiertheit in unverfügbarer Wirklichkeit inne ist. In Leidenschaft von außen bestimmt, also nicht autonom zu sein, weist dem Menschen als Erfahrung einer grundlegenden Abhängigkeit und Angewiesenheit seinen Ort als Geschöpf zu. Insofern ist ihm der Bezug auf Gott „natürlich", sofern er sich nur unverstellt in seinem Menschsein wahrnimmt: „Der Glaube an einen Gott ist Instinkt, er ist dem Menschen natürlich so wie das Gehen auf zwei Beinen, modifiziert wird er freilich bei manchen, bei manchen gar erstickt. Regulariter ist er da und ist zur

Wohlgestaltheit des Erkenntnisvermögens unentbehrlich [...]" (J 281).[43] Zum präzisen Verständnis dieser Stelle muß daran erinnert werden, daß auf zwei Beinen zu gehen, allein den Menschen als Menschen „natürlich" ist, da kein Tier den aufrechten Gang besitzt.[44] Die „Natur" des Menschen transzendiert gerade alle Natur sonst. Damit ist auch angedeutet, daß Glaube an Gott und sogar Offenbarungsreligion auf unser spezifisches Menschsein berechnet sind – und dies in einer Weise, die bloßer Verstand nicht erreichen könnte: „Schmerz warnt uns ja, unsere Glieder nicht bis zum Zerbrechen anzustrengen. Was für Kenntnisse gehörten nicht dazu, dieses durch bloße Vernunft einzusehen [...] so kann offenbarte Religion fühlbar machen, was durch Spinozismus zu berechnen zu schwer wäre, und man darüber zu Grunde gehen könnte" (J 302).[45] Die Religion gestaltet und schützt hiernach in einer spezifischen Weise das Humanum, und sie ist eine Weise, wie der Mensch als Mensch mit sich umzugehen lernt, die sein Menschsein vor unberechenbaren Abstürzen bewahrt. Gerade, was naiv aufgeklärter Kritik widerstandslos anheim zu fallen droht – etwa ihr Anthropomorphismus –, ihre vortheoretische Unmittelbarkeit, dient in unabsehbarer Weise umfassend dem Menschsein des Menschen, so wie es ähnlich unmittelbar der Schmerz tut. Diese Superiorität des Herzens über die Vernunft gilt sogar auch für die Erkenntnis der letzten Zusammenhänge: „Sollte wohl die Vernunft oder vielleicht besser der Verstand, wenn er auf Endursachen gerät, besser daran sein, als wenn er auf ein Diktat des Herzens gerät" (L 878).[46] Denn der Mensch ist eben kein bloß theoretisches Wesen, und daher ist es zumindest eine offene Frage, „wodurch wir am stärksten mit der uns umgebenden Welt verbunden sind, von seiten des Herzens oder der Vernunft" (loc. cit.). Verfällt also einerseits die bloße Vernunft ohne die affektiven Bezüge des Herzens zur Wirklichkeit (wie zum Beispiel die Furcht) gar nicht auf einen Gott (L 276),[47] so kommen andererseits alle ihre Argumente gegenüber einer vortheoretischen Gottesgewißheit immer schon zu spät: „Auch wenn wir die Existenz Gottes nicht fühlen, beweisen können wir sie nicht" (J 1168).[48] Und wie wir etwas ohne Beweise ganz fest glauben können,[49] so stammt die Stärke echter Überzeugung überhaupt nicht aus Argumenten: „Es scheint, die Natur habe eine so nötige Sache, als ihr die Überzeugung beim Menschen war, nicht gern auf Vernunftschlüsse allein ankommen lassen wollen, indem diese leicht betrüglich sein können. Der Trieb kommt uns, dem Himmel sei es gedankt, schon über den Hals, wenn wir oft mit dem Beweis [...] noch nicht halb fertig sind" (C 332; 1773).[50] Offensichtlich hängt mit dieser lebenspraktischen triebhaften Verflochtenheit des lebendigen Menschen der vorhin erwähnte Instinkt für Gott aufs engste zusammen. Unser Herz bestimmt unsere Beziehung zur uns mit sich reißenden Wirklichkeit immer schon aller theoretischen Verarbeitung zuvor. Darum ist die Authentizität unserer Empfindung so wichtig – Lichtenberg weiß, wie leicht sich Selbstbetrug hier einschleicht und wie es zugleich auf dauerhafte Entschlüsse im Leben ankommt –, und umgekehrt soll eben die Religion und Moral nicht in Lehrbüchern stehen, sondern im Herzen wirklich sein.[51]

Für Lichtenberg ist diese elementar unser Herz bestimmende Erfahrung einer übermächtigen Wirklichkeit bzw. unserer Abhängigkeit von einer alles bestimmenden Macht, insbesondere in bestimmten Naturerfahrungen lokalisiert, so zum Beispiel bei der Majestät des Sonnenaufgangs.[52] Noch stärker scheint bei ihm aber die Gewitterfurcht gewesen zu sein, so daß er seinen Blitzableiter am Gartenhaus einmal einen „Furchtableiter" nennt.[53] Ein geradezu numinoses Tremendum liegt für ihn im Gewitter, das er mit hingegebener Andacht erlebt. Die eindrücklichste Schilderung findet sich in einem Brief von 1783, wo das großartige Erlebnis mit der Erinnerung an den Sterbetag seines Vaters sich zu einer „ungeheuchelten Betstunde" zusammenschließt.[54] Hier verschmelzen religiöse Pietät und numinose Naturerfahrung in einer psychisch geradezu elementar zu nennenden Weise.[55] Lichtenberg hat in seinem Aufsatz „Über Gewitterfurcht und Blitzableitung" (1794) dann auch selber ausdrücklich auf diese Zusammenhänge zwischen Gottesfurcht („Horch! der liebe Gott zürnt, sagt man Kindern, wenn es donnert"), frühkindlicher Erziehung und religiösem Überwältigtsein durch das Gewitter aufmerksam gemacht, für dessen Erhabenheit er zum Vergleich auf das zu Tränen hinreißende „Herr Gott, dich loben wir" an einem Dankfest und auf Händelsche Paukenmusik hinweist[56]. Dieser Komplex berührt vielleicht die psychische Primärschicht von Lichtenbergs Religiosität, und Natur und Religion gehören hier primitiver noch zusammen als in der Bewunderung des Sternenhimmels.

Natürlich war sich Lichtenberg klar darüber, daß hierbei die Grenze zum Aberglauben sehr nahe lag.[57] Und überhaupt besteht bei Lichtenbergs Art, seine Lebenswirklichkeit religiös zu empfinden, immer auch die Gefahr, in ein abergläubisches Verhältnis abzugleiten: „Der Mensch, der sich vieles Glücks und seiner Schwäche bewußt ist, wird abergläubisch, flüchtet zum Gebet und dergleichen mehr" (H 43).[58] Hierbei ist aber zu berücksichtigen, daß Lichtenberg gelegentlich auch selbstironisch von „Aberglauben" redet, indem er sich intellektuell aufgeklärter gibt, als er in seiner persönlichen Lebenshaltung tatsächlich ist. „Aberglaube" heißt dann auch, daß er in den kleinen Zufällen des Alltags eine besondere Bedeutung für ihn selber wahrzunehmen glaubt bzw. nach einer zu suchen nicht unterdrücken kann. Nach der Schilderung solch eines, zugegebenermaßen ein wenig sehr kindlichen Verhaltens aus seinem, wie er sagt, „heimlichen Leben" heißt es: „Ich bin sehr abergläubisch, allein ich schäme mich dessen gar nicht, [...] es ist der *Körper* meiner Philosophie, und ich danke Gott, daß er mir eine Seele gegeben hat, [die] dieses korrigieren kann" (J 249).[59] Scham für diesen „Aberglauben" fühlt Lichtenberg freilich nur vor sich selber nicht; im Verhältnis zu seinen Mitmenschen verschweigt er dies Allerpersönlichste doch zumeist, und er ist sich über die Spannung zu seiner sonstigen Rolle im Leben durchaus klar: „Einer der merkwürdigsten Züge in meinem Charakter ist gewiß der seltsame Aberglaube, womit ich aus jeder Sache eine Vorbedeutung ziehe und in einem

Tage hundert Dinge zum Orakel mache. Ich brauche es hier nicht zu beschreiben, indem ich mich hier nur allzu wohl verstehe. Jedes Kriechen eines Insekts dient mir zu Antworten über Fragen über mein Schicksal. Ist das nicht sonderbar von einem Professor der Physik? Ist es aber nicht in menschlicher Natur gegründet und nur bei mir monströs geworden, ausgedehnt über die Proportion natürlicher Mischung, wo es heilsam ist?" (J 715; 1791).[60] Hier deutet Lichtenberg zuletzt an, daß sich auch etwas zur Verteidigung solchen „Aberglaubens" sagen ließe. So sehr Lichtenberg in unzähligen Aufzeichnungen den Aberglauben aufspürt und ihn aufgeklärt kritisiert, so tut er aber zugleich etwas, was ihn von naiven Aufklärern unterscheidet: er gesteht sich ein, selber von dem Kritisierten nicht frei zu sein. So ist Lichtenberg eigentlich stets Aufklärer im Widerspruch zu sich selber: „Großer Gott, wie oft habe ich Ähnliches getan, ich habe immer gegen den Aberglauben gepredigt und bin für mich immer der ärgste Zeichendeuter" (G 38).[61] Dementsprechend breitet er eine Fülle von Beispielen dieser eigenen alltäglichen Gewohnheit, allerlei Vorbedeutungen geradezu obzessiv wahrnehmen und erproben zu müssen, in seinen Aufzeichnungen aus.[62] Es ist eine stets wache Aufmerksamkeit auf Zeichen und Winke scheinbar zufälliger Art. Aber das heißt, es ist eigentlich eine der Grundeinstellung des Wissenschaftlers, überall und besonders da, wo noch niemand sie vermutet hat, verborgene Zusammenhänge probeweise zu unterstellen, gar nicht so ferne Verhaltensweise, von der Lichtenberg sich hierbei in „monströser" Übermäßigkeit beherrschen läßt. So konstatiert er: „Die meisten Gelehrten sind abergläubischer als sie selbst sagen, ja als sie selbst glauben [...]" (F 440),[63] und er freut sich, bei Rousseau oder auch Pascal Spuren von ähnlichem „Aberglauben" entdecken zu können.[64] Und so ist es nicht verwunderlich, daß das merkwürdige Zusammentreffen von Kometenerscheinungen und Geschichtsereignissen auch Lichtenbergs „abergläubische" Phantasie und seinen Kombinationszwang beschäftigen, wie er brieflich eingesteht.[65]

Jedenfalls spielt Lichtenberg noch 1798 mit dem Gedanken, etwas „sehr Gutes" zur Verteidigung des Aberglaubens zu schreiben, da dieser bei jedermann zu finden sei (L 356).[66] Auch hier führt Lichtenberg die ehrliche Selbstbeobachtung zu allgemeinen Schlüssen über die Menschen überhaupt und – charakteristischerweise – über die Religion: „Jeder Mensch hat seinen individuellen Aberglauben, der ihn bald im Scherz, bald im Ernst leitet. Ich bin auf eine lächerliche Weise öfters sein Spiel, oder vielmehr ich spiele mit ihm. Die positiven Religionen sind feine Benutzungen jenes Hanges im Menschen. Die Menschen haben alle etwas davon, wenn sie nicht deutlich denken, und es ist gewiß noch nie ein so vollkommener Deist gewesen, als er im Compendio steht [...]" (H 42).[67] Religionen sind also institutionalisierte und gewiß auch rationalisierende Weisen, jenen wilden Hang des Menschen, die Wirklichkeit für sich sprechend und bedeutsam werden zu lassen – ein Hang, der freilich in der Natur des Menschen gegründet ist –, zu bearbeiten und zu gestalten. Sie sind insofern sublimierter Aberglaube, der ins human Lebensdienliche gewendet wird. Auch ist es den Menschen selber lebensdienlich, wenn sie nicht perfekte Muster abstrakter Lehrbuchbegriffe,

sondern Menschen mit ihrem Widerspruch sind. Es ist bemerkenswert, daß Lichtenberg das gerade am aufgeklärten Deisten exemplifiziert! Die rationale Welt- und Wirklichkeitsbewältigung darf nicht zur Alleinherrscherin werden, wenn das Menschsein nicht Schaden nehmen soll. Ohne das sogenannte Irrationale verdirbt auch die Ratio, und es gehört zur Vernunft des Menschen, nicht nur Verstand sein zu wollen.

6. Moralitäts-Glaube

Dies Grundgefühl, über sein Leben nicht völlig Herr, sondern vielmehr im Glück wie in den Schwächen von einer göttlichen Macht abhängig und auf sie angewiesen zu sein, charakterisiert Lichtenbergs Religiosität. Vor dieser Macht weiß er sich in allem verantwortlich, und er spricht den theoretischen Status des Gottesgedankens kantianisierend ganz im Sinne eines moralischen Verpflichtetseins aus: „Es gibt schlechterdings keine andere Art, Gott zu verehren, als die Erfüllung seiner Pflichten, und Handeln nach Gesetzen, die die Vernunft gegeben hat. *Es ist ein Gott* kann meiner Meinung nach nichts anderes sagen, als ich fühle mich bei aller meiner Freiheit des Willens genötigt *Recht* zu tun. Was haben wir weiter einen Gott nötig? das ist er [...] Einen Gott, der objektive dreinschlüge, wenn ich Unrecht tue, gibt es nicht [...]“ (L 275; 1797).[68]

Nimmt man das mit dem von Lichtenberg von Kindheit an trotz aller theoretischen Zweifel am Gottesgedanken nicht aufgegebenen Verhalten, sich im Gebet an Gott zu wenden, zusammen, so stößt man auf ein weiteres Wesensmoment seiner Religiosität: die Gewissenserforschung vor der unentrinnlichen Macht göttlicher Allgegenwart und Allwissenheit.[69] So zeugt schon das früheste Sudelbuch von einer täglichen Selbstprüfung über den vergangenen Tag,[70] und noch 1793 liest man: „O wie oft habe ich in der Nacht gebeichtet, in der Hoffnung, daß sie mich absolvieren würde, und sie hat mich nicht absolviert!“ (K 51).[71] In dieser Aufzeichnung spiegelt sich bis in den Wortlaut hinein die innere Schwierigkeit eines rein moralischen Gottesglaubens, der mit dem christlichen Vergebungsglauben nichts mehr anfangen kann. In Lichtenbergs Unverständnis darüber, daß jedermann zwar sein eigener Arzt oder auch Advokat, nicht aber sein eigener Priester soll sein können,[72] wiederholt sich undurchschaut diese Aporie seiner Frömmigkeit. Zwar hat er weder mit dem esoterischen Christentum der Freimaurerei etwas im Sinn,[73] noch weniger aber mit dem Kirchenchristentum: er war ein notorischer Nicht-Kirchgänger bzw. Gottesdienstbesucher: „Ob ich gleich wenig oder gar nicht in die Kirche komme, weil ich nicht absehe, warum ich immer das ABC noch in Dingen anhören soll, worin ich seit 20 Jahren schon ziemlich lesen kann [...]“, so 1786 in einem Brief.[74] Sicher war Lichtenberg nur dann in der St. Johannes- oder Marienkirche, wenn eins seiner (unehelichen) Kinder getauft wurde, und bei diesen doch eher seltenen Gelegenheiten vielleicht sogar als angeblicher Pate und nicht unter seinem eigenen Namen.[75] Freilich hat er, was ich jetzt leider nicht ausmalen kann, auch immer wieder schlechte Erfahrungen mit

schwer auszuhaltenden Predigern gemacht, worin ein eigenes Kapitelchen seiner Religionsbeobachtungen besteht.[76] Allerdings geht das eben angeführte Briefzitat sehr bezeichnend weiter: „[...] so haben doch die Feiertage noch immer eine Würkung auf mich, als wenn ich noch ABC-Schüler wäre. Ich darf nur läuten hören und ein paar geputzte Bürgerleute mit Gesangbüchern gehen sehen, so denke ich, es wäre Sonntag und per associationem idearum handle ich ganz sonntagsmäßig".[77] Seine religiöse Sonntagsbeschäftigung wäre wiederum die Gewissensprüfung: „Da die Handlungen eines jeden Menschen sich notwendig ungleich sein müssen: so frage dich: welches ist die schlechteste, die du in deinem Leben begangen hast. Die Antwort pflegt guten Menschen bald einzufallen. Diese Frage kann auch am Sonntage getan werden, und desto sicherer ohne Schaden, da die Antwort außer von uns selbst, nur noch von einem Einzigen gehört wird". Dieser Hinweis auf Gott, den Herzenskündiger, findet sich gedruckt 1796 unter dem Titel: „Etwas Stoff zu Montags-Andachten".[78]

Lichtenberg hat übrigens selber diese ihm eigentümliche Integration von moralischem Gottesglauben im kantischen Sinne mit seiner Gebetspraxis auch ausdrücklich formuliert, was sich wie seine Variante des Kategorischen Imperativs anhört: „Unternimm nie etwas, wozu du nicht das Herz hast, dir den Segen des Himmels zu erbitten!" (K 298).[79] Dazu gehört sachlich die demütige Bitte an die Weltlenkung: „Das größte Glück in der Welt, um welches ich den Himmel täglich anflehe, ist: daß nur verständige und tugendhafte Menschen mir an Kräften und Kenntnissen überlegen sein möchten" (K 61).[80]

So sieht also die Verschmelzung oder der Kompromiß aus, den ein persönlich frommer Mann unter den Bedingungen seines aufgeklärten, religions- und kirchenkritischen Zeitalters mit den prägenden Einflüssen seiner christlichen Herkunft für sich selber gefunden hat. Sein überempfindliches Moralgefühl reagiert bezeichnenderweise am heftigsten in religiösen Dingen, auch wenn er selber das seinen kränklichen Nerven zuschreibt: „Als Dieterich einmal sagte: mich soll Gott töden, so wurde mir so übel, daß ich ihm daher auf eine Zeitlang die Stube verbieten mußte" (J 252).[81] Lichtenberg selber bemerkt hier einen Zusammenhang von moralischem Gefühl und Psychosomatik.

7. Religionskritik

Abschließend soll der Blick auf eine theoretische Frage gelenkt werden.

Auch die klassische Figur der Religionskritik ist bei Lichtenberg zu finden, nach der sich in den Gottesvorstellungen Bedürfnisse und Selbstdeutungen des Menschen spiegeln. 1773 notiert er die aufklärerische Beobachtung: „Die Indianer nennen das höchste Wesen Pananad oder den Unbeweglichen, weil sie selbst gerne faulenzen" (C 273).[82] Mit Sätzen wie diesen reiht sich Lichtenberg in die Geschichte der Religionskritik von Xenophanes bis Feuerbach ein, der gemäß in seinen Göttern der Mensch sein eigenes Wesen vergegenständlicht und anschaut. Die Religionsgeschichte scheint diese Decouvrierung der

Religion zu bestätigen: „So wie die Völker sich bessern, bessern sich auch ihre Götter" (H 18).[83]

Der anthropomorphe Charakter von Gottesvorstellungen enthüllt das Geheimnis aller Religion: daß sie ein Umweg der Humanität zu sich selber ist. Wenn von einer Religion, wie der christlichen, eine humanisierende Wirkung ausgeht, wovon ihre Verteidiger so viel Wesens machen, dann liegt das nach Lichtenberg daran, daß eben allein die Guten sich darin schon wiederfinden können: „Sollten es nicht die guten Menschen sein, die die Religion verehren; anstatt daß die Religion die guten Menschen macht? Sie werden Anhänger und Verteidiger der Religion, weil sie ihre Grundsätze predigt" (K 73).[84]

Das eigentliche Geheimnis der Religion liegt also im Menschen selbst: „Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde, das heißt vermutlich der Mensch schuf Gott nach dem seinigen" (D 201; 1774).[85] Aber Lichtenberg bleibt kritisch auch gegenüber der Religionskritik und fragt weiter. Wenn die Religion einen Anhalt am Wesen des Menschen selbst hat, ist mit ihrer Reduktion auf Anthropologie noch gar nichts erklärt. Denn nun stellt sich die Frage: was ist der Mensch, daß er so etwas wie eine Religion haben kann, das heißt daß er sein eigenes Wesen im Horizont des Absoluten und Ewigen weiß und artikuliert? Jedenfalls ist dies Wesen nichts irgend Selbstverständliches und Festes, von dem ausgehend man die Religion herleiten und wegerklären könnte.[86] Jede Wesensbestimmung des Menschen ist bloß reduktiv, das heißt eine Unterbestimmung, die nicht festhalten kann, daß es zu diesem Wesen offensichtlich auch gehört, Religion haben zu können, das heißt nicht auf seine empirische Vorfindlichkeit festgelegt zu sein. Ist das Geheimnis der Religion der Mensch, so ist die Religion das Geheimnis im Wesen des Menschen.

Lichtenberg jedenfalls ist sich sicher: „Von einem, der nur immer auf das Gegenwärtige denkt, könnte man sagen, er hat die Unsterblichkeit der Seele nicht erfunden" (G 153).[87] Das besagt: der Mensch ist das Wesen, das seine unmittelbare Gegenwart und sich selbst in seiner Unmittelbarkeit immer schon überschritten hat, das sich transzendierende Wesen. Der Mensch ist konstitutionell zukunftsoffen, und er weiß um sein Ende, den Tod.[88] „Das respice finem ist einer weit fruchtbarern Erklärung fähig, als man ihm gewöhnlich gibt. Der Mensch, der den Himmel erfunden hat, rechnet aufs Künftige" (G 52).[89] Weil der Mensch nicht auf den Augenblick festgelegt und in die Gegenwart eingeschlossen ist wie das Tier, sondern bei allem ein Ziel und Ende, ja sogar sein eigenes Ende ins Auge fassen und vorwegnehmen kann, ist er als das Wesen zu begreifen, das mit seiner Beschränktheit konstruktiv umgeht, das heißt das seine endliche Begrenztheit nur so wahrnimmt, daß es sie zugleich auch überschreitet. Religion ist – ganz formal betrachtet – die absolute Weise, wie der Mensch mit seiner eigenen Begrenztheit und Abhängigkeit im Lichte seiner Zukunftsoffenheit und Freiheit zum Transzendieren umgeht. In seiner Religion weiß der Mensch, daß er immer mehr ist, als er unmittelbar von sich realisieren und wissen kann. In ihrem Licht deutet der Mensch sein widersprüchliches Wesen zwischen Endlichkeit und

Nicht-fest-gelegt-Sein, deutet er seine Abhängigkeit und seine Freiheit unendlich. Darum sagt Lichtenberg noch 1797: „Keine Erfindung ist wohl dem Menschen leichter geworden, als die eines Himmels" (L 298).[90] Es handelt sich in dieser Perspektive um eine sozusagen „notwendige Erfindung", weil der Mensch nicht Mensch, Transzendenzwesen, sein kann, ohne ihren Vollzug. Erst wenn er auch von einem Himmel weiß, weiß der Mensch ganz, wer er selbst ist.

Darum notiert sich Lichtenberg in diesem Jahre auch den berühmten Satz von Voltaire voller Zustimmung: „Si Dieu n'existait pas, il falloit l'inventer" (L 269).[91] Was aber bei Voltaire wohl ein bloßer Zynismus ist, darin entdeckt Lichtenberg das anthropologische Problem: die Unverzichtbarkeit des Gottesgedankens für das Selbstverständnis des Menschen. Für den Kantianer Lichtenberg ist die Notwendigkeit eines Postulierens Gottes der einzig mögliche Beweisgrund seines Daseins. „Alles, was wir als Menschen für reell erkennen müssen, ist es auch würklich für Menschen [...] Wem der Beweis für das Dasein eines höchsten Wesens aus der Natur (kosmologischer) zwingend ist, der bleibe dabei; ebenso der, den der theoretische, oder der moralische überzeugt. Selbst die, die an neuen Beweisen gegrübelt haben, sind vielleicht durch einen Zwang dazu verleitet worden, den sie sich nicht ganz entwickeln konnten. Statt uns ihre neuen Beweise zu geben, hätten sie uns die Triebfedern entwickeln sollen, die sie nötigten, sie zu suchen [...]" (L 253).[92] Gottes Realität erweist sich in der Notwendigkeit, nach ihm zu fragen und zu suchen.

Der unüberwindliche Trieb im Menschen, Religion zu entwickeln, ist Ausdruck einer Wahrheit, die am Wesen des Menschen mächtig ist, wenn sie es auch unfaßlich übersteigt. Schon 1778 hatte Lichtenberg erwogen: „So können andere Geschöpfe unsere Offenbarung als Kunsttrieb ansehen, uns zum ewigen Leben zu leiten, nicht bloß die Offenbarung, sondern schon den Trieb, sich Götter zu schaffen" (F 1081).[93] Gerade was uns von den Tieren unterscheidet: Religion zu haben, ist von höherer Warte betrachtet, wieder Ausdruck unserer menschlichen Begrenztheit: ein Kunsttrieb. Unser Suchen nach Offenbarung ist schon die Offenbarung, nämlich dessen, daß unbedingte Transzendenz an uns mächtig ist. Und der Trieb, sich Götter zu schaffen, wird zur Erziehung des Menschengeschlechtes durch die Gottheit, die diesen „Instinkt"[94] dem Wesen des Menschen konstitutiv eingestiftet hat. Indem wir Gottesvorstellungen ausbilden, bringt Gott uns sich näher, und unsere religiösen Projektionen sind die Art und Weise, wie Gott sich uns offenbart.

Von diesen metakritischen Einsichten aus überbietet Lichtenberg auch die gängige aufgeklärte Ursprungstheorie der Religion, die aus der Furcht vor übermächtigen Gewalten. Sie ist ihm spätestens seit 1773 bekannt;[95] aber noch 1796 notiert er sich als Thema zu sogenannten „Montags-Andachten": „Furcht, sagt Lukrez, hat die Götter geschaffen, aber wer schuf diese allmächtige Furcht?".[96] Wieder erweist sich das Problem der Religion als eins mit dem der Anthropologie. Weit entfernt, die Religion auf einen fraglosen Grund zurückzuführen, gibt gerade die „allmächtige Furcht" im Menschen das eigentliche Rätsel auf, das zu

erklären wäre. Warum – so lautet die Schlüsselfrage – reflektiert sich die menschliche Abhängigkeitserfahrung im unbedingten Horizont der Religion? Warum verabsolutiert der Mensch bestimmte Furcht vor Naturgewalten zur Furcht eines allmächtigen Gottes?

Indem wir Religion ausbilden, werden vielmehr wir Menschen zu Wesen herausgebildet, die ihre Erfahrungen im Licht des schlechthin Allgemeinen und Unbedingten reflektieren. Dieser Trieb zum Absoluten ist von einer Macht in den Menschen gelegt, die er nicht mehr sich selbst zuschreiben kann, weil in ihrer Wirksamkeit sein Wesen als Mensch selber eine Auslegung erfährt. Der, der uns so geschaffen hat, daß wir Religion haben, ist der wahre Grund und das letzte Ziel dessen, worauf alle unsere Religion angelegt ist. Unsere Religion als solche kann aus sich selber weder zur Ruhe kommen noch auch erklärt werden. Religion an sich selber zeigt, daß wir zu mehr geschaffen sind, als nur uns selber zu wiederholen.

Es ist überdies mehr als wahrscheinlich, daß Lichtenberg, wenn er über den Zusammenhang von Furcht und Gottesglauben spricht, nicht nur einen theoretischen Gedanken vorträgt, sondern aus eigenem Erleben formuliert. Man darf vermuten, daß er seine geschöpfliche Abhängigkeit an keiner Stelle seines Lebens so intensiv erfahren hat, wie in jener unbezwingbaren und überall durchblickenden Angst, von der Lichtenbergs Gewitterfurcht, die doch stets mit Gott in Zusammenhang gebracht wird, und seine depressive „Hypochondrie" nur die auffälligsten Erscheinungen waren – einer Furcht, die ihn sich selber immer wieder auf Zuflucht und Schutz bei dem allmächtigen Gott angewiesen erfahren läßt – wie es durch die lebenslange Gebetsbereitschaft bezeugt wird.

Schließlich kommt Lichtenberg in einer Sudelbuch-Eintragung aus den letzten beiden Lebensmonaten nochmals auf den wesensmäßigen Trieb zur Religion zurück: „Sollte es denn so ganz ausgemacht sein, daß unsere Vernunft von dem Übersinnlichen gar nichts wissen könne? Sollte nicht der Mensch seine Ideen von Gott eben so *zweckmäßig* weben können, wie die Spinne ihr Netz [...] oder mit anderen Worten: sollte es nicht Wesen geben, die uns wegen unserer Ideen von Gott und Unsterblichkeit ebenso bewunderten wie wir die Spinne und den Seidenwurm?" (L 952).[97] Hier wird eine Physikotheologie höherer Ordnung zum Verständnis der Religion selbst eingesetzt. Religion ist an sich selber das erste Indiz der Wahrheit, auf die sie sich richtet. In ihrem Dasein bezeugt sie einen mehr als menschlichen Ursprung aller Vorstellungen von einem solchen Ursprung. Selbst die kantischen Grenzziehungen werden hier einmal in Frage gestellt. Weil das Übersinnliche, auf das Religion zielt, nur aus ihm selber her verstanden werden kann, ist die Religion vielleicht schon als Tatsache ein Tor zur Erkenntnis der übersinnlichen Welt. „Zweckmäßig" ist unser menschliches Entwickeln eines Gottesgedankens, weil eben darin die Wirklichkeit Gottes sich an unserer konstruktiven Tätigkeit durchsetzt. Religion würde damit in einem höheren Sinne gerade von ihrer Kritik aus gerechtfertigt. In ihr ist der Mensch mit etwas befaßt, was ihn zu Zwecken lenkt, die seinen jeweiligen religiösen Horizont noch ganz

überschreiten. Gott lenkt uns durch die Ideen, die wir von ihm haben. Wo wir einen Spielraum unserer schöpferischen Freiheit wähnen, sind wir doch nur natürliches Werkzeug seiner schaffenden Allgewalt.

Bei dem voranstehenden Text handelt es sich um die um Anmerkungen ergänzte Fassung eines am 19. 1. 1993 im Rahmen der Ringvorlesung des WS 1992/93 über „Georg Christoph Lichtenberg" an der Universität Göttingen gehaltenen Vortrags.

1 Ich zitiere im folgenden nach SB; hier: SB 4, 538 (An F. F. Wolff, Göttingen, Ende November 1783).
2 Ib. Freilich hat Lichtenberg über die Mathematiker ähnlich wie über Theologen gedacht, cf. SB 1, J 553. SB 2, K 129 u. K 185.
3 Loc. cit. Bd. 1 und 2.
4 Loc. cit. Bd. 4.
5 Loc. cit. Bd. 3.
6 SB 2, 210; cf. 286 sowie auch SB 3, 114.
7 Cf. dazu ausführlich die Dissertation von Paul Löhnert: *Sitz und Stimme in Gottes Unterhaus. Christentum und Aufklärung im Werk Georg Christoph Lichtenbergs*, Pfaffenweiler 1991. Löhnert hat seine Hauptthesen kurz vorgestellt in dem Beitrag: *Gottesglaube, Wissenschaftsglaube, Aberglaube. Drei Orientierungssysteme und ihr Zusammenhang bei Georg Christoph Lichtenberg*, in: *Georg Christoph Lichtenberg, Text + Kritik*, H. 114 (1992), 27-38. Cf. neuerdings auch Fr. Zubke: *Lichtenbergs Verhältnis zur Religion*, in: Ders.: *Im Dialog mit Georg Christoph Lichtenberg*, Weinheim 1993.
8 Cf. dazu den theologiegeschichtlich instruktiven Beitrag von M. Matthias: *Wäre es nicht gut, die Theologie etwa mit dem Jahre 1800 für geschlossen anzunehmen und den Theologen zu verbieten, fernere Entdeckungen zu machen?. Theologie- und Frömmigkeitsgeschichte: Vom Pietismus zur Aufklärung*, in: *Georg Christoph Lichtenberg 1742-1799. Wagnis der Aufklärung*, München 1992, 78-83, bes. 82 f.
9 SB 1, 883. Seiner verstorbenen Eltern zu gedenken, erklärt Lichtenberg brieflich für sein „größtes Vergnügen", wobei ihm dieser Ausdruck nur als Notbehelf dient (cf. 4, 523 u. „Reise-Anmerkungen" (1775), Nr. 94: SB 2, 666). Cf. auch die regelmäßige Erwähnung der Todestage im „Staatskalender" (SB 2, 702. 725 u. ö.).
10 SB 4, 696 (1. 1. 1787).
11 Z. B. SB 4, 965 (1797) sowie 1018; cf. dazu Löhnert: loc. cit. 1992, 33, dessen Interpretation mir aber überzogen scheint. Denn Lichtenberg konnte sich durchaus eine eigentliche Predigt-Thematik vorstellen, darüber äußert er sich halb scherzhaft H 156 (SB 2, 201) sowie 4, 661.
12 Henrike Catharine Eckardt (1. 11. 1696-11. 6. 1764), eine Pfarrerstochter aus Bischofsheim in Rheinhessen.
13 Über ihren Tod cf. noch 1783 brieflich: SB 4, 523. Cf. auch SK 94 (2, 666).
14 SB 1, 652, cf. auch J 51 (660)
15 In satirischer Brechung dasselbe nochmals 1797 (L 220; SB 1, 884)!
16 SB 1, 693.
17 Dazu cf. auch J 269 (SB 1, 693).
18 SB 1, 693.
19 SB 4, 932.

20 SB 1, 638; cf. auch kurz vor seinem Tode: „Es geht ans Leben dieses Jahr. Mutter wird helfen!“ (SK 1000, Jan. 1799; SB 2, 854).
21 Cf. F 486 (1777): „In meinem Kopfe leben noch Eindrücke längst abgeschiedener Ursachen. (meine liebe Mutter!!!!!!)“ (SB 1, 526).
22 SB 2, 404.
23 „Konnte sich seit seinem 16ten Jahr nicht mehr überzeugen, daß Christus Gottes Sohn sei, dieses wurde ihm so geläufig, und verwuchs so sehr mit ihm, daß an eine Überzeugung gar nicht mehr zu gedenken war“ (F 1217; SB 1, 638; circa 1779).
24 SB 1, 68.
25 SB 1, 388 f. Cf. die ähnliche intensive Schilderung G 15; sie wird hier zum kindlichen Beten in Beziehung gebracht: „[...] in meinem Schlafgemach haben sie [diese Psalmverse] mich oft erbaut; ich habe sie von Kindheit an nie ohne Rührung gebetet, aber hier [in Westminster Abbey] durchlief mich ein unbeschreibliches, aber angenehmes Grauen; ich fühlte die Gegenwart des Richters, dem ich auf den Flügeln der Morgenröte selbst nicht zu entrinnen vermöchte, mit Tränen, weder der Freude noch des Schmerzes, sondern mit Tränen des unbeschreiblichen Vertrauens auf ihn“ (SB 2, 135).
26 K 27: „Ich lese die Psalmen Davids gern: ich sehe daraus, daß es einem solchen Manne zuweilen ebenso ums Herz war wie mir, und wenn ich sehe, daß er nach seinem großen Leiden wieder für Errettung dankt; so denke ich, vielleicht kommt die Zeit, daß auch du für Errettung danken kannst. Es ist gewiß ein Trost zu sehen, daß es einem großen Manne in einer höhern Lage nicht besser zu Mute war, als einem selbst, und daß man doch nach Tausenden von Jahren von ihm spricht und sich an ihm tröstet“ (SB 2, 401; 1793!). Cf. dazu K 34 (SB 2, 403).
27 Cf. den G 3 berichteten Traum (Oktober 1779) über die Erfahrung des Heiligen im Anschluß an Jes. 6 (SB 2, 133).
28 SB 1, 585.
29 Ähnlich SK 526 (SB 2, 789), Sept. 1793.
30 SB 2, 403, cf. 29 (402). Zu Lichtenbergs Gefaßtheit dem Tode gegenüber cf. SB 4, 261; vom Todesverlangen spricht J 292 (SB 1, 697).
31 Cf. L 683 (SB 1, 945).
32 SB 1, 246. Über Beten aus dem Bewußtsein seines eigenen „Unwertes und seiner Abhängigkeit“ heraus, cf. SB 3, 473 (auch hier spielt ein Zettel eine Rolle).
33 SB 1, 757.
34 EKG 292 (P. Fleming). Die im folgenden zitierte Zeile ist der 1. Vers der Stophe 7 und lautet im Original: „Hat er es denn beschlossen“!
35 SB 1, 73. Cf. auch den halb geträumten Choral SK 94 (SB 2, 666).
36 SB 1, 892.
37 „Das Herz hat seine Gründe, die die Vernunft nicht kennt[...]“ (277). „Es ist das Herz, das Gott spürt, und nicht die Vernunft. Das ist der Glaube: Gott spürbar im Herzen und nicht der Vernunft“ (278). Die Übersetzung ist von E. Wasmuth (Blaise Pascal... *Über die Religion*. Heidelberg ^{8}1978, 141).
38 Ib.
39 Ib.
40 SB 2, 178.
41 SB 2, 412.
42 Ib. Lichtenbergs Hinweis auf eine Pope-Stelle wird von Promies verifiziert: cf. SB 1/2K, 738.
43 SB 1, 695.

44 Ähnlich formuliert J 761: „Den Menschen hat sie [sc. die Natur] sogar fast instinktmäßig gegen die Furcht vor dem Tode gewaffnet, durch Glauben an Unsterblichkeit" (1, 761); zu diesem Thema s. u. Abschn. 7.
45 SB 1, 699.
46 SB 2, 516.
47 SB 1, 892.
47 SB 1, 818.
49 Cf. H 12 (SB 2, 178 f.).
50 SB 1, 291.
51 Cf. K 29 u. 104; SB 2, 402 u. 417.
52 Cf. K 29 (SB 2, 402) und 4, 519. Die hervorragendste dichterische Gestaltung findet sich in „Amintors Morgenandacht" (SB 3, 76-79); dieses Dokument einer pantheisierenden Naturfrömmigkeit muß hier leider ununterpretiert bleiben.
53 Cf. SB 4, 889.
54 Der 41jährige schreibt unter dem unmittelbaren Eindruck des Erlebten: „Soeben erscheint der erste Sonnenblick wieder nach einem fürchterlich schönen Donnerwetter mit Hagel, das wir gehabt haben und von dem die Ziegel noch tropfen [...] Ich bin eigentlich nicht empfindsamer Natur, wenigstens nicht für die Gesellschaft [...] Aber wahrhaftig, ich bin noch so voll von diesem großen Schauspiel [...] Der Tag war erdrückend heiß und ich ganz ungewöhnlich empfindlich, außerdem ist dieses der Sterbetag meines Vaters, an dem ich mich gemeiniglich einschließe. Nichts in der Welt konnte mit meiner Empfindung mehr korrespondieren als ein solches Wetter. Als es einmal so tief donnerte [...], so kann ich wohl sagen, habe ich niemals meine Nichtigkeit mehr gefühlt, als in dem Augenblick. Wahrhaftig, es kamen mir Tränen in die Augen bloß der Bewunderung und der innigsten Andacht. Es kann nichts Größeres und Majestätischeres sein. [...] es ist mir, als wenn ich eine große Schuld abgetragen hätte und als wenn sich der Geist meines Vaters freute, daß ich an seinem Sterbe-Tage eine so ungeheuchelte Betstunde gehalten habe [...]" (an F. F. Wolff, 21. Juli 1783, um 4 Uhr Nachmittags; SB 4, 519).
55 Die mitreißende Gewalt solcher Erfahrung bezeugt indirekt noch Lichtenbergs Ironie gegen distanzierte „Bewunderung" göttlicher Allmacht: „Die Allmacht Gottes im Donnerwetter wird nur bewundert entweder zur Zeit da keines ist, oder hinten drein beim Abzuge" (J 1047; SB 1, 800).
56 Cf. SB 3, 132 f.
57 Für die Göttinger beschreibt er das brieflich SB 4, 271.
58 SB 2, 183.
59 SB 1, 690.
60 SB 1, 755 f.
61 SB 2, 140.
62 Cf. G 38 u. H 2, J 249 u. 853 (SB 2, 140 u. 177; SB 1, 689 u. 771) u. ö.; bes. SB 3, 1005!
63 SB 1, 520.
64 G 38 und E 29 (SB 2, 140 u. 1, 348).
65 Cf. SB 4, 842-844.
66 SB 1, 903. Ein Beispiel für seine Nützlichkeit schildert F 681 (SB 1, 553).
67 SB 2, 183.
68 SB 1, 892.
69 Cf. dazu J 1124 (SB 1, 811) u. G 83 (SB 2, 148).
70 Cf. A 60 (SB 1, 23).

71 SB 2, 405.
72 Cf. J 1227 (SB 1, 827).
73 „Ich bin kein Schurzfell-Christ" (SB 4, 446).
74 4, 667. Bereits 1772 heißt es brieflich in einem scherzhaften Gedicht: „Mir graut, verzeih' mirs Gott, in Kirchen selbst bei Tag" (4, 74).
75 Cf. das von W. Promies anhand einer Kirchenbucheintragung (St. Marien, Göttingen) nachgewiesene Manöver mit dem Namen Eckhardt, in: *Georg Christoph Lichtenberg in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten* Reinbek 1964, 119 f.
76 Cf. z. B. A 38. B 95. C 11. F 1030. 1090. G 144. H 13. 95. J 197. 274. K 219. L 67. 347 u. ö.
77 SB 4, 667 f.
78 SB 3.493.
79 SB 2, 452 (Mitte der 90er Jahre).
80 SB 2, 407.
81 SB 1, 690 (1790), cf. J 289 (SB 1, 697).
82 SB 1, 210. Mit „Indianern" sind hier Inder bzw. Orientalen überhaupt gemeint; cf. die ähnlichen Ausführungen H 121 (2, 193).
83 SB 2, 180. Diese Aufzeichnung führt im weiteren die allzu menschlichen Eigenschaften der Götter auf „rohere Zeiten" zurück, die jene diesen „angedichtet" hätten. Die Unvermeidlichkeit von Anthropomorphismen erklärt, warum den Gottesvorstellungen lange noch etwas für die Vernunft Unbegreifliches oder allegorisch zu Erklärendes anhaftet, cf. ib. Aufklärung wird dann zur fortschreitenden Reinigung des Gottesgedankens durch reine Vernunft.
84 SB 2, 411; cf. ähnlich K 117 (SB 2, 420).
85 SB 1, 261. D 274 hält diese Umkehrung der biblischen Aussage speziell den Philosophen vor, die im Denken sich einen Gott schaffen, der ihnen selber gleicht (SB 1, 275).
86 Cf. die wichtige Aufzeichnung zur Anthropologie von 1774: „Der Mensch fängt an mit dem Satz, jede Größe ist sich selbst gleich, und wiegt endlich die Sonne und alle Planeten; er sei, sagt er, nach Gottes Bild gemacht und trinkt dort gierig den Urin des unsterblichen Lama, baut ewige Pyramiden, Louvres, Versailles und Sanssouci und betrachtet mit Entzücken eine Bienen-Zelle, und ein Schneckenhaus, umschifft durch Hülfe einer Nadel die Erde, und sitzt dort jahrelang auf einer Stelle, nennt hier Gott das tätigste Wesen, und dort den Unbeweglichen, verehrt [hier] Würmer und Mäuse göttlich und glaubt dort keinen Gott, hier ist Sonnenlicht das Gewand des Engels, und in Kamtschatka Vielfraß-Pelz [...] Mir hat es immer am Menschen gefallen, daß er, der Louvres, ewige Pyramiden, und Peterskirchen selbst verfertigt, mit Entzücken eine Bienen-Zelle oder ein Schneckenhaus betrachten kann" (D 398; SB 1, 290 f.).
87 SB 2, 163.
88 „Die Klugheit eines Menschen läßt sich aus der Sorgfalt ermessen, womit er das Künftige oder das Ende bedenkt. Respice finem" (F 973; SB 1, 600) – damit ist etwas über das Wesen des Menschen überhaupt ausgesagt (cf. Jes. Sir. 7, 40 u. Ps 90, 12). Cf. auch J 761 (zit. o. Anm. 44).
89 SB 2, 143. Lichtenberg führt weiter aus, daß die Tiere auf reine Gegenwart beschränkt sind (loc. cit.).
90 SB 1, 896.
91 SB 1, 891. *Epître à l'auteur du nouveau livre des trois imposteurs* (1769), v. 22 („Wenn Gott nicht existierte, müßte man ihn erfinden".).
92 SB 1, 887 f.

93 SB 1, 615. Man beachte die Anknüpfung an die „Kunsttriebe der Tiere" als deren Zugangsweise zu einem sie total übersteigenden Wissen im (hier nicht zitierten) Anfang der Aufzeichnung.
94 Cf. dazu J. 281 (SB 1, 695) u. oben bei Anm. 43.
95 C 180 u. L 276 (SB 1, 191 u. 892) wird die Entstehung der Götter aus der Furcht als selbstverständlich vorausgesetzt und ähnlich der Glaube an Gespenster erklärt, cf. aber auch die kritische Bemerkung F 324 (SB 1, 506)!
96 SB 3, 492. Cf. Lukrez: *De natura deorum* I 151-155 (u. ö); Lukrez bietet gegen diese Furcht auf: naturae species ratioque (148). Die von Lichtenberg loc. cit. (SB 3, 493) beigegebene englische Fassung des Gedankens läßt sich nicht nachweisen. Promies zitiert im Kommentar zur Stelle eine ähnliche Formulierung von Ben Jonson (*Sejanus* II, 11), cf. SB 3K, 1974, 230.
97 SB 2, 532.

Dietrich Rolle

„Die Flüche des Shakespear"
Lichtenberg und die englische Sprache

Daß Lichtenberg einer der besten Englandkenner im Deutschland seiner Zeit war, ist wohl unbestritten. In welchem Ausmaß er die englische Sprache beherrschte, hat indessen bisher wenig Beachtung gefunden. Der folgende Essay – im wörtlichen Sinne des englischen Terminus[1] – kann nicht mehr sein als ein vorläufiger Abriß der wichtigsten Gesichtspunkte und eine Abschlagszahlung auf mehr ins Einzelne gehende Untersuchungen. Was ich versuchen möchte darzustellen, ist in erster Linie, wie Lichtenberg als Schreibender mit der englischen Sprache umgegangen ist; in geringerem Maße und eher als Abrundung aber auch, welche Beobachtungen er an ihr gemacht hat.

1.

Wenn man die verschiedenen Textsorten von Lichtenbergs Œuvre daraufhin überschaut, wie dicht in ihnen englische Bestandteile enthalten sind, dann zeigt sich bald, daß der Anteil in den Briefen nicht sehr hoch ist. In offiziellen Schreiben finden sich verständlicherweise keine englischen Wendungen; in Briefen naturwissenschaftlichen Inhalts auch kaum, außer einigen Fachausdrücken. Dem hält nun die auffällige Tatsache die Waage, daß Lichtenberg nicht nur an ausländische Freunde und Kollegen, sondern auch an deutsche Briefpartner wie Marie Tietermann oder Kästner ganze Briefe auf englisch geschrieben hat – ein Indiz für seine Freude am vorzüglich beherrschten englischen Ausdruck.

Der relativ geringen Zahl englischer Fachtermini in der wissenschaftlichen Korrespondenz entspricht der gleiche Befund bei den Notizen naturwissenschaftlichen Inhalts in Sudelbüchern und Materialsammlungen (Man versuche sich vorzustellen, wie solche Texte heute aussehen müßten, angesichts der Weltherrschaft des Englischen als Wissenschaftssprache!). Am anderen Ende des Spektrums stehen die privaten Aufzeichnungen im Staatskalender mit immer wieder eingesprengten englischen Sätzen und Ausdrücken.

2.

Als Leitfaden durch die Fülle der Phänomene kann uns die Intensität dienen, mit der die englischen Elemente sich in einem Text bemerkbar machen.

Im geringsten Maße ist die Fremdsprache natürlich in der reinen Übersetzung präsent. Hier könnte man einem Schriftsteller vorhalten, er traue seinen Lesern –

wie der Apostel Paulus den Adressaten des 1. Korintherbriefes (3.2) – noch keine feste Nahrung zu. So führt Lichtenberg des öfteren den Roman „Tom Jones" als „Fündling" an, entsprechend dem Titel der ersten deutschen Übersetzung (anonym 1771: „Thomas Jones, eines Fündlings, Historie ...").[2] Desgleichen nennt er den Sancho-Panza-haften Begleiter des Titelhelden, den Schulmeister und Barbier Partridge, auf deutsch „Rebhuhn" (SB 3, 329. 334). In dieser Form konnte er offenbar Titel und Figur beim Publikum als bekannt voraussetzen. Entsprechendes gilt – wie heute noch – von den Titeln Shakespearescher Dramen wie „Viel Lärm um nichts" (SB 3, 468); bei „Ende gut, alles gut" (SB 3, 251) läßt sich allerdings auch an die im Englischen wie im Deutschen gängige Redensart denken, die Shakespeare seinerseits übernommen hat.[3]

Ebenso erscheinen Addison/Steeles Zeitschrift „The Spectator" als „Zuschauer" (RA 31) und die Bildungsreise der englischen Oberschicht, die „grand tour", als „so genannte[n] große[n] Tour" (B 117); allerdings in den privaten Notizen, wo die Bezeichnungen nur für den Schreibenden der Identifizierung dienen. Insgesamt sind solche Übersetzungen ohne Nennung des Originals ebenso selten wie Eindeutschungen; unter diesen fällt nur die Wendung „Westmünsters Abtei" in den Briefen auf.[4]

3.

In jeder Hinsicht wichtiger und interessanter sind die vielen Passagen, in denen wir die beiden Sprachen im Kontakt miteinander sehen. Die schriftstellerische Idealform, die für den Leser gefälligste, besteht zweifellos darin, die unumgänglichen fremdsprachlichen Wendungen als übersetzte in den deutschen Satz einzubetten und dann für den Leser, der es genau wissen möchte, das Original nachzuliefern: im selben Satz, in Klammern oder in einer Fußnote. So verfährt Lichtenberg immer wieder, ob er nun das Wort „Trauer-Wappen" durch den terminus technicus *escutcheon* belegt (SB 3, 816) oder auf die Wendung „Händels majestätisches: *Gib ihnen Hagelsteine für Brod*" den Urtext (nicht ganz genau zitiert) folgen läßt: *Give them hailstones for bread* (SB 3, 133).

Dabei zeigt sich auf Schritt und Tritt das Bestreben – das einem Übersetzer wohl ansteht, – „statt Sprache in Sprache zu übersetzen, auch Sitte in Sitte" [zu übersetzen] (SB 3, 397). Von Lichtenbergs Überlegungen dazu wird noch die Rede sein. Das parodistische „Verzeichnis einer Sammlung von Gerätschaften", das die Exponate des Valentin-Musäums vorwegnimmt, ist ja nun wohl nicht – wie der Untertitel suggeriert – „nach dem Englischen" geschrieben; aber Nr. 26 des Katalogs stellt sehr schön zwei für Deutschland bzw. für England spezifische und wohlbekannte Dokumente nebeneinander: „Die Peinliche Halsgerichts-Ordnung (im Englischen steht die Habeas Corpus Akte) von dem Seligen selbst in Musik gesetzt" (SB 3, 456).[5] Wenn – vor allem bei den Hogarth-Erklärungen – von der Londoner City die Rede ist, setzt Lichtenberg in der Regel dafür „Altstadt" (SB 3, 914. 947. 1030) und fügt in Klammern den Originalausdruck hinzu.

Die spiegelbildliche Entsprechung dazu ist das Verfahren, den Leser erst mit der englischen Wendung zu konfrontieren und diese dann zu übersetzen oder zu erklären. Das mutet zunächst wie eine simple Umkehrung an; doch wenn man näher hinsieht, hat es damit eine deutlich andere Bewandtnis. Zunächst mag der leichte Schock des unvermutet auftretenden Andersartigen einen gewissen stilistischen Reiz gehabt haben – anders als heute, da wir dagegen abgestumpft sind, immer wieder Jeans Corners, Service Centers und Computer Shops ins heimische Straßenbild eingesprengt zu finden. Vor allem aber zeigt die Voranstellung des englischen Ausdrucks an, daß es dem Verfasser ausdrücklich auch – oder gar in erster Linie – um das sprachliche Phänomen geht.

Zumal der Englandreisende Lichtenberg führt uns dabei manchmal ganz nahe an die aktuelle Entwicklung des englischen Wortschatzes heran. Im 3. Brief aus England heißt es anläßlich der Opernsängerin Gabrielli: „Signora hätte die Influenza, so nannte man in jenen italienischen Tagen in London den Schnupfen" (SB 3, 363). Das Wort bezeichnete für die Italiener zunächst jede Art von Epidemie, wobei die Vorstellung eines Einflusses der Gestirne und damit einer göttlichen Heimsuchung mitschwang. 1743 ist es im Italienischen zum ersten Mal in der Bedeutung ‚Grippe' belegt, anläßlich eines Ausbruchs dieser Krankheit in ganz Europa. In England galt der Infekt 1762 als *fashionable cold*, noch mit dem italienischen Artikel *l'influenza*. Lichtenberg hat demnach 1775 die Einverleibung ins Englische aus enger zeitlicher Nähe miterlebt. Seit dem 19. Jahrhundert kennt man die Krankheit in der Kurzform *'flu(e)*.

Als „eine neue Redensart" notiert Lichtenberg im England-Tagebuch II: „*this fellow is a bore* [...] das ist ein sonderbarer unausstehlicher Kerl" (LE 37). Damit führt er den modernen Leser zunächst aufs Glatteis. *A bore* ist ja das, was man in ziemlich genauer deutscher Entsprechung einen „Langweiler" nennt. Sollte Lichtenberg die Bedeutung der Redensart so ungenau erfaßt haben? Nein: *bore* ist zunächst nicht die Bezeichnung einer Person, sondern eines Seelenzustandes – das, was im Französischen *ennui* und im Englischen *spleen* oder geradezu *the English malady* genannt wurde. Nach 1750 übertrug man das Wort für die lähmende Langeweile dann auf den Menschen, der unter ihr litt, und Lichtenberg hat diesen Bedeutungswandel für uns dingfest gemacht. Der heutige Sinn von *bore* – ein Mensch als Ursache, nicht als Opfer der Langeweile – ist erst seit 1812 belegt.

Auch wo wir nicht so in die Werkstatt der Sprache selbst geführt werden, ergeben sich interessante Beobachtungen – gerade da, wo Lichtenbergs deutsche Fassung offensichtlich vom englischen Original abweicht. So fragt man sich, warum er im Versteigerungskatalog des verstorbenen Sir Timothy Babyhouse (SB 3, 958) die Wendung „to be sold by auction" so wortreich umschreibt: „welche an den Meistbietenden verkauft werden soll". Das Wort „Auktion" war – ebenso wie „Versteigerung" – im Deutschen schon seit dem 16. Jahrhundert im Gebrauch.

Bei den Erklärungen zu Hogarth hat Lichtenberg die Bibelsprüche, wie sie sich insbesondere in *Industry and Idleness* finden, offenbar nicht eigens übersetzt, sondern sich an die damals gängige Fassung der Lutherbibel gehalten, wahr-

scheinlich um sein bibelfestes Publikum nicht durch Veränderungen an einem als sakrosankt empfundenen Text zu verstören („Das Wort sie sollen lassen stahn" wurde und wird ja von manchen evangelischen Christen allzu wörtlich genommen.). Dadurch ergeben sich deutliche Abweichungen; manchmal wegen verschiedener Verszählungen, vor allem aber, weil die King James Version, eine ebenso sprachgewaltige und wirkungsmächtige Übersetzung wie die von Luther, an vielen Stellen in Textgestaltung und Textverständnis anders verfährt. Besonders interessant aber ist die Abwandlung, der Lichtenberg eine Bildunterschrift von Hogarth unterwirft: „The idle 'Prentice at Play in the Church-Yard, during divine Service" – „Der Faule auf dem Kirchhof beim Hazardspiel, während der Predigt" (SB 3, 1017). Die Ersetzung von „divine Service" durch ‚Predigt' spiegelt einmal die stärkere Betonung der Wortverkündigung gegenüber dem Liturgischen, welche die dezidiert reformatorischen Kirchen von der Church of England unterscheidet; vor allem aber dürfte dahinter Lichtenbergs einmal deutlich geäußerte Überzeugung stehen, nicht der sonntägliche Kirchgang sollte Gottesdienst genannt werden, sondern das Wirken des Menschen in der Welt: „Das Wort *Gottesdienst* sollte verlegt, und nicht mehr vom Kirchengehen, sondern bloß von guten Handlungen gebraucht werden" (H 157).

4.

Auch für den Bereich des individuellen Sprachgebrauchs gilt wohl das Wort von Goethe, die Kraft einer Sprache zeige sich nicht darin, daß sie das Fremde abweise, sondern daß sie es verschlinge. Lichtenberg jedenfalls hat die Bereicherung, die das Englische ihm anbot, ausgiebig genutzt: in Lehnübersetzungen, Übernahmen von Wortbildungs- und Fügungsmustern und ausgesprochenen Entlehnungen. Hans Ludwig Gumbert hat seiner Dokumentation *Lichtenberg in England* als ein Motto das tiefsinnige Wort unseres Autors vorangestellt: „Ich bin eigentlich nach England gegangen, um deutsch schreiben zu lernen" (LE 1, 247 aus SB 1, E 144). Das gilt in der Tat in einem sehr umfassenden Sinne. Jeder Übersetzungsversuch ist ein Bemühen um die Muttersprache; wenn man kein enger Deutschtümler ist, gehört die sinnvolle Verwendung von Fremdwörtern mit zum „deutsch schreiben"; und schließlich kann man auch beim – goethisch gesprochen – „Verschlingen" des Fremden sich der Möglichkeiten gerade der eigenen Sprache bewußt werden. Dafür liefert eine von Lichtenbergs auffälligsten Entlehnungen ein unauffälliges, aber beachtenswertes Beispiel.

Die beiden Sprachen unterscheiden sich unter anderem in den Grundregeln ihrer Wortbildung. Das Deutsche hat eine geradezu ungehemmte Neigung zu Zusammensetzungen, bis hin zum parodierbaren Monstrum. (Mein liebstes empirisches Beispiel ist *Gemeindeunfallversicherungsverband*)[6] Das Englische arbeitet hingegen mit syntaktischen Fügungen; selbst echte Komposita bleiben meistens in der Schreibung getrennt oder werden höchstens durch Bindestriche gekoppelt. So ist es charakteristisch für beide Sprachen, daß Lichtenberg ein Wort, das im

Englischen im wesentlichen in adjektivischer Fügung gebraucht wird, als ersten Bestandteil einer Reihe von Substantiv-Komposita verwendet. Ich meine – und erlaube mir dabei, ihn zu imitieren – eins seiner Favorit-Wörter, „Favorit-": gebraucht wie der einheimische Kompositionsbestandteil „Lieblings-" und in jedem Falle durch das englische Adjektiv *favourite* rückübersetzbar: von der „Favorit-Meinung" des Kollegen und Freundes Deluc (RA 117) bis zum „Favorit-Hunde" des Malers Hogarth (SB 3, 878 Fußnote). Wenn dabei in einem Wortspiel auch noch die Bedeutung des Substantivs *Favorit*, „Günstling eines Herrschers", mitschwingen kann wie bei den „Favoritkätzchen", die in der Scheune der Komödiantinnen „mit den Regierungsinsignien spielen" (SB 3, 687) – desto besser!

Die häufigste Entlehnung aber und damit das eigentliche Favorit-Wort Lichtenbergs ist – wie seine Leser wissen – *Nonsense*. Der gravitätische Lobpreis des Wortklanges mag nicht ganz ernst gemeint sein:

> „Es ist nicht zu leugnen, daß das Wort *Nonsense*, wenn es mit gehöriger Nase und Stimme ausgesprochen wird, etwas hat, das selbst den Wörtern Chaos und Ewigkeit wenig oder nichts nachgibt. Man fühlt eine Erschütterung die wo mich meine Empfindung nicht betrügt von einer fuga vacui des menschlichen Verstandes herrührt" (D 636).

Dieser Überschwang verdankt wohl einiges der Tradition des sogenannten paradoxen Enkomiums, in die als berühmtestes Beispiel das „Lob der Torheit" von Erasmus gehört; jedenfalls ist Lichtenbergs beharrlicher Gebrauch des Wortes zwar nicht die Fackel der Wahrheit selbst, aber doch das unausbleibliche Versengen der Bärte, wenn sie durch das Gedränge von Schwachköpfen und Phantasten getragen wird. – Es ist eine ironische Pointe, daß gerade dieses Wort in unserer Zeit zum ernsthaften Terminus für eine ernstzunehmende Dichtungsgattung geworden ist.

Die Versuchung ist groß, noch auf vielen der Edelsteine aus Lichtenbergs Entlehnungskabinett liebevoll zu verweilen, gerade weil sie in den meisten Fällen – anders als *Nonsense* – nicht auf Dauer in den deutschen Wortschatz eingegangen sind. Stellvertretend seien nur drei besonders schöne genannt: [gelehrte] *Stockjobberei* (SB 3, 546, 557), *Pusillanimität* und *Horripilation*. „Stockjobberei", also „Börsenspekulation, auch unerlaubte" wird als Metapher angewandt auf Lavater und die Seinen im Gegensatz zu dem ernsthaften Wissenschaftler Mendelssohn. Nach Ausweis der Sudelbücher arbeitet sich Lichtenberg von den noch rein englischen Ausdrücken „physiognomische *Stock Jobbers*" (F 926) und „physiognomische Stock jobbery" (F 942) bis zur Eindeutschung als „Stockjobberei" vor. Das Wort ist nicht so bekannt wie Goethes „Literarischer Sansculottismus", aber ebenso vernichtend.

Pusillanimität, „Kleinmut" (J 337; SB 3, 537) besticht den deutschen Leser einfach durch seine zierliche Latinität; im Englischen mit seinen unendlich vielen Übernahmen aus dem Lateinischen wirkt es bei weitem nicht so preziös wie in einem deutschen Kontext.

Horripilation ist eine etwas verwickelte Angelegenheit. Boshafte Naturwissenschaftler – wenn es sie denn geben sollte – könnten sie als Beispiel dafür nehmen, wie unbeträchtlich und ungesichert geisteswissenschaftliche Gedankengänge zu sein vermögen. Zunächst einmal gilt es nicht als zweifelsfrei, daß der Entwurf „Verschiedene Arten von Gemütsfarben" tatsächlich von Lichtenberg stammt, weil das Manuskript nicht von seiner Hand geschrieben ist. Horst Gravenkamp, dem ich mehrere interessante Bemerkungen in dieser Angelegenheit verdanke, hat mir allerdings einleuchtende stilistische und inhaltliche Indizien für Lichtenbergs Autorschaft geliefert. Das Wort kommt als Regieanweisung „(hin und wieder mit Spuren von Horripilation)" in der Wiedergabe eines peinigenden Pflichtbesuches vor (SB 3, 580), der als Beispiel für die Gemütsfarbe *grau* dient. Der moderne *terminus technicus* für die Gänsehaut ist *cutis anserina*. In medizinischen Werken des 18. Jahrhunderts – deutschen wie englischen – steht dafür *horripilatio*;[7] die lateinische Form ist wissenschaftsgeschichtlich zu erwarten. Schon im 17. Jahrhundert ist aber *horripilation* als englisches Wort in nicht fachsprachlichen Texten belegt. Lichtenberg braucht die im „Oxford English Dictionary" exemplarisch zitierten Schriften nicht gelesen zu haben; das Wort kann ihm ebensogut bei anderer Lektüre oder im Gespräch begegnet sein. Auch hier gilt: im Kontext des englischen Lexikons ist das Wort zwar literarisch, aber keineswegs so hochgestochen, wie es im Deutschen erscheinen mag. So schrieb der „Playboy" – nicht gerade die Hauszeitschrift der klassischen Philologen – über das Buch „The Peter Principle" (ein Gegenstück zu dem berühmten „Parkinson's Law"), es sei „horripilatingly valid". Wenn es sich also – wie dieser Sachverhalt zu zeigen scheint – bei *Horripilation* um eine Entlehnung aus dem gebildeten, aber nicht speziell medizinischen Bereich des englischen Wortschatzes handelt – wem unter den Deutschen des 18. Jahrhunderts wäre eine solche Entlehnung wohl eher zuzutrauen als Lichtenbergen?

Nicht unerwähnt bleiben sollen im Umkreis solcher Übernahmen die wenigen Lehnübersetzungen Lichtenbergs, und sei es auch nur, weil eine von ihnen es dank ihrem Original zu einem gewissen Bekanntheitsgrad gebracht hat. Das Wort *digression*, mit dem Laurence Sterne eines seiner Kompositionsprinzipien im „Tristram Shandy" zugleich beschreibt und verunklärt, wird von Lichtenberg mit „Ausschweifung" wiedergegeben. Das vergnügt uns angesichts der heutigen Bedeutung umso mehr, als Lichtenberg für wirkliche Ausschweifungen in Baccho et Venere ja seine ganz persönlichen verhüllenden Bezeichnungen hatte. Auch eine andere Lehnbildung hat sich nicht gehalten: wir reden zwar heute mit Selbstverständlichkeit von Teenagern, aber die Fügung „sie ist noch tief in ihren *Zehnen*" (SB 3, 733) kennt das heutige Deutsch nicht, obwohl es für die folgenden Dekaden durchaus entsprechende Ausdrücke wie „in den Dreißigern" zur Verfügung hat.

Gerne würde man jemanden, der so intensiv mit der englischen Sprache umgeht wie Lichtenberg, auch einmal auf einem Anglizismus ertappen; doch die Ausbeute ist mager. Ein wirklicher Lapsus scheint nur die Charakterisierung

eines hingerichteten Übeltäters als *Hausbrecher* zu sein (RA 183: *house breaker*, also „Einbrecher").[8] Eine andere unbewußte Anleihe beim Englischen erkennt der Schreiber alsbald und ist souverän genug, sie nicht zu korrigieren, sondern zu kommentieren: „Das Bißchen *Interesse*, das ich habe, Jemanden einen Freytisch zu verschaffen...."; Fußnote: „Dieses ist, wie ich zu spät bemercke, ein kleiner Anglicismus, es steht da statt *Einfluß*" (Bw 4, Nr. 2821). *Interest* ist tatsächlich eins der sozialen Schlüsselwörter im England des 18. Jahrhunderts. Mit dem deutschen Wort „Einfluß" ist seine Bedeutung vielleicht etwas zu stark wiedergegeben; es bedeutet „Leute kennen, die ihrerseits Einfluß haben und bereit sind, etwas für einen zu tun". Das heutige Äquivalent wäre also „Beziehungen".

Strittig ist die Deutung des merkwürdigen Kompositionsbestandteils *heim*. Lichtenberg notiert über englische Quacksalber: „... was sie sagen *geht oft heim*, die große Kunst aller großen Schriftsteller" (E 271) und fordert: „Wir müssen mehr Gebrauch machen von dem Worte *heim*, es ist sehr stark: *heim*reden" (E 275). Wolfgang Promies sieht hier, wie Leitzmann und Requadt, den Einfluß Luthers am Werk mit dem Verbum *heimsuchen*;[9] demgegenüber führt Keith Spalding mehrere Wendungen aus dem Englischen als Vorbilder an wie *to go home* = „seine Wirkung tun".[10] Noch genauer trifft die – im „Oxford English Dictionary" nicht erfaßte – Stelle aus Middletons „The Changeling", einer Tragödie des 17. Jahrhunderts: „He speaks home" „Das hat gesessen"; einschlägig ist auch das Verbum *to home in* „ein Schiff oder (neuerdings) einen Flugkörper genau ins Ziel bringen". Die Fülle solcher Fügungen, die von religiösen Obertönen frei sind und sämtlich den Bedeutungskern haben „dorthin, wohin etwas soll",[11] macht es wahrscheinlich, daß Lichtenberg sich hier die Ausdruckskraft des Englischen zunutze machen will.

5.

Wie aber, wenn sich ein Schriftsteller weder von der anderen Sprache inspirieren läßt noch ihre Wörter der eigenen Sprache durch Übersetzung oder Flexion anverwandelt, sondern sie in ihrem Naturzustand läßt? Als Stilmittel will das wohl bedacht und sparsam verwendet sein. So finden wir diese Erscheinung auch kaum in Lichtenbergs publizierten Schriften, dafür aber auf Schritt und Tritt in den Sudelbüchern, wo er auf Leser keine Rücksicht zu nehmen braucht. Hier kann ein englisches Wort für einen ganzen Bedeutungszusammenhang stehen. Heute ließe sich für diesen Hinweis-Charakter der Ausdruck ‚Intertextualität' benutzen, wenn er nicht inzwischen durch ungehemmte Ausdehnung nahezu bedeutungslos geworden wäre.

Bestimmte Originalausdrücke würden auch in öffentlichen Äußerungen als völlig akzeptabel gelten, weil sie unübersetzbar oder in der Sache typisch englisch sind. „Montags den 10. Dec. 1770 setzte ich meinen Wahlspruch *Whim* fest" (B 343). Mit ‚Grille' oder ‚Laune' wäre das viel zu blaß wiedergegeben. – Oder (über Unsitten beim Theaterbesuch): „... es ist förmlich *genteel* geworden gegen

Ende des ersten Akts herein zu kommen" (RA 13). Zu bestimmten Zeiten und in bestimmten Kreisen hätte man bei uns dafür *foin* sagen können (nicht *fein*, sondern *foin*). Die heutige Entlehnung aus dem Englischen, *in*, ist in ihrer Bedeutung zu umfassend, als daß sie in Frage käme. – Ebenso haben wir in Deutschland nichts, was der *Grubstreet* entspräche (F 364), dem ärmlichen Wohnbezirk der literarischen Tagelöhner, oder den *Cries* auf der Straße mit dem Angebot Hunderter von Waren und Dienstleistungen. Hier scheint Lichtenberg einmal von seinem gesunden Urteil über England verlassen worden zu sein: „Die schlechte Disposition der Engländer zur Musik kann man schon aus den Cries auf den Straßen abnehmen, die meistens abscheulig sind" (F 969). Wie harsch dem Besucher dieses Ausschreien auch geklungen haben mag – an Musikliebe und Musik-Ausübung lassen sich die Engländer nicht leicht übertreffen, wenn sie auch keine überragenden Komponisten hervorgebracht haben außer Henry Purcell und George Frederick Handel (der leider nicht aus Niedersachsen, sondern aus der preußischen Provinz Sachsen stammt). Gerade die Cries hat übrigens Orlando Gibbons (1583-1625) in reizender Weise in Musik gesetzt und jedenfalls vorübergehend von jeder Mißtönigkeit befreit.

In dem Ausdruck „der Pickpockets wegen" (J 903) hätte Lichtenberg durchaus angemessen die Übersetzung „Taschendiebe" benutzen können: hier reizte ihn der Klang, der – wenn man ihn nicht geradezu onomatopoetisch nennen will – doch mit dem Anklang an das deutsche Verbum *picken* die Vorstellung von Schnelligkeit und Leichtigkeit heraufbeschwört. Zudem führt Lichtenberg auch in seiner Rezension von Archenholzens Englandbuch die vier Klassen von Dieben nur im Originalwortlaut auf: „Highwaymen, footpads, housebreakers und pickpockets" (SB 3, 195). Die tiefste Ursache ist aber vielleicht doch nationalspezifisch. In solchem Maße wie in dem beständig von Menschen wimmelnden London wird es in keinem anderen Land gerade den Taschendiebstahl als Form der Besitz-Umschichtung gegeben haben. Das satirische Gedicht *Trivia* von John Gay aus der ersten Jahrhunderthälfte – eine „Stadt-Ekloge" – schildert im Detail die Ertappung eines jugendlichen Taschendiebes;[12] das gleiche tut dann im 19. Jahrhundert Charles Dickens in einer Szene von *Oliver Twist* (Kap. 10).

Die Überschrift *Nachahmung der englischen Cross-readings* (G 144) wäre in der Tat auch übersetzt nicht verständlich und bedarf der Erklärung, wie Lichtenberg sie in der Fußnote gibt. Es handelt sich um das fortlaufende horizontale Lesen einer Zeitungsseite, über die Kolumnengrenzen hinweg. In der englischen Literatur kommen übrigens auch Gedichte vor, die in zwei Kolumnen angeordnet sind und sich auf zweierlei Weise lesen lassen. Dabei ergibt sich nicht solch köstlicher Unsinn, wie Lichtenberg ihn hier produziert, sondern die Antithetik von Bekenntnissen zu der einen oder der anderen Seite einer religiös-politischen Kontroverse.

Auch *termini technici* sind häufig unübersetzbar, oder sie erforderten eine umständliche Umschreibung: *Devonshiring* (D 496), eine Form der natürlichen Düngung (im „Oxford English Dictionary" in der synkopierten Form *Denshire*

angeführt); *Wheel barometer* (D 710). In dem weit vorausschauenden Vorschlag, an den gefährlichen Stellen westfälischer Straßen Warnschilder aufzustellen, hat der Fachausdruck *Soundings* (F 196) allerdings parodistische Bedeutung: es handelt sich um die Tiefenangabe von Gewässern.[13] Ganz so schlimm wird es mit den Schlaglöchern selbst im 18. Jahrhundert nicht gewesen sein!

6.

Schließlich benutzt Lichtenberg das Englische auch als eine Art Kurzschrift für hingeworfene Notizen: „Queries bei dieser Materie, so wie bei jeder andern" (E 283) = „Nachforschungen anzustellen!". Noch bündiger hinter einem Dialogfragment („A. Kann es auch schönes Wetter werden, wenn das Barometer fällt? B. werden nicht, aber bleiben, wenn es war".) in Klammern: „(pattern)" (J 796). Mautner deutet das wohl zutreffend als die Absicht, sich diese Konfiguration als „Muster" für weitere Situationen zu nehmen.[14] Es muß offen bleiben, ob es sich dabei im Sinne des Inhalts um naturwissenschaftliche Belehrung oder im Sinne der Form um eher Psychologisches handeln soll. Eine ähnliche methodische Anweisung, diesmal deutlich naturwissenschaftlich oder erkenntnistheoretisch orientiert, lautet: „Remote but kindred objects NB. NB". (MH 41) = „entfernte, doch verwandte Gegenstände".

Diese funktional bestimmte Praxis geht ohne klare Grenzen über in ein Phänomen, das man eigentlich nur so beschreiben kann: jemand, der in der englischen Sprache zu Hause ist wie in seiner eigenen, verfällt gelegentlich in sie, weil sie ihm einfach zur zweiten Natur geworden ist. Da wird in eine Notiz über einen König von Portugal in Klammern eingefügt „the late" (der verstorbene) (J 1015); ein Vermerk erhält den Kommentar „(pity pity)" (L 404) oder „backed". Diese kryptische Formel, die des öfteren vorkommt,[15] möchte ich gemäß der Bedeutung *justify* (wie sie Johnson gibt) oder *support* übersetzen mit „dafür gibt es weitere Belege oder Argumente".

Jedem Auslandsreisenden ist wohl die Entwicklung vertraut, daß – nach einer kurzen Phase leichten Schwachsinns, wenn man die Muttersprache schon abgelegt und die Zielsprache noch nicht voll angezogen hat – zuerst die Alltags-Selbstgespräche automatisch in der Fremdsprache ablaufen, dann das Denken und schließlich die Träume. Daß es Lichtenberg nicht nur in englischer Umgebung so erging, dafür gibt es einen überraschenden Beleg: „so sagte [ich] am 28ten Februar 1778 fast alle Viertel-Stunde einmal *law is a bottomless pit*" (F 877: ein zur Redensart gewordenes Zitat aus John Arbuthnot).

7.

Zu diesem Sich-gänzlich-in-die-Fremdsprache-eingewöhnen steht ihr Gebrauch als Mittel der Verhüllung in einem subtilen Spannungsverhältnis. Lichtenberg, wie jedermann, war darauf bedacht, Aufzeichnungen über sein Liebesleben –

und auch anderes, was Diskretion erforderte – zu verschlüsseln; teilweise mit Symbolen, überwiegend aber durch die Verwendung des Englischen. Zumal im Staatskalender dienen die englischen Eintragungen größtenteils der Verhüllung – nicht nur vor der zu fürchtenden möglichen Leserin, sondern doch wohl auch vor dem Schreibenden selbst.[16] In einer Fremdsprache – und sei sie einem noch so vertraut – redet man immer sozusagen in Anführungszeichen, hat das heimliche Gefühl, man könne für das Gesagte nicht in so vollem Sinne haftbar gemacht werden wie bei Äußerungen in der Muttersprache. Ein Mittel der Distanzierung also selbst von eigenen Gefühlen und Handlungen – durch die Wahl des Mediums, in dem man sie ausdrückt. Mehr als die eigene Landessprache, die man ja nolens volens selbst mitgestaltet, ist die gut beherrschte Fremdsprache (mit Schiller zu reden) eine, „die *für dich* dichtet und *denkt*".[17]

Daß Lichtenberg die Auffassung teilte, daß Äußerungen in einer Fremdsprache letztlich einen doch etwas spielerischen Charakter tragen, erhellt in frappierender Weise aus einem Brief an Hollenberg (Ende September 1781). Er beginnt auf deutsch, entsinnt sich dann seines Versprechens, englisch zu schreiben (wie an so manchen anderen deutschen Korrespondenten auch) und wechselt in diese Sprache über. Dann beginnt ein neuer Absatz:

> „Eben da ich dieses schreibe, erhalte ich einen Brief von Herrn DeLuc, der jezt in Paris lebt, der für mich zu wichtig ist, als daß ich englisch darüber schreiben solte" (Bw 2, Nr. 857).

8.

Diese Reflexion über die angemessene Verwendung einer Fremdsprache führt uns von den Beispielen für Lichtenbergs sprachliche Praxis zu der Frage, was er am Englischen beobachtet und überlegenswert gefunden hat.

Die elementare Schicht der Sprachbetrachtung ist die Phonetik. Hier können aufmerksame Ausländer bei der Beschreibung eines Lautwertes hilfreich sein, weil Muttersprachler sich gelegentlich durch die Schreibung beeinflussen lassen. (Während der teilweise skurrilen Diskussion um die deutsche Rechtschreibreform ist es z. B. kaum jemandem aufgefallen, daß wir – wenn denn schon phonetisch geschrieben werden soll – nicht „Keiser" statt *Kaiser*, sondern umgekehrt „Zaichen" statt *Zeichen* schreiben müßten.) Der Ausländer hört oft genauer hin, schon im Bestreben, es richtig zu machen. Andererseits liegt bei ihm die Gefahr der Interferenz nahe: er spricht einen Laut so aus – hört ihn vielleicht sogar schon so – wie den nächstliegenden der eigenen Sprache. Das Paradebeispiel dafür ist das englische *th*, das von nicht wenigen Deutschen wie *s* gesprochen wird, von anderen Völkern eher als *d*. Lichtenberg macht subtile Beobachtungen zur phonetischen Realisierung des *th*-Phonems (E 446), muß danach aber bündig feststellen: „Die Buchstaben der Völker sind unzählig und der Engländer hat sein *th* in seinem ganzen Tun. Man kann ihm sowenig nachtun als nachsprechen" (F 844). Das ist eine Aussage, über die sich lange meditieren läßt.

Die gewichtigste Auseinandersetzung Lichtenbergs mit den Problemen des Zusammenhangs zwischen Laut und Schreibung ist natürlich die Streitschrift über die Pronunciation der Schöpse, einsichtsvoll und klar im Grundsätzlichen und um der Argumentation willen mit vielen Beispielen aus dem Englischen. Das Fehlen einer verbindlichen phonetischen Umschrift, die Notwendigkeit, nach nur annähernd gleichartigen deutschen Entsprechungen zu greifen, machen manche Aussprache-Angabe weniger exakt, als man sie für die Zwecke der Sprachgeschichte haben möchte; die meisten Angaben – hier und in den Aussprachelisten, die der Autor an anderen Stellen anlegt – stimmen indessen mit den Ergebnissen der historischen Sprachwissenschaft überein. Schön charakterisiert ist z.B. die affektierte Aussprache von *nasty* mit geschlossenem ē durch die „zierlichen Mädchen" (SB 3, 307).

Was den Philologen aber am meisten beeindrucken kann, ist die folgende Idee: „Die verschiedenen Selbstlauter ließen sich durch eine ähnliche Einrichtung wie Mayers Farben-Triangel darstellen" (E 446). Das ist im Prinzip das Vokaldreieck (so genannt, allerdings als Trapez dargestellt), an dem wir den Studenten die Artikulationsstellen englischer Laute und die Entwicklung der Vokale vom Mittelenglischen zum Neuenglischen veranschaulichen.

9.

Das Hauptinteresse eines Schriftstellers, der sich an Leser außerhalb des englischen Sprachgebietes wendet, gilt naturgemäß dem Wortschatz und der Idiomatik. Hier fallen viele erhellende und auch amüsante Einzelbeobachtungen an. Wir haben schon gesehen, wie Lichtenberg eine Bedeutungsentwicklung des Wortes *bore* vom psychischen Leiden zu der Person, die von ihm befallen ist, zwar nicht präzise als solche erkennt, aber dokumentiert. Bei einem charakteristischen Neuwort ist er der Sprachentwicklung hart auf den Fersen. Während des Latinisierungsschubes in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts wurde für den Begriff „Boxer, boxen" die Wortgruppe *Pugilist, -ic, -ism* eingeführt; die ersten Belege im „Oxford English Dictionary" stammen von 1790 und 1791. In der Erklärung zu *The Rake's Progress*, also 1796, macht Lichtenberg spöttisch auf diese Neuerung aufmerksam (SB 3, 835 Fußnote). In einer Fußnote zu der simplen Aussage „Rakewell sitzt" bringt er sieben zu unterscheidende Bezeichnungen für den Sachverhalt der Inhaftierung unter – eine Wortschatzübung, die einem anglistischen Studiendirektor im Hochschuldienst alle Ehre machen würde (SB 3, 891).

Natürlich ist er ein aufmerksamer Leser von Johnsons „Dictionary", in welchem er einen Setzfehler korrigieren kann (J 1041)[18] und Auslassungen vermerkt (J 863). Manches von dem, was er vermißt, fehlt vermutlich nicht „aus Versehen", wie er (aus Höflichkeit gegen den großen Zeitgenossen?) meint, sondern aus Prinzip. Johnson nimmt nicht alle Ableitungen auf;[19] trotz seinem Bestreben, auch den technischen Wortschatz seiner Zeit zu erfassen, orientiert er seine Auswahl an einem Vorverständnis von dem, was stilistisch wünschenswert oder zum

Verständnis klassischer Autoren (Spenser, Shakespeare, Milton) erforderlich ist.

Daß jemand, der eine Sprache so souverän beherrscht, ihr auch Wortspiele abgewinnen kann, versteht sich von selbst. Aus dem Ausdruck *Clusters of ideas* bei dem Assoziationspsychologen Hartley entwickelt Lichtenberg eine Hin- und Herübersetzung. *Cluster* heißt auch „Traube", allerdings nicht im botanisch-morphologischen, sondern im übertragenen Sinn. Daraus wird „Trauben von Ideen", dann das abstraktere Synonym „Gruppe" und schließlich das ähnlich klingende *Grape*, womit wir wieder bei „Trauben" wären (E 475). Gleichfalls zwischensprachlich ist das Wortspiel über *Undertakers*, also Leichenbestatter, die beim Austritt aus der Welt, anders als die Hebammen, nur den leichtesten Teil *unternehmen* (*Harlot's Progress*: SB 3, 806 Fußnote).

10.

Und nun zu den „Flüchen des Shakespear": sie sind für Lichtenberg der Anlaß, sich eingehender mit der Problematik des Übersetzens zu befassen. Es lohnt sich, die Stelle einigermaßen ausführlich zu zitieren:

> „Ich wünschte daß ein Deutscher der seine Nation und die englische gut kennte uns ein Werkgen über die Flüche des Shakespear gäbe, und sie uns durch ähnliche zum Exempel für Obersachsen übersetzte [...], so wie sie gemeiniglich übersetzt werden ist es abscheulig, und drücken Shakespears Sinn nicht aus. [...] *God damn it* wird in Deutschland oft durch *Gott verdamme* übersetzt, so abscheulich, daß man kaum ärger fehlen könnte, wenn man es durch *der Herr segne* übersetzte" (F 569).

Das ist natürlich eine polemische Übertreibung, aus gerechtem Zorn geboren; jedenfalls drückt sie den Sachverhalt weit treffender aus als der Vergleich, mit dem Lichtenberg an anderer Stelle dieselbe verfehlte Übersetzung charakterisiert: „[...] als wenn ich Quaestor durch Rentmeister übersetze" (Tgb. 10. 9. 1772: SB 2, 618). Das nämlich ist der durchaus respektable Versuch einer Eindeutschung mit Hilfe einer vertrauten Erscheinung aus dem eigenen Lebensbereich; so verfährt Luther etwa mit der Tier- und Pflanzenwelt des Heiligen Landes. Unangemessen wäre eine wirklich wörtliche Übersetzung „Befrager".

Lichtenberg gibt einmal unkommentiert ein sehr schönes Beispiel für eine Gleichung nun nicht zweier Wörter, sondern zweier Idiome, bei der wenigstens die eine Hälfte für das betreffende Volk höchst charakteristisch ist: „Wo *wir* sagen: Er hat das *Pulver* nicht erfunden, sagen die Engländer *the Longitude*" (L 307).[20] Es geht selbstverständlich nicht um die Erfindung der geographischen Länge, sondern um die Erfindung der Methode, sie auf See zu bestimmen: für die seefahrende englische Nation eine Sache von großer Wichtigkeit, die im 18. Jahrhundert die Gemüter jahrzehntelang bewegte und eben auch dazu führte, daß im losen Sprachgebrauch das nautische Verfahren mit dem Gegenstand selbst gleichgesetzt wurde.

In der Seefahrt entdeckt Lichtenberg auch den Grund dafür, daß Flüche im Englischen weit häufiger und deshalb weniger bedeutungsschwer sind als im Deutschen:

> „Der Engländer flucht caeteris paribus zehnmal mehr als der Deutsche, weil die fluchende Klasse der Menschen (die Seeleute) diesem Staat seine Reichtümer verschafft und seinen Schutz gewährt" (F 569).

Mit anderen Worten, Flüche haben in England einen anderen Stellenwert als bei uns. Dieses – leider inzwischen durch unspezifischen Gebrauch totgerittene – Wort ist hier am Platze wie kein anderes: im Englischen ist ein Fluch gleichsam eine Stelle weiter rechts vom Komma einzuordnen als im Deutschen, hat nur ein Zehntel soviel Gewicht. Den Zahlwert 10 hat uns der Autor ja glücklicherweise vorgegeben. Er selbst drückt den Sachverhalt nicht so quantifizierend aus, sondern mit einer Metapher, die manche technische Passagen seiner Hogarth-Erklärungen vorwegzunehmen scheint:

> „Wenn Shakespeares Personen fluchen, so verfehlt er in uns seinen Endzweck, was bei ihm eine Schattierung sein sollte wird bei uns die Haupt-Figur" (F 569).

Das heißt: Eine Übersetzung, die scheinbar genau ist, mißglückt trotzdem, weil sie den Kontext nicht beachtet; und zwar nicht nur den Kontext des sprachlichen Feldes, in dem ein Ausdruck steht, sondern den Kontext der Wirklichkeit, in der die Sprachbenutzer sich bewegen. Das peripher anmutende Beispiel der Flüche in einem Dramentext offenbart das Grundproblem des Übersetzens und stellt zugleich eine hohe Forderung für den Übersetzer auf.

> „Ist es nicht sonderbar – fragt Lichtenberg sich –, daß eine wörtliche Übersetzung fast immer eine schlechte ist? und doch läßt sich alles gut übersetzen. Man sieht hieraus, wie viel es sagen will, eine Sprache ganz verstehen; es heißt das Volk ganz kennen, das sie spricht" (G 135).

* Überarbeitete Fassung meines Vortrages auf der Jahrestagung der Lichtenberg-Gesellschaft in Berlin am 3. Juli 1993. Entgegen meiner ursprünglichen Absicht habe ich die Revision darauf beschränkt, die Darstellungsweise der Schriftlichkeit anzunähern; zusätzliche Fragestellungen und Beispiele hätten den Umfang über Gebühr erweitert.

1 Im herkömmlichen Verständnis ein literarischer „Versuch", der Etymologie nach (spät-lat. *exagium* aus *exigo* „abmessen, beurteilen") aber eine „Stichprobe", aus der auf die Beschaffenheit des Ganzen geschlossen werden kann. (Diese Grundbedeutung lebt noch fort in der Bezeichnung des *Assay Office*, das den Feingehalt von Edelmetallen feststellt.)

2 SB 3, 334.397. – Bode (1786-88) hat *Tom Jones oder die Geschichte eines Findelkindes*.

3 Franz Frhr. v. Lipperheide: *Spruchwörterbuch* 1907 s.v. *Ende*; Morris Palmer Tilley: *A Dictionary of the Proverbs in England in the 16th and 17th Centuries* 1950 A 154.
4 *Passim*; ferner SB 3, 193. 455. – „Westmünsterhall" SB 3, 768. Einmal auch „Westminsters Abtei" RA 1.
5 Es scheint nicht überflüssig, den Terminus *Habeas Corpus* zu erläutern, da er in Deutschland auch von Hochgebildeten beharrlich falsch gebraucht wird. (Ein Beispiel dafür – ganz im Sinne Lichtenbergs –, wie irrig eine scheinbar wörtliche Übersetzung sein kann; siehe den Schluß dieses Aufsatzes.) Die Grundbedeutung von *habere* ist nicht „zu eigen haben", sondern „halten"; die Optativ-Formel gewährt nicht dem Staatsbürger ein Recht auf Freiheit oder Unversehrtheit seines Körpers, sondern richtet sich an den Staatsbeamten, der einen Beschuldigten festgenommen hat. Sie erlegt ihm die Pflicht auf, den Gefangenen schleunigst „körperlich" (also nicht nur durch Vorlage von belastenden Akten) einem Richter vorzuführen, der über die Berechtigung des Freiheitsentzuges zu entscheiden hat.
6 Das Wort erheiterte mich schon in abgeteilter Fassung auf einem Schild. Später wohnte ich zufällig genau gegenüber dem Neubau dieser Institution. Der Architekt hatte den Ehrgeiz gehabt, das Wort in voller Länge, ohne Bindestriche, auf der Griffleiste der Eingangstür unterzubringen. Der Schriftgrad mußte entsprechend klein ausfallen. Dann konnte man beobachten, wie sonntägliche Spaziergänger die Stufen zum Eingang erstiegen, um zu erkunden, was das wohl für ein langes Wort sein möge, und schmunzelnd wieder herunterkamen.
7 Für Auskünfte über deutsche Fachwörterbücher habe ich Franz Dumont (Soemmerring-Forschungsstelle beim Medizinhistorischen Institut der Universität Mainz) zu danken.
8 Siehe auch: „Leben von Johnson durch Boswell" = *by* (K 171).
9 SB 1+2/K, 359.
10 *Lichtenberg's Use of ‚heim-' Compounds*, in: *Modern Language Review* 51 1956, 570-572.
11 Johnson, *Dictionary*: „to the point designed; closely, fully".
12 *Trivia; or, The Art of Walking the Streets of London* 1714. III, 51-76.
13 „Test the depth of ", vgl. dt. *sondieren*. Ein Substantiv *sounding* in der Bedeutung „Blasen, Signal", wie der Kommentar sie annimmt (1+2/K, 413), ist nicht belegt.
14 Franz H. Mautner: *Lichtenbergs „PM"*, in: *Dichtung und Volkstum* 1936, 516.
15 (Gelegentlich in Verbindung mit dem griechischen Sigel *pm*, das wohl Lichtenbergs Autorschaft bezeichnen soll; siehe Anm. 14) L 290.475.552.685.703.740. – Eine Deutung als „gebessert" (SB 1+2/K, 801) scheint mir sprachlich nicht haltbar.
16 Zum Beispiel: „Abends Devil almost to the number. Afterwards quarrel about her. Offended innocence!!" SK 611.
17 *Votivtafeln* Nr. 51 (Hervorhebungen von mir).
18 In der Ausgabe von 1755 findet sich das Versehen *cruelty* (statt *credulity*) nicht.
19 So bietet er *description*, *mimical* und *respect* (Substantiv und Verb), nicht aber die von Lichtenberg genannten Lemmata *descriptive*, *mimetic*, *respectable*. – Neuerdings hat Linde Katritzky darauf aufmerksam gemacht, daß die Beziehung Lichtenbergs zu Johnson noch der Erforschung harrt: *Ein Fehlurteil Lichtenbergs über Samuel Johnson?* in: *Lichtenberg-Jahrbuch* 1992, 184-188 (S. 188).
20 Heute obsolet; dafür „He won't set the Thames on fire".

Monika Schmitz-Emans

Das Wörterbuch als literarisches Spielzeug: Rabeners „Versuch eines deutschen Wörterbuchs" und Lichtenbergs Beitrag dazu

„Wortverdreher
Lügner im Raupenstadium".
(Ambrose Bierce)

1. Rabeners satirisches Wörterbuch

Der im 18. Jahrhundert vielgelesene Satiriker Gottlieb Wilhelm Rabener veröffentlichte 1745 im dritten Band der „Bremer Beiträge" seinen „Versuch eines deutschen Wörterbuchs" sowie einen „Beitrag zum deutschen Wörterbuch". Der „Versuch" enthält Erläuterungen und Reflexionen zu den Wörtern: *Compliment, Eidschwur, Ewig, Ehrwürdig, Gelehrt, Menschenfeind, Pflicht* und *Verstand*; im „Beitrag" folgen Kommentare zu den Wörtern *Deutsch* und *Fabel*.[1] Ein erster Blick auf diese Liste zeigt, daß die fraglichen Begriffe keine beliebigen Paradigmen darstellen: Es handelt sich fast ausschließlich um Wörter, die entweder das Reich der Moral oder das des Verstandes assoziieren lassen. *Fabel* wirft als Name einer literarischen Gattung mit traditionell didaktischer Intention die Frage nach den Aufgaben und Fähigkeiten des Dichters auf, und das Lemma *Deutsch* ist – zumal im 18. Jahrhundert und für einen Autor wie Rabener – mit ethischen wie mit kulturkritischen Konnotationen verbunden. Der naivste Leser mußte also ahnen, daß es in diesen „Wörterbuch"-Beiträgen keineswegs um wertungsfreie Worterläuterungen, sondern um eine Auseinandersetzung mit den Inhalten der fraglichen Begriffe ging. Allerdings hat Rabener den „Versuch" mit einer Vorbemerkung eingeleitet, die von dieser Intention gezielt ablenkt. Zu erörtern wäre demnach nur der geläufige Gebrauch einzelner Wörter zum Zweck seiner vernünftigen Bereinigung und Vereinheitlichung. Leibniz' „Unvorgreifliche Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der teutschen Sprache" hatten bereits rund ein halbes Jahrhundert früher zur Optimierung der sprachlichen Ausdrucksmittel ermutigt. Seine Vorschläge stimmten gut zu dem, was Rabener offiziell als Intention seines „Wörterbuchs" vorstellt, ja Leibniz selbst hatte die Erarbeitung eines den Wortgebrauch regelnden Kompendiums vorgeschlagen. Fundament der Leibnizschen Vorschläge ist ein Sprachmodell, das in Grund-

zügen auch von dem britischen Sprachphilosophen John Locke vertreten wurde. Leibniz und Locke differenzieren in ihrer Zeichenlehre zwischen drei Relaten: erstens den „Wörtern" (dem sinnlich wahrnehmbaren Zeichen, dem artikulierten sprachlichen Substrat), zweitens den „Begriffen" (also den mit jenen Wörtern verbundenen Vorstellungsinhalten) und drittens den eigentlichen „Dingen" selbst. Die Wörter sind Stellvertreter der Begriffe (oder „Ideen"), mit diesen aber nicht selbstverständlich und auf „natürliche" Weise verknüpft, sondern ihnen aufgrund einer Konvention willkürlich zugeordnet. Über Wortbedeutungen entscheidet also die Gemeinschaft der Benutzer. Hatte noch das Barock an die Wesenhaftigkeit „wahrer" Namen, an die Gründung auch der Menschensprache in einer allgemeinen Sprache göttlicher Offenbarung geglaubt, so entdecken Empirismus und Aufklärung Sprache als Produkt des historischen menschlichen Subjekts. Das Etikett-Modell impliziert eine gewisse Verengung des Blicks auf die instrumentale Funktion von Wörtern.[2] In jedem Fall macht es das Projekt einer „Verbesserung" der Sprache plausibel: Wo Zeichen zu Begriffen und Dingen in einer grundsätzlich variablen Beziehung stehen, kann man den Zeichengebrauch solange korrigieren, bis die Relation „stimmt". An der Etablierung vernünftiger und verbindlicher Konventionen mußte jedem Sprachbenutzer gelegen sein. Wie zuvor schon Locke im „Essay concerning human Understanding" hat Leibniz im dritten Buch seiner „Neuen Abhandlungen über den menschlichen Verstand" dem „Mißbrauch der Worte" ein ganzes Kapitel gewidmet; er klassifiziert hier die einzelnen Fehler bei der Zuordnung der Wörter zu ihren Signifikaten, um vor ihnen zu warnen.[3] Differenziert wird dabei etwa zwischen Wörtern, die immer ‚leer' waren und „niemals eine bestimmte Idee" enthielten, sowie anderen, die ihre Bedeutung durch falschen Gebrauch verloren.[4] Richtiger Sprachgebrauch ist für Leibniz eine Frage der intellektuellen Disziplin. Und er verhält sich keineswegs indifferent gegenüber dem Bereich des Ethischen. Denn erstens führt falscher Sprachgebrauch zu falschen Vorstellungen und Mißverständnissen – er kann also unbeabsichtigterweise lügenhaft sein. Zweitens sind gerade moralische und religiöse Begriffe die Hauptopfer nachlässiger Redepraxis.

Rabener greift mit seiner Satire über Sprachgebräuche also ein wichtiges Thema seines Zeitalters auf. Seine „Wörterbuch"-Artikel sprechen auf dem Fundament des skizzierten Etikett-Modells von jener Relation zwischen Zeichen und dem, was diese „vertreten". Das gemeinsame Strickmuster aller Artikel besteht darin, daß Rabener ausgerechnet den *Störungen* in jener Dreierbeziehung von Wort, Bewußtseinsinhalt und Gegenstand seinen (freilich ironischen) Beifall spendet. Mehrfach konstatiert er, daß sich manche Ausdrücke bloß auf etwas zu beziehen *scheinen*, das es aber tatsächlich *nicht gibt*; anders als die Kritiker „leerer Worte", erklärt er dies dann für völlig in Ordnung. Einige Beispiele: Die Artikel *Pflicht* und *Verstand* (R. 2, 27 f., R. 2, 29 ff.) wollen den Leser ironisch darüber belehren, daß die entsprechenden Ausdrücke leere Wörter sind, denen im Bewußtsein der Wortbenutzer kein Begriff und in der äußeren Welt keine Tatsache korrespondiert. Als bloße Formeln beliebig einsetzbar, bezeichnen *Pflicht*

und *Verstand* dann allerdings mittelbar doch bestimmte Sachverhalte – solche nämlich, die in Wort- und Reallexika gewöhnlich *nicht* mit ihnen in Zusammenhang gebracht werden. *Pflicht* ist ein beschönigender Ausdruck für die Ermächtigung eigennütziger Motive, oftmals auch ein Vorwand für moralisch zweifelhafte ökonomische Transaktionen. Verstand ist ein anderer Name für Reichtum; denn je mehr Geld jemand hat, umso verständiger erscheint er seinen Mitmenschen. Wahre *Pflicht*, wirklicher *Verstand* – so wird zwischen den Zeilen lesbar – sind imaginäre Gegenstände der Benennung. Das Wort *Compliment* gehört, wie es einleitend bereits im ersten Artikel heißt, „unter die nichtsbedeutenden Wörter" (R. 2, 5). *Complimente* sind Bezeugungen des Respekts vor Personen, die diesen verdient haben – oder vielmehr sollten sie es nach einer von Rabener freilich als irrig charakterisierten Auffassung sein. Es gibt zwar ein Signifikat des Wortes *Compliment*, dies aber ist nicht der Respekt vor jemandem (welcher dann seinerseits wieder das Zeichen eines moralischen Sachverhalts wäre), sondern eine bloß physische Bewegung ohne jeden moralischen Sinn: Wer ein *Compliment* macht, macht eine Verbeugung – egal vor wem (Hier stimmt also die Relation zwischen ursprünglicher „Idee" und Sache nicht.). Satirische Absicht des Artikels *Compliment* ist der Nachweis, daß *Complimente* niemals Ausdruck der Achtung sind und folglich auch nicht dem Verdienstvollen entgegengebracht werden; sie gelten vielmehr dem Reichen und Mächtigen und sind inhaltsleere Konvention. Man denkt sich nichts dabei; das *Compliment* als Höflichkeitsformel ist ein leeres Zeichen mit einem heuchlerisch vorgespiegelten Signifikat. Damit verliert, wie der Artikel durchblicken läßt, das *Compliment* im Grunde seinen Zeichencharakter und reduziert sich auf einen bloß physischen Akt (Insofern ist das Wort *Compliment* tatsächlich „nichtsbedeutend", auch wenn es unter anderem Aspekt der Name für eine Verbeugung ist.). Analoges gilt für den *Eidschwur* (R. 2, 7 ff.). Mit diesem Wort bezeichnet sei, so Rabener, keineswegs eine heilige Verpflichtung (die ihrerseits wiederum auf einen moralischen Wert verwiese), sondern nur eine äußerliche, zu nichts verbindende Handlung:

> „eine gewisse Ceremonie, bei der man aufrecht steht, die Finger in die Höhe reckt, den Hut unter dem Arme hält und etwas verspricht oder betheuert, das man nicht länger hält, als bis man den Hut wieder aufsetzt" (R. 2, 7).

Wer dem Wort *Eidschwur* und der damit etikettierten Handbewegung einen moralischen Sinn beilegte, säße – so Rabener ironisch – einem landläufigen Vorurteil auf und gebrauchte jenes Wort falsch. Um der Vereinheitlichung willen plädiert er dafür, Namen und Begriff des Eids für solche Akte zu reservieren, bei denen es nicht um Wahrheit und Pflicht geht, sondern darum, „eine Lüge recht wahrscheinlich zu machen" (R. 2, 7). Wo es keine wirklichen *Eide* gibt, gibt es auch keine *Eidbrüche*; der entsprechende Ausdruck sei, so Rabener, weder bedeutungshaltig noch verbreitet (R. 2, 8). Wieder wird ein „inhaltsleerer" Wortgebrauch vorgeblich affirmiert. Die satirische Absicht liegt auf der Hand: Es geht dem Verfasser nicht um das *Wort Eidschwur*, sondern um Eide, und zwar vor

allem um falsche. Diese werden ironisch verharmlost – wie auch Flüche (R. 2, 8); daß das bloße Wort samt dem damit verknüpften Scheinbegriff die Sache selbst ersetze, entspreche, so der Satiriker, ganz der Ordnung der Dinge. Der nächste Artikel dient dem ironischen Nachweis, daß das Wort *Ewig* eine andere Bedeutung besitze als die scheinbar mit ihm zu verknüpfende – oder vielmehr einen großen, unbestimmten Bedeutungsspielraum, da es „ein Jeder nach seinem Gutbefinden und so braucht, wie er es für seine Umstände am zuträglichsten hält" (R. 2, 9). Etikett für alles mögliche, ist *Ewig* also nicht das Zeichen für etwas Zeitlos-Dauerhaftes; die Ausdrücke „ewige Liebe", „ewige Treue", „ewige Freundschaft", „ewiger Friede", „ewiger Ruhm" beziehen sich auf Sachverhalte und Empfindungen von durchaus kurzer Dauer. Die Signifikate, welche der naive Benutzer mit jenen Ausdrücken verbinden könnte – also eine dauerhafte Liebe, Freundschaft, dauerhafter Friede oder Ruhm – sind Chimären, sind bloße Leerstellen in einer semiotischen Relation. Etwas vorsichtiger verfährt Rabener mit den Stichwörtern *Ehrwürdig* und *Gelehrt* (R. 2, 12 ff., R. 2, 14 ff.). Stets darauf bedacht, sich niemandes Unwillen zuzuziehen, und nur ja keinen Anstoß bei denen zu erregen, die am Ende mit Recht Anspruch darauf erheben könnten, *ehrwürdig* oder *gelehrt* zu sein,[5] läßt er durchblicken, daß es durchaus Personen gebe, welche tatsächlich diese Attribute verdienen, während manch andere weit davon entfernt sind. Zielpunkt der *Satire* ist der Etikettenschwindel mit jenen Wörtern: so etwa der „figürliche" Sinn des Wortes *ehrwürdig*, demzufolge jeder automatisch *ehrwürdig* heißen darf, der einen schwarzen Rock trägt (R. 2, 12), die abstruse Wendung vom *ehrwürdigen* Rausch, die Gleichsetzung von *Ehrwürdigkeit* mit äußerer Reputation und Selbstgefälligkeit (R. 2, 13). Das Stichwort *gelehrt* wird zum Anlaß genommen, Erscheinungsformen falscher, prätendierter Gelehrsamkeit sowie den inflationären Gebrauch des Wortes durch die Zeitgenossen zu karikieren. *Gelehrt,* hier liegt der Ansatzpunkt des Satirikers, läßt sich wie jedes Wort eben mit verschiedenen Begriffen verbinden; umgekehrt kann dem, was mancher für gelehrt hält, auch manch anderer Name gegeben werden.[6] Die übrigen Artikel sind analog konstruiert. Auch der Ausdruck *Menschenfeind,* ausnahmsweise ein negativ konnotiertes Wort, erweist sich als beliebig handhabbares Etikett; ironisch wird es von Rabener denjenigen zugeordnet, welche die Menschheit durch Kritik zu bessern suchen, insbesondere den „verhaßten Satirenschreibern", jenen „Erbfeinde[n] der Menschheit" (R. 2, 25). Zu Unrecht hingegen werde jenes abfällige Etikett demjenigen Mächtigen beigelegt, der im Namen der „Pflicht" mancherlei Untaten gegenüber seinen Mitmenschen begeht (Rabener nennt charakteristischerweise nur eine erfundene Person); man möge diesen lieber einen „Vater des Vaterlandes", einen „Priester der Gerechtigkeit" nennen (R. 2, 25). Der „Beitrag" expliziert das Wort *Deutsch*, natürlich in diametralem Gegensatz zu Rabeners tatsächlicher Überzeugung, als „ein Schimpfwort" (R. 2, 34). Als legitim wird die Verunglimpfung sowohl des Wortes als auch der mit diesem Adjektiv belegten Gegenstände (etwa der deutschen Sprache) ausgegeben, als legitim auch die Gleichsetzung des Ausdrucks *Altdeutsch*

mit einem Schimpfwort (R. 2, 39). Einzelne Wendungen, in denen das Wort mit positiver Konnotation auftaucht, werden als Leerformeln denunziert: „Deutsche Redlichkeit, ist ein verbum obsoletum, oder höchstens nur ein Provinzialwort" (R. 2, 39). Im Artikel *Fabel* wird dieser Name von allen ästhetischen und ethischen Anforderungen abgekoppelt, die man an eine *Fabel* etwa stellen könnte (etwa die nach „poetische[r] Wahrscheinlichkeit" oder nach Vermittlung einer „Sittenlehre", R. 2, 39). „Er [= der Fabeldichter] schreibt: Der ... eine Fabel. Und siehe, so ist es eine Fabel! Mehr gehört dazu nicht" (R. 2, 39). Weil nun die schlechten, die poetisch „unwahrscheinlichen" Dichtereien den Namen „Fabel" verdienen, sollten die „wahrscheinlichen", die bislang maßstabsetzenden Fabeln des Phädrus etwa, diesen Namen besser nicht mehr tragen (R. 2, 48). Darüber, was eine *Fabel* genannt werden darf, entscheidet de facto die Anmaßung derer, die von Fabeln nichts verstehen. Wie in der Welt der (falschen) Moral, wird auch hier jedes Etikett dahin geklebt, wo man es gerade gebrauchen kann.

Generell geht es im „Wörterbuch" um die Ersetzung wahrer Signifikate der Wörter durch trügerische, um die Möglichkeit, mithilfe von Wörtern Scheinwirklichkeiten aufzubauen, welche die tatsächlichen (üblen) Verhältnisse zu kaschieren helfen. Die „echten" Signifikate werden vorgeblich ausgeklammert, für inexistent, „verloren" (R. 2, 39) oder irrelevant erklärt, um die Verbindung der Wörter zu unangemessen Begriffen zu befestigen. Die Ironie des „Wörterbuchs" fällt durchweg schlicht und handfest aus: Gemeint ist einfach immer das gerade Gegenteil von dem, was gesagt wird. Dies gilt auch für die scheinbar gültige Prämisse, man könne über Sprachzeichen reden, ohne Inhalte und Bedeutungen (kritisch) zu reflektieren. Nur scheinbar betrachtet der Satiriker es als einen Vorzug, daß die Wort-Etiketten mit ihren Signifikaten so locker verbunden sind und willkürlich verschoben werden können: tatsächlich stellt sich solche Umetikettierung (vor allem bei moralischen Gegenständen) als leichtfertig und verwerflich dar; sie erfolgt aus Eigennutz oder Dummheit. Trügen und behielten alle Dinge einen verbindlichen Namen, so ginge es nicht nur in der intellektuellen, sondern auch in der moralischen Welt besser zu – schon weil Dummköpfen, Schmeichlern und Heuchlern die Möglichkeit genommen wäre, an die Stelle von – nichtexistenten – Eigenschaften und Leistungen sowie von – mißachteten – Werten und moralischen Maßstäben falsch etikettierte Surrogate zu setzen. Dem Leser soll verdeutlicht werden, daß gerade der Sprachgebrauch die Einstellung der Sprecher zu den „Sachen" spiegelt. Sage mir, wie du sprichst, und ich sage dir, wer und was du bist: so die Grundidee, die an Leibniz erinnert. Nicht zufällig gehören Eid und Eidbruch zu den Stichworten: Der Umgang mit Wörtern insgesamt ist ein Thema von moralischer Relevanz. Rabener war natürlich nicht der erste, der dies entdeckte, und übrigens ist nicht einmal die Idee seines „Wörterbuchs" ganz neu. Im Jahr 1742 – also drei Jahre vor der Publikation der Satire – war in der Königsberger Wochenschrift „Der Einsiedler" ein Beitrag erschienen, in dessen Mittelpunkt der „Versuch eines moralischen Wörterbuches" stand.[7] Ein ungenannter Verfasser hatte der Zeitschrift Beiträge zu einem solchen

Wörterbuch geliefert, und Rabener hat hierher wohl die Anregung zu seiner Satire bezogen. Seine Artikel *Compliment* und *Eidschwur* korrespondieren den Artikeln *Ceremonie* und *Eydschwur* im „Einsiedler". Obwohl Rabeners Ironie keine hohen Ansprüche stellt, ist die ironisch gemeinte Abkopplung der behandelten Wörter von ihren ursprünglichen Signifikaten und ihre ebenso ironische Zuordnung zu anderen von einigen seiner Zeitgenossen übrigens irrtümlicherweise ernstgenommen worden. Der Artikel *Eidschwur*, in dem ja mißbräuchliche und oberflächliche Eide satirisch kritisiert werden, erschien einer Reihe von damaligen Lesern als ernstgemeinte Blasphemie gegen die Institution des Eides und gegen die Religion. Rabener wurde bei der Geistlichkeit angezeigt und in einen Prozeß verwickelt, sein Buch gerichtlich eingezogen und verurteilt.[8] So kann sich das Spiel mit Wörtern an dem rächen, der diese wie verfügbare Etiketten traktiert: Gegen den Willen des Autors – der ja selbst indirekt gerade dafür plädierte, Sprachliches „beim Wort" zu nehmen – wurden seine eigene Ausführungen „beim Wort" genommen – so als hätten sich die Wörter an dem rächen wollen, der sie spielerisch als bloße Zeichen zu behandeln versuchte.

2. Lichtenbergs „Beiträge"

In der Vorbemerkung zum „Wörterbuch" hatte Rabener seine „Landsleute" dazu aufgerufen, das Werk mit neuen Artikeln zu bereichern (R. 2, 4). Im „Beitrag" wiederholte er diesen Aufruf und fügte sogar eine Liste von 20 Wörtern bei, deren Bedeutung ihm angeblich besonders ‚zweideutig' und ‚unbestimmt' erschien. Die Wörter entstammen wiederum dem Bereich der Moral und der intellektuellen Vermögen sowie der Ästhetik (R. 2, 33 f.). Rabener starb 1771; etwa zur gleichen Zeit griff Lichtenberg jene Anregung auf.[9] Die daraus hervorgegangenen Entwürfe zu einem größeren, nie realisierten literarischen Projekt stehen in seinem Werk nicht singulär da. Erhalten sind diverse thematisch verwandte Aufzeichnungen, Notizen und Einfälle.[10]

Lichtenberg interessierte sich beispielsweise vor allem zwischen 1775 und 1780 ganz offenkundig für Wörterbücher und sprachwissenschaftliche Werke, zumal für Adelungs „Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuchs der hochdeutschen Mundart" (1774-1786) und für Charles de Brosses' Traktat „Über Sprache und Schrift" (deutsch: 1777). Neben Exzerpten aus einschlägigen Werken legte er bereits ab 1770 eigene Wortlisten an, so ein Verzeichnis lautmalender Wörter,[11] eine Schimpfwörterliste (D 667: SB 1, 338f.), eine Sammlung von „Wörter[n] und Redensarten" (D 668: SB 1, 340 ff.). Trotz der oft skurrilen Beispiele in diesen Sammlungen haben diese selbst keinen satirischen Charakter, sondern sollen offenbar zur späteren Auswertung in eigenen Schriften dienen. In satirischer Intention konzipiert wird dann erst das – nicht realisierte – „Lexidion für junge Studenten" (B 171: SB 1, 91 f.): Lichtenbergs Einfall zufolge sollte hier erklärt werden, „was Aufwärterin, Krone, Hefte, Kolleg, Landesvater, Baron, Hofmeister, Professor, Traiteur, Wein, Duell, Tumult pp

eigentlich sagen wollte". Die Erläuterungen, welche Lichtenberg hier zu den Wörtern „Aufwärterin" und „Duell" gibt, zeigen, daß es mit den gewählten Lemmata nicht um falschen oder richtigen Sprachgebrauch, sondern um Anlässe zur humoristischen oder satirischen Kommentierung von Denk- und Verhaltensweisen gegangen wäre. Anders steht es um die Notizen zum merkwürdigen Wörterverständnis und -gebrauch des Göttinger Antiquars Kunkel, der sich aufgrund seiner Erfahrungen eigene Vorstellungen vom jeweiligen Signifikat bestimmter Ausdrücke macht; hier wollte Lichtenberg Sprachliches ins Zentrum rücken. Er betrachtet dabei die Wörter als Etiketten, welche wortunabhängigen Begriffen in angemessener oder aber in unangemessener Weise angeheftet werden können; falsche Etikettierungen führen zu Störungen des Denkens und zu Irrtümern.[12]

> „Er wußte wenigstens 10000 Wörter im Deutschen und konnte sie alle, in so fern es anging, deklinieren und konjugieren, aber wenigstens 8000 davon hatten sich in seinem Gehirn so von den eigentlichen Begriffen, die sie bezeichnen sollten, weggeschoben, daß sie öfters auf ganz andere zu liegen kamen oder daß sie doch über die Hälfte drüber oder drunter weg lagen, daher kamen die sonderbaren Vorstellungen von den Wissenschaften [...]" (B 146: SB 1, 86).

Unter die Verwandten der späteren „Beiträge" können schließlich noch die Notizen Lichtenbergs zu den Stichwörtern „Stutzer" (B 180: SB 1, 94 f.) und „geistlicher Stutzer" (B 185: SB 1, 96 f.) gerechnet werden. Hier geht es wiederum nicht um die Wörter selbst und ihre angemessene oder unangemessene Verwendung, sondern um die Signifikate selbst, wobei Lichtenbergs konzediert, daß „Stutzer" ein „Wort von sehr schwimmender Bedeutung" sei (B 180: SB 1, 94). Beide Worterläuterungen gehören noch in den Kontext des „Lexidions" (B 171).[13] Ein Plan zu einem Wörterbuch in satirischer Absicht wird 1775 notiert; dieses soll nach Lichtenbergs Vorstellungen im Anhang zu einer ebenfalls geplanten größeren, gegen die Sturm-und-Drang-Dichter gerichteten Schrift auftauchen.[14] Worterklärungen in humoristisch-satirischer Absicht finden sich außerdem in D 90 (SB 1, 244), wo Lichtenberg erläutert, was er unter „Kandidaten-Prose" verstanden wissen möchte, sowie in D 80 (SB 1, 242). Hier geht es ums „Schwätzen", also um eine sehr spezifische Form des Sprachgebrauchs, die gleichsam definitorisch charakterisiert wird.[15] Die Idee eines „Realregisters", einer in satirischer Absicht zusammengestellten Liste mit Stichworterklärungen, wie sie hier und im „Lexidion" grundlegend ist, hatte zuvor schon Christian Ludwig Liscow gehabt; er ergänzte seine Satire „Klägliche Geschichte von der jämmerlichen Zerstörung der Stadt Jerusalem" (1732) unter anderem um ein „Register der vornehmsten Materien".[16]

Lichtenbergs „Beiträge zu Rabeners Wörterbuch", die Artikel zur den Stichworten *Aber*, *Afterreden* und *Instinkt*, waren möglicherweise für ein Journal bestimmt, wurden – soweit bekannt – aber nie von ihm publiziert.[17] Auf Rabeners Vorschlagsliste hatten jene Stichworte nicht gestanden. Von der schematischen Konzeption des „Wörterbuchs" weicht Lichtenberg außerdem beträchtlich

ab; die Zentrierung auf jeweils ein Wort ist das einzig Verbindende. Nur der Artikel *Aber* (SB 3, 502f.) ist durchgängig im satirischen Ton gehalten und auch dem Inhalt nach eine reine Satire. Anders steht es um die beiden anderen Beiträge, in denen der Verfasser einen moralisierenden Grundton anschlägt.[18] Zum Gegenstand der Kritik wird im Artikel *Aber* die üble Nachrede, mit welcher Nichtstuer und Neider rechtschaffene Personen aus Langeweile oder blanker Bosheit überziehen. Dieses Thema als Gegenstand satirischer Kritik ist nicht neu. Rabener selbst hatte 1754 eine einschlägige Satire verfaßt (der übrigens ebenfalls ein „Realregister", also eine Liste mit Worterklärungen angehängt war): „Daß die Begierde Übeles von andern zu reden, weder vom Stolze noch von der Bosheit des Herzens, sondern von einer wahren Menschenliebe herrühre".[19] Zwar seien – so Lichtenberg – die Nachredner oft gezwungen, die Verdienste der Rechtschaffenen anzuerkennen, doch pflegten sie solchem Lob eine gravierende Einschränkung oder gar eine Verleumdung anzuhängen - eingeleitet eben durch das Wörtchen *aber*.

> „*Aber* ist ein kleines, aber bei der heutiges Tages so sehr florierenden Medisance [= Lästersucht] unentbehrliches Wörtgen. Mancher sieht sich oft in den Fall gesetzt, in einem Stücke einem Menschen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, dessen Lob sonst ein Dekokt von Ipecacuanha [= ein Brechmittel] für ihn ist. Doch um den Beifall etwas zu modifizieren, weiß er die schlechte Seite mit der gerühmten durch ein geschickt angebrachtes *Aber* sehr gut zu verbinden. Es gibt Leute, und ich habe deren mehrere gekannt, die niemanden loben, noch nicht einmal jemanden loben hören können, ohne das Lob auf eine witzige Art zu glossieren; und solche Damen und Herren würden sich nun freilich in einer mitleidenswürdigen Verlegenheit befunden haben, oder noch befinden, wenn es kein *Aber* gäbe" (SB 3, 502).

Mit diesen *Aber*-Sätzen finden besonders üble Neigungen und Motive buchstäblich „zur Sprache". Die Welt der verleumderischen Müßiggänger, der weiblichen und männlichen Klatschtanten wird mit dem Gestus satirisch-ironischer Rechtfertigung karikiert; Lichtenberg ersinnt kleine Gesprächsszenen, statt allgemeine Sätze zu formulieren, individualisiert also das thematisierte Laster im Zuge seiner Darstellung, ohne doch dabei vergessen zu machen, daß sich hinter den *Aber*-Sätzen ein allgemeines Prinzip verbirgt.

Rede-Weisen erscheinen wiederum als Instrument und Spiegel moralischer Mängel – als verräterische Ausdrucksformen des individuellen Charakterdefizits wie als Signatur gesellschaftlicher Mißstände. Sage mir, wie du sprichst, und ich sage dir, wer du bist: Dies gilt einmal mehr. Wieder geht es um Aufklärung über Wörter im doppelten Sinn: Erstens wird über *Wörter* aufgeklärt. Zweitens ist dies ein wichtiger Beitrag zur Aufklärung über den *Menschen*; sie vollzieht sich „über" die Wörter – sprich: mit deren Hilfe. Deutlich wird bei Lichtenberg vor allem die *Macht*, welche man mittels der Wörter über andere ausüben kann, so etwa die Tauglichkeit einer unscheinbaren Konjunktion zum effizienten

Instrument des Ruf-Mords. Sprache stellt sich als prägendes Medium des menschlichen Lebens dar; sie *beschreibt* soziale Realitäten nicht bloß, sondern *schafft* sie auch – sie ist nicht „nur" Zeichen, sondern selbst ein Stück (oft betrüblicher) Lebenswirklichkeit. Daß es eine kleine Konjunktion wie *Aber* ist, an welcher die virtuell tückische Wirkung von Wörtern demonstriert wird, stimmt gut zu Lichtenbergs unablässiger Aufmerksamkeit auf das Kleine, Unscheinbare und dabei doch Folgenreiche: Der Teufel steckt, nicht nur hier, im Detail, und halbe Sätze können oft mehr an- oder ausrichten als lange Predigten. Der Artikel *Afterreden* (SB 3, 503 f.) behandelt gleichfalls das Thema Verleumdung, aber nicht in satirischer Form. An die Stelle der Ironie tritt der Klartext, die Brandmarkung eines moralischen Übelstandes; und nur im zweiten Teil, der an die verlorene Redlichkeit und Geradlinigkeit der alten Deutschen erinnert, wird die Moralkritik gelegentlich durch Anklänge grimmigen Humors aufgelockert. Zu einem imaginären Wörterbuch trägt dieser Artikel trotz seiner thematischen Nähe zu *Aber* auf ganz andere Weise bei: Ging es dort um die Darstellung bestimmter Formen des Sprachgebrauchs, so wird nun jener Terminus definiert, mit dem jene Sprachpraxis angemessen zu benennen wäre: Afterreden gelten Lichtenberg als „eine moralische Modekrankheit dieses Jahrhunderts der verfeinerten Sitten; eine sittliche Pest kleiner Seelen [...]; [und als] das ungeselligste sittliche Übel, das es vielleicht gibt [...]" (SB 3, 503 f.). Daß als Synonym des Wortes *Afterreden* das vornehmer klingende (und folglich beschönigende) *Medisieren* genannt wird, erinnert ein wenig an Rabeners Strategie satirischer Umetikettierung moralischer Sachverhalte. Eine wörtlich gemeinte Definition leitet den Artikel *Instinkt* ein: Instinkte sind natürliche Triebe„etwas zu tun oder zu lassen" (SB 3, 505). Das Signifikat des Begriffs (also die Naturtriebe, ihre Funktionen und Erscheinungsformen) wird selbst keineswegs zum Anlaß der Satire. *Instinkte* könnten aus Lichtenbergs Sicht auch gar nicht zum Objekt der Kritik werden, denn als Natur-Triebe gehören sie ja gar nicht der gesellschaftlich-kulturellen Welt an, in welcher allein es moralische Maßstäbe und entsprechende Verstöße *gegen* die Moral gibt. Satirisch wird Lichtenberg konsequenterweise erst in dem Moment, da er den Niedergang der arterhaltenden und gesunden Instinkte im Laufe der Menschheitsgeschichte erörtert, also die Folgen einer Überlagerung von Natur durch die Kultur. Diese Folgen bestehen für ihn, kurz gesagt, darin, daß die positiven Effekte des Selbsterhaltungs- wie des Fortpflanzungstriebs sich in neuerer Zeit nicht mehr so selbstverständlich und im gleichen Maße ergeben, wie in instinktnäheren Zeiten. Zwar gibt es noch einen Selbsterhaltungstrieb, aber die Menschen leben nicht mehr so lange und nicht mehr so gesund und kräftig wie ihre Vorfahren; zwar gibt es noch einen Fortpflanzungstrieb (auch geschmückte „Dämchen" sind „Tierchen", SB 3, 505), aber die Zeugungskraft der Neueren hat nachgelassen und bedarf der Beihilfe durch mancherlei Künste. Die Direktheit, mit der das Thema Geschlechtstrieb und Zeugungsvermögen hier zur Sprache kommt, dürfte einer der Gründe dafür sein, daß dieser Text unveröffentlicht blieb. Obwohl dem Rahmenthema und dem Zweck seiner Erörterung nach

dem „Wörterbuch" Rabeners noch ferner stehend als seine beiden Brüder, ist der *Instinkt*-Artikel mit jenen früheren Artikeln an einer Stelle doch verwandt: Ein Abschnitt behandelt die irreführende Umetikettierung eigennütziger Motive und kulturell bedingter Laster zu „Trieben", also zu natürlichen (und damit als angeblich unüberwindbar legitimierten) Impulsen. Die beiden Naturinstinkte der Fortpflanzung und der Selbsterhaltung tragen ihre Namen zu Recht, die Laster und Gebrechen hingegen werden von einer moralisch depravierten Gesellschaft zu Unrecht als natürliche „Triebe" bezeichnet. Hinter dem willkürlichen Spiel mit Etiketten verbirgt sich (in Entsprechnung zu Rabeners Diagnose) jeweils ein moralisches Defizit, ja dieses Spiel selbst ist moralisch anrüchig, da es Täuschungen und Selbsttäuschungen zum Zweck hat.

> „[...] der Mensch [...] schafft sich noch zu jeder besondern Handlung einen besondern Trieb an, dem er nicht widerstehen kann, und den er oft zur Entschuldigung einer nicht zu entschuldigenden Tat anführt. Daher kömmts, daß jede Leidenschaft ihren eigenen Trieb hat, daß es einen Trink- Spiel- Rauf- Fenstereinschmeißungs- und Mause-Trieb gibt. Aber auch bei guten und lobenswürdigen Dingen läßt sich so ein Trieb, oft mit verändertem Namen, anbringen. So nennet es z.E. Seine Hochwürden einen innern Beruf, wenn Sie einen Trieb hat, eine Pfarre von 400 Talern mit einer von 800 zu vertauschen [...]" (SB 3, 506).

Daß eine Gesellschaft es nötig hat, zur Rechtfertigung ihrer Unarten imaginäre Triebe zu ersinnen, deren Namen als verfügbare Spielsteine gehandelt werden, wirft ein Licht auf ihre Entfernung von aller authentischen Natur. Insofern geht es also doch wieder um die soziale Praxis der Benennung und (beliebigen) Umbenennung von Signifikaten, um das Verfügen über Namen, die Verbiegung von Sprech- und Ausdrucksweisen als subtilen Indikator sozialer und moralischer Sachverhalte. Und *nicht* nur als Indikator, sondern als *ein* sozialer Sachverhalt unter anderen. Zugespitzt formuliert: Wo einst die *Instinkte* herrschten, herrschen heute die Wörter – und die, welche sich dieser trickreich und skrupellos zu bedienen wissen.

Rabener und Lichtenberg machen Sprache zum zentralen Gegenstand literarischer Reflexion; dies verleiht ihren Satiren – unabhängig von den heute zum Teil angestaubt wirkenden Stichwörtern selbst – einen modernen Zug. Die Wörterbuch-Artikel tun dabei zwar so, als gehe es um Wörter „in abstracto" – tatsächlich aber ist die Rede von der Weise, wie Wörter benutzt werden, also von dem, was wir heute „Sprechakte" nennen würden. Vorgeblich werden Wörter wie im Labor auf einen Objektträger gelegt und „herauspräpariert" – mittelbar wird aber gerade ihre Bindung an *Kontexte* deutlich. Die „Bedeutung" eines Wortes ist nicht einfach durch ein bestimmtes an sich identifizierbares sachliches Signifikat garantiert, sondern durch die Art und Weise, wie das fragliche Wort eingesetzt wird und wirkt, ja durch die praktischen Effekte, welche es erzielt. Die rationalistische Idee des irreführenden Etiketts liegt beiden Satirikern zwar noch

nahe – aber auch schon der Verdacht, daß sich ein solches Wort-Zeichen nicht schlichtweg „auswechseln" lasse, oder anders formuliert: die Einsicht, daß Sprachliches nicht „in abstracto" betrachtet und erörtert werden könne, sondern nur über seine Aktualisierung im Kommunikationsprozeß. Die einzelnen Sprechakte wiederum sind nicht aus umfassenderen situativen Kontexten herauslösbar, sind letztlich sogar mit der gesamten Wirklichkeit menschlichen Handelns verknüpft; Sprechen selbst ist ein maßgebliches Stück Praxis. Bei Rabener spielt die ironisch ausgesparte, aber eben dadurch konturierte Leitidee „richtigen" Sprechens immerhin noch mit hinein; als „richtig" zeichnet sich ex negativo der dem geschilderten jeweils entgegengesetzte Wortgebrauch ab. Lichtenberg dagegen ist eher ein bloßer Beobachter und Protokollant von Redeweisen. Darum braucht er seine Ironien auch nicht so durchsichtig anzulegen, auf daß er ja richtig verstanden werde. Während bei Rabener eine moralisierende Absicht gleichsam durch den Scherz hindurchscheint, ist Lichtenberg eher ein nüchterner Diagnostiker – nicht nur in Sachen Sprache. Gerade ihm gilt die Sprache, genauer: der Sprach-*Gebrauch,* als Spiegel des „Verstandes" und der Kenntnisse einer Sprechergemeinschaft.[20] Dem Zusammenhang zwischen der Sprache eines Volkes und seiner „Denkungsart" hatte übrigens auch sein Göttinger Kollege Johann David Michaelis eine vielbeachtete Preisschrift gewidmet.[21] Michaelis war Vorläufer Herders, der dem Zusammenhang zwischen Sprache und Denken tiefer auf den Grund gehen sollte. Doch auf seine Weise hat schon der Göttinger Philologe Teil an der kopernikanischen Wende zur modernen Sprachphilosophie, welche Sprache spätestens mit Humboldt ausdrücklich als transzendentale Instanz entdeckte und das Etikett-Modell suspendierte. Lichtenbergs Interesse an dieser Thematik bezeugt sich zu verschiedenen Anlässen, nicht zuletzt anläßlich der Scherze über das falsche Wörterverständnis Kunkels, die allerdings noch auf der Grundlage des Etikettmodells stehen.

> „Kurz in einem Kopf, wo die Wörter nicht recht liegen, da ist eine ganz andere Denkungs-Art, ein anderes Jus naturae, andere Belleslettres, die ganze Haushaltung muß sich ändern, man wird Fremdling in seinem eigenen Vaterland und in der Welt" (B 164: SB 1, 85).

Natürlich ist der Befund von der engen Interferenz zwischen Sprache und Denken ambivalent: Er impliziert die Möglichkeit sprachlich vermittelter Erkenntnisse und Tugenden ebenso wie die sprachbedingter Irrtümer und Laster. Generell wird im Laufe des 18. Jahrhunderts die Sprachpraxis als Bestandteil der sozialen Realität zunehmend interessanter. Die Grenzlinie zwischen sprachlichen Zeichen und „Pragmata" verwischt sich dabei immer mehr.

Die Begriffe von dem, was Sprache leistet, verschieben sich gerade gegen Ende des Jahrhunderts insgesamt deutlich: Steht zwar für einzelne Rationalisten im Zentrum der Sprachkritik immerhin noch die Frage nach dem „Funktionieren" oder „Nichtfunktionieren" der sprachlichen „Instrumente", so stellt sich doch schon bei Lichtenberg die grundsätzlichere und skeptische Frage, ob Sprache

überhaupt „richtig funktionieren" kann. Das Denken sowie mittelbar die Gegenstände des Denkens und der Erkenntnis selbst erscheinen *späteren* Sprachphilosophen, im Ansatz aber schon Lichtenberg, in unauflöslicher Weise an ihre je besonderen sprachlichen Vermittlungsformen gebunden. Bemerkenswerterweise zeigt sich diese Bindung nicht nur der erkennenden Subjekte, sondern mittelbar auch der erkannten Objekte ans sprachliche Medium vor allem dort, wo die Wörter das Denken und Erkennen in fragwürdige Bahnen lenken. Auch die enge Kopplung von Sprache und Moral erweist sich dort besonders klar, wo Defizite zu beklagen sind. Insofern kann die Sprach*kritik* als ein wichtiges Scharnier zwischen alten und neuen Sprachmodellen gelten, auch wenn sie sich in satirischer Verfremdung artikuliert. Mit einer prägnanten Wendung spricht Lichtenberg von der „stille Macht der Wortfügung über die Wahrheit" (SB 3, 500). „Die Wörter-Welt" (J 357), so lautet eine so lakonische wie interpretationsträchtige Eintragung in Sudelbuch J. Unsere Satiren können als Beiträge zu einer Bestandsaufnahme jener „Wörter-Welt" gelten, welche die Lebenswelt des Menschen entscheidend prägt – eine Welt aus Zeichen, die es darauf anlegt, sich die Gesamtheit der Erfahrungsinhalte zu unterwerfen und sie ihren Vorgaben anzupassen.

Der Lichtenbergschen Sprachreflexion sei an dieser Stelle ein über die „Beiträge" hinausreichender Blick gewidmet. Lichtenbergs freundliche Aufmerksamkeit gilt stets besonders den Holz-Wegen, auf welche die Sprachbenutzer durch die Sprache geleitet werden, die aber keineswegs einfach von einem übergeordneten Standpunkt aus zu kritisieren und zu korrigieren sind.

> „[...] es ist mir sehr wahrscheinlich daß die meisten Irrtümer des Pöbels aus der Sprache stammen" (A 54: SB 1, 22).

Solche Bemerkungen stehen natürlich im größeren Kontexte der Theorie einer Interferenz von Sprache und „Denkungsart". Die Wörter sind mit vielfachen, oft unbewußten Konnotationen besetzt, sie erzeugen im Sprachbenutzer Vorstellungen, die oft mit der zu besprechenden Sache selbst nichts zu tun haben. Allerdings: „Diese subtilen Feinde der Wahrheit, deren eine unzählige Menge in uns liegt, entfliehen bei helltagender Vernunft, einzeln, bei den meisten, aller Beobachtung" (SB 3, 285). Die Skepsis gegenüber dem „trügerischen" Wort stellt die Kehrseite des Wissens um die Wirksamkeit von Wörtern dar. Dies galt schon für Sprachkritiker wie Locke, Berkeley und den für Lichtenberg wegweisenden Francis Bacon. Lichtenberg nennt das „Novum Organon" Bacons „einen der besten Kommentatoren" zum „besseren Dencken und sicherer Erforschung der Natur" (J 1067: SB 1, 802). Bacon behandelt hier vor allem die der Erkenntnis hinderlichen Vorurteile. Zu den Hindernissen zählt er vor allem die Sprache, denn mit den Wörtern seien vielfach Bestimmungen verknüpft, welche das Denken zu falschen Vorstellungen verleiten.[22] Ein Lieblingsthema Lichtenbergs ist die *Macht* der Sprache – gerade über das, was als „Wahrheit" erscheint und gelehrt wird. Die Sprachbenutzer biegen sich die Welt mittels der Sprache zurecht, geben ihr – moderater formuliert – eine ihren Bezeichnungsmöglichkeiten entsprechende

Form. Dies kann unterschiedlich bewertet werden. *Einerseits* als eine Verfälschung tatsächlicher Sachverhalte: Lichtenberg steht mit einem Bein noch so weit auf dem Terrain der traditionellen Erkenntnistheorie, daß er eine Bereinigung irreführender Sprachgebräuche unter Orientierung an der Realität und ihren Gesetzen wünscht, ja gelegentlich dazu auffordert, bei der Erkenntnis von Gegenständen von der Sprache selbst förmlich abzusehen. „[...] immer *Sachen und keine Wörter!*" so lautet seine Forderung, verbunden mit der an Leibniz erinnernden Feststellung, oft kämen die Signifikate abhanden und die Wörter allein ‚blieben stehen' (G 68: SB 2, 145 f.). An Rabeners Satire erinnert in diesem Zusammenhang die anschließende Bemerkung: „[...] sogar die Wörter *unendlich*, *ewig*, *immer* haben ja ihre Bedeutung verloren". *Andererseits* aber weiß Lichtenberg um die Notwendigkeit, das zunächst strukturlose Chaos der Erfahrungsdaten erkennend zu strukturieren – weiß darum, daß es unvermeidlich ist, Objekte bereits im Erfahrungsprozeß selbst zu interpretieren. Und hierbei spielt, wie er im Vorgriff auf moderne Auffassungen erkennt, gerade die Sprache eine maßgebliche Rolle. Wenn sich der Mensch also seine Welt zurechtmacht, so darum, weil sie nur als zurechtgemachte überhaupt einen erkennbaren Zusammenhang für ihn bildet. Daß die Wörter beispielsweise solche Dinge in einen Zusammenhang bringen, welche *an sich* gar nicht zusammenhängen, kann als Möglichkeitsbedingung der Erfassung größerer Gegenstandsbereiche gelten. Eine der wichtigsten Folgen sprachlicher Bezeichnung ist nämlich die Subsumierung der (an sich jeweils vereinzelt gegebenen) Dinge unter allgemeine Begriffe. Eigentlich gibt es für Lichtenberg nur „Individuelles", doch jedes „Individuum" im Reich der Erkenntnisgegenstände muß sich seinen Namen mit anderen teilen. So entsteht – mittels der verallgemeinernden Sprache – das Allgemeine. Eine komplementäre, aber ebenso einschneidende Folge sprachlicher Bezeichnungen liegt in der *Auflösung* von Zusammenhängen: Mittels begrifflicher Differenzierungen werden komplexe Sachverhalte in Einzelmomente zerlegt, und wer den Begriffen traut, verliert leicht jenes ursprüngliche Ganze aus dem Blick.[23] Zunehmend zweifelhafter erscheinen Lichtenberg die Existenz einer von den Wörtern unabhängige Ordnung der Begriffe sowie die Möglichkeit, im Denk- und Erkenntnisprozeß von den Sprachzeichen abzusehen.[24] Ist nicht das Denken so eng mit der Sprache verknüpft, daß es notwendig der von ihr gewiesenen Spur folgt, ohne sich je an einem sprachexternen Reich der Begriffe orientieren zu können?[25] Lichtenberg findet hier keine eindeutige Antwort. Zweifellos nähert er sich in seinen Sprachreflexionen am weitesten der transzendentalphilosophischen Position Kants an. Dieser zufolge richten sich ja die „Gegenstände" der Erkenntnis nach den Gesetzmäßigkeiten des Erkenntnisvermögens und nicht umgekehrt, so daß also das erkennende Subjekt konstitutiven Anteil an der Entstehung seiner Erfahrungswirklichkeit hat.

> „Wir mögen uns eine Art uns die Dinge außer uns vorzustellen gedenken, welche wir wollen, so wird und muß sie immer etwas von dem Subjekt an sich

tragen. Es ist, dünkt mich, eine sehr unphilosophische Idee, unsere Seele bloß als ein leidendes Ding anzusehen, nein, sie leihet auch den Gegenständen. Auf diese Weise möchte es kein Wesen in der Welt geben, das die Welt so erkennte, wie sie ist" (H 147: SB 2, 198).

In radikaler Konsequenz dieses Gedankens werden spätere Sprachtheoretiker feststellen: Die Welt des menschlichen Subjekts ist das Produkt ihrer sprachlichen Interpretation – sie ist so, wie man über sie spricht. Wirklichkeit ist nicht unabhängig von ihrer sprachlichen Beschreibung gegeben: Diese Auffassung bildet den Konvergenzpunkt kritischer Reflexion, wie sie schon bei Lichtenberg einsetzt.

Sprach-*Kritik* mag dann allenfalls noch möglich sein; den für Rationalisten und Empiristen charakteristischen Optimismus, Sprache damit auch *verbessern* zu können, teilt Lichtenberg aber nicht mehr. Denn Sprache ist – eine moderne Auffassung! – nicht hintergehbar, auch nicht durch die Philosophie.

„Die Erfindung der Sprache ist vor der Philosophie hergegangen, und das ist es, was die Philosophie erschwert, zumal wenn man sie andern verständlich machen will, die nicht viel selbst denken. Die Philosophie ist, wenn sie spricht, immer genötigt, die Sprache der Unphilosophie zu reden" (H 151: SB 2, 200).

Damit werden Sprachpraxis und Bezeichnungskonventionen, also die Art, wie eine Gemeinschaft sich in sprachlichen Handlungen auf Dinge und Sachverhalte bezieht, zur letzten Bezugsinstanz der Reflexion. Als „Apriori" aller Bezeichnungs- und aller zeichenhaft vermittelten Erkenntnisprozesse hat die durch ihre Spielregeln geprägte Kommunikationsgemeinschaft selbst zu gelten – so drückt es Karl-Otto Apel in unserem Jahrhundert aus. Auch an Wittgenstein wäre in diesem Zusammenhang zu denken: Die Praxis der Sprachspiele ist für ihn von keinem externen Standpunkt aus zu kritisieren, zu verbessern oder zu begründen. Sprachspiele sind unhintergehbar. Von einer „Aufklärung" über Sprache darf unter dieser Prämisse nurmehr unter Vorbehalt die Rede sein. Wie Wörter gebraucht werden, mag mittels anderer Wörter umschreibbar sein, doch beim Versuch, sprachbedingte Täuschungen und Suggestionen zu entlarven, ist die Sprache selbst ein zweifelhaftes Hilfsmittel. Wort-Erklärungen können keinen „adäquaten" Sprachgebrauch begründen (seien sie nun ernst gemeint oder ironisch gehalten), sie können irreführenden Ausdrucksweisen nicht mit Sicherheit entgegentreten. „Wörter erklären hilft nichts" – so meint Lichtenberg ausdrücklich (H 147: SB 2, 198), denn das Vehikel solcher Erklärung ist allzu windig, ist mit vorgefaßten „Meinungen" zu einem unauflöslichen Komplex verflochten. Lichtenbergs – und nicht nur seine! – Reflexionen über die Sprache und ihre Relation zur Gesamtheit der Erkenntnisgegenstände, ihre Rolle als Verführerin des Denkens wie als Medium transzendentaler Produktivität, stehen in umfassendem historischem Kontext: Sukzessiv preisgegeben wird in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die lange Zeit maßgebliche Idee einer Homologie zwischen

sprachlichen Strukturen und den Strukturen des Seins und der Begriffe. Das Projekt einer Universalcharakteristik war Ausdruck dieser Idee gewesen. Vor allem die Rationalisten hatten an eine Kongruenz von grammatisch „richtigem" Sprachgebrauch und korrekt verbundenen Begriffen oder Bewußtseinsinhalten geglaubt;[26] die Empiristen hatten die Strukturen der Sprache jener Idealharmonie immerhin anpassen wollen. Die Ordnung der Sprache galt aktualiter oder virtualiter als Ausdruck vernünftiger Ordnung überhaupt. Jenseits dieser Prämisse wird die Existenz einer vernünftigen Ordnung in Welt *und* Sprache fragwürdig. Entweder erscheint die Welt der Signifikate als ein eigenes System, das sich dem sprachlichen Bezeichnungssystem niemals bruchlos assimilieren kann (und umgekehrt), oder aber als Chaos von Einzelheiten, die im Prozeß kultureller Kommunikation den historischen (also: beliebigen und variablen) „Ordnungen" der Einzelsprachen gemäß arrangiert werden. Lichtenberg denkt in diese Richtung: Weil in der außersprachlichen Welt keine „Ordnung" ist, besitzt die Sprache eine unabdingbare Ordnungsfunktion.[27] Und so ist Sprachreflexion höchstens immanent – gleichsam von „innen" – unter bewußtem Einsatz der so verdächtigen sprachlichen Ausdrucksmittel denkbar. Hier übernimmt zumal die Literatur eine wichtige Aufgabe. Unsere „Wörterbuch"-Satiren sind insofern Vorformen jener Sprachkritik, wie sie die Literatur des 20. Jahrhunderts maßgeblich prägen wird. Daß sie ihre Zuflucht zur Ironie nehmen, wo das Ideal eines „geradlinigen" und buchstäblich zu nehmenden Wortgebrauchs allmählich seine Gültigkeit verliert, erscheint plausibel. Insgesamt formuliert Lichtenberg bereits diverse zentrale Einsichten moderner Sprachreflexion. So erkennt er klar, nicht zuletzt aus eigener schriftstellerischer Praxis heraus, wie sehr der Einzelne an die Ausdrucksmittel der allgemein gebräuchlichen Sprache gebunden ist, wie sehr sein Denken von diesen geprägt wird. Insofern werden selbständige Beobachtung und selbständiges Denken durch die Sprache eher behindert. Was der Einzelne spricht und denkt, ist oft mehr Ausdruck sprachimmanenter Möglichkeiten als seiner jeweiligen Besonderheit, geschweige denn der „Wahrheit" selbst. Mit seiner Einsicht in die Verallgemeinerung des Besonderen durch die sprachlichen Bezeichnungen (vgl. A 17) antizipiert Lichtenberg übrigens durchaus die sprachkritische Position Nietzsches, wie sie insbesondere in dessen Abhandlung „Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne" zum Ausdruck kommt.[28] Das was Lichtenberg die „stille Macht der Wortfügung über die Wahrheit" nennt, wird Nietzsche ein Jahrhundert später radikaler analysieren; bei ihm erscheint die „Wörter-Welt" als ein Muster, nach dessen Vorgaben man die angebliche Realität künstlich zu arrangieren pflegt, und hinter der Sprachbildung steht gerade aus seiner Sicht vor allem der Antrieb zur Ausübung und Konsolidierung von Macht.

Auf den Zusammenhang zwischen Sprache und Macht hatte unter anderem Blickwinkel bereits ein anderer Autor des 19. Jahrhunderts hingewiesen, an den hier deswegen erinnert werden soll, weil er das Etiketten-Spiel der Satiren Rabeners und Lichtenbergs in gewisser Hinsicht fortsetzt. Alice, die Heldin von Lewis Carrols Roman „Through the Looking-Glass" (1871), gerät einmal in die miß-

liche Situation, sich ein ihr völlig unverständliches Gedicht von einem merkwürdigen Wesen namens Humpty Dumpty erklären lassen zu müssen. Die einzelnen Wörter des Gedichts – es handelt sich um Neologismen, die meist an bekannte Vokabeln anklingen – werden Stück für Stück in die Alltagssprache übersetzt: Das Gedicht erhält sein eigenes Wörterbuch beigegeben – wiederum ein Pseudo-Wörterbuch, denn *diese* Sprache gibt es nur in diesem Gedicht. Gibt es sie überhaupt? Auf Humpty Dumptys Worterklärungen fällt im nachhinein vor allem darum ein schräges Licht, weil sich herausstellt, daß Wörter generell für Humpty Dumpty genau das ausdrücken, was *er* will. Er legt ihnen eine jeweils seinen Bedürfnissen angepaßte Bedeutung bei. Im Originalton des mürrischen Besserwissers klingt das so:

„When *I* use a word [...] it means just what I choose it to mean – neither more nor less".[29]

„Glory" zum Beispiel bedeutet in Humpty Dumptys Sprachgebrauch: „a nice knock-down argument". Auf Alices skeptische Rückfrage, ob er denn wirklich über die Bedeutungen der Wörter herrschen könne, belehrt sie der Sprach-Virtuose, worauf es eigentlich ankomme: auf Herrschaftsstrukturen in der sozialen Realität.

„The question is [...] which is to be master – that's all".[30]

Es kommt also bei den Wortbedeutungen nur darauf an, wer der Chef sein soll, wer – auch im übertragenen Sinn – das Sagen hat. Eine lehrreiche Einsicht, wie sie Lichtenberg zumindest vorbereitet hat und wie sie spätestens unser Jahrhundert an den vielfältigsten Beispielen zu illustrieren pflegt. Wer entscheidet, wie etwas heißt und was ein Wort bedeuten soll, übt mittelbar, oft gar unmittelbar Macht aus. Unterwerfung unter andere dokumentiert sich vor allem in der Unterwerfung unter deren Sprachregelungen und -normen. Aldous Huxley (*„Brave New World"* 1932) und George Orwell (*„Nineteen Eighty-four"* 1949) haben die tiefgreifende Veränderung der sozialen Welt mittels einer im Sinne der Machthaber kodifizierter Sprache literarisch geschildert.

3. Bierce und sein teuflisches Wörterbuch

Rabeners Idee eines satirischen Wörterbuches ist im späten 19. Jahrhundert nochmals aufgegriffen worden: von dem amerikanischen Literaten und Journalisten Ambrose Bierce, der seit 1881 eine Folge von satirisch-zynischen Definitionen für die Wochenzeitschrift „The Wasp" (in San Francisco) schrieb und eine größere Zahl dieser Definitionen 1906 zu einem Buch zusammenfaßte. Zunächst „The Cynic's Word Book" betitelt, erhielt dieses in der Ausgabe von 1911 den heute bekannten Titel „The Devil's Dictionary".[31] Der Teufel hält es mit den – sprachlichen – Details, so als sei er ein Schüler Lichtenbergs. Bierce radikalisiert die alte Idee, legt sein „Wörterbuch" als äußerst bissiges Spiegelbild der moder-

nen kapitalistischen Gesellschaft und ihrer ausschließlich vom Eigennutz getriebenen, dummen oder berechnend-schlauen, in jedem Fall aber asozialen Mitglieder an. Seine Intention ist zwar moralisch, gleichwohl blickt die Freude an sozialen, politischen und charakterlichen Mißständen durch die Artikel hindurch, schon insofern diese Mißstände notwendiger Anlaß zu oftmals verblüffenden literarisch-definitorischen Einfällen sind. Die größere Zahl der Artikel sind sehr knapp und prägnant gehalten; nur in Einzelfällen werden Episoden als Belege oder Illustrationen der „Definitionen" herangezogen oder anstelle einer Definition Sinnsprüche und Verse eingefügt. Gegenstand der Satire ist gleichsam jeder und alles, vor allem aber jede Spielart von Macht und Autorität. In Grund und Boden definiert werden neben der staatlichen Macht vor allem die Kirche und die von ihr vermittelten Glaubensinhalte, das Militär, der Patriotismus, die Schriftstellerei – und die unzähligen Unarten der einzelnen Menschen. Wieder einmal verrät sich das Übel im und durch den Sprachgebrauch. Ein Vergleich mit Rabener bietet sich vor allem dort an, wo Bierce gleiche oder ähnliche Stichwörter behandelt; andere Artikel erinnern an Lichtenberg. Einige Beispiele für Parallelen:

„*Bewundern verb. tr.* Erwartungsvoll umschmeicheln" (WT 17). / *Demut subst. fem.* Geziemende und übliche Geisteshaltung in Gegenwart von Reichtum oder Macht. Besonders angebracht, wenn sich ein Arbeitnehmer an einen Arbeitgeber wendet" (WT 20). / „*Höflichkeit subst. fem.* Die annehmbarste Form der Heuchelei" (WT 50). / „*Kompliment* zinsbringendes Darlehen" (TW 57). – Vgl. Rabener: *Compliment.*

„*Eid subst. masc.* Im Rechtswesen: die feierliche Berufung auf ein göttliches Wesen, welche für das Gewissen dadurch verbindlich gemacht wird, daß auf Meineid Strafe steht". – Vgl. Rabener: *Eidschwur.*

„*Ehrbarkeit subst. masc.* Der Sproß einer Liaison zwischen einer Glatze und einem Bankkonto" (WT 22). / „*Heiliger subst. masc.* Ein toter Sünder, überarbeitet und neu herausgegeben" (WT 49). – Vgl. Rabener: *ehrwürdig.*

„*Gelehrsamkeit subst. fem.* Staub, der aus einem Buch in einen leeren Schädel geschüttet wurde. Das Unwissen, das den Fleißigen auszeichnet" (WT 37). / „*Belehren verb. tr.* Seinem Nachbarn einen Irrtum aufdrängen, welcher sich vorteilhaft von dem unterscheidet, an den zu klammern er dahin für gut befand" (WT 15). / „*Wissen* eine besondere Art von Unwissenheit, die von zivilisierten Völkern zur Schau gestellt wird [...]" (TW 102). – Vgl. Rabener: *gelehrt.*

„*Satire subst. fem.* Eine veraltete Literaturgattung, in der die Laster und Torheiten der persönlichen Feinde des Autors mit mangelhaftem Zartgefühl dargelegt werden. [...] weshalb der Satiriker allgemein als schuftiger Griesgram gilt und jeder Hilferuf eines seiner Opfer nationale Zustimmung findet" (WT 96 f.). / „*Philanthrop* reicher (und meist kahler) alter Herr, der zu lächeln versteht, während sein Gewissen ihm in die Tasche greift" (TW 71). – Vgl. Rabener: *Menschenfeind.*

„*Pflicht subst. fem.* Das, was uns unerbittlich auf dem Weg unserer Wünsche dem Vorteil entgegentreibt" (WT 80). / „*Pflicht* Zwang zum Profit, gesteuert von der Gier" (TW 70). – Vgl. Rabener: *Pflicht.*

„*Vernunft subst. fem.* Vorurteilstendenziat" (WT 119). / „*Vernünftig adj.* Frei von allen Selbsttäuschungen, mit Ausnahme der aus Beobachtung, Erfahrung und Nachdenken bezogenen" (WT 11). / „*Verständig adj.* Anfällig für die Infektion durch unsere eigenen Ansichten. Empfänglich für unsere empfehlenden oder warnenden Reden und Ausreden" (WT 120). / „*Intelligenz* Gehirnsekretion, die dazu befähigt, ein Haus von einem Pferd anhand des Daches zu unterscheiden" (TW 48). – Vgl. Rabener: *Verstand.*

„*Patriot subst. masc.* Jemand, dem die Interessen eines Teils über die Interessen des Ganzen gehen. Der Gimpel der Politiker und das Werkzeug der Eroberer" (WT 79). / „*Patriotismus subst. masc.* Entflammbarer Müll, der für die Fackel des Ehrgeizlings bereit liegt, welcher seinen Namen ins rechte Licht rücken will" (WT 79). – Vgl. Rabener: *deutsch.*

„*Fabel* kurze Lüge zur Veranschaulichung einer wesentlichen Wahrheit" (TW 32). – Vgl. Rabener: *Fabel.*

„*Geistlicher subst. masc.* Ein Mann, der sich unserer geistlichen Angelegenheiten annimmt, um seine weltlichen zu fördern" (WT 37). – Vgl. Lichtenberg: *Instinkt.*

„*Verleumden verb. tr.* Lügen über einen anderen verbreiten. Die Wahrheit über einen anderen verbreiten" (WT 119). / „*Gerücht* Lieblingswaffe des Rufmörders" (TW 41). – Vgl. Lichtenberg: *Aber, Afterreden.*

Die Analogien zu den älteren Wörterbuch-Satiren liegen auf der Hand; offenbar drängen sich immer wieder die gleichen Paradigmen zur hintersinnigen Erläuterung auf. Indem auch Bierce seinen Blick gerade auf Sprechakte wie Verleumdung, Eid, Schmeichelei etc. richtet, illustriert er wie seine Vorgänger die Einbettung der Sprache in den Gesamtkontext sozialer Praxis und die gravierenden Folgen sprachlicher Handlungen. Der Linguist Dieter Wunderlich hat 1975 die These aufgestellt, es gehöre „zur Natur von Sprechhandlungen [...], Konsequenzen zu haben".[32] Satiriker vom Schlage eines Lichtenberg oder Bierce lassen keine Zweifel darüber aufkommen, welcher Art diese Konsequenzen sind. Und wenn Lichtenberg etwa vom „Schwätzen" schreibt, so vor allem mit Blick auf dessen Effekte. Wo sich bei Rabener und Lichtenberg hinter dem jeweils entlarvten gesellschaftlichen und sprachlichen Mißstand der wünschenswerte Zustand als Positiv zu jenem Negativ immerhin vage abzeichnete, bleibt bei Bierce nichts an Positivem übrig. Wahrheit löst sich endgültig auf ins Spiel der Begriffe. Dem Machtstreben und Egoismus, dessen gefügiges Vehikel die Wörter sind, ist nichts entgegenzusetzen. Wiederholt und bekräftigt werden dabei der Befund von der Sprache als Spiegel der Gesellschaft sowie die Einsicht, daß die Redepraxis allein Grundlage der Wortbedeutungen sei. Sprache ist – euphemistisch gesagt – ein höchst flexibles Medium für ihrer Benutzer, sie verunklärt die Grenze zwischen So- und Anders-Sein bis hin zu deren Ununterscheidbarkeit. Die Wahrheit sagen – Lügen verbreiten: Eines kommt dem anderen gleich. Des Teufels Definition zum Stichwort „Weiß" lautet: „Schwarz" (WT 124). Und die zum Begriff „Wirklich" lautet „Scheinbar" (WT 125). Damit ist die Entwicklung angedeutet, die

sich aus einer Preisgabe der regulativen Idee adäquaten Sprechens ergibt: Die Grenze zwischen Sein und Schein bricht in sich zusammen – wie übrigens auch schon in der Welt von Alice und Humpty Dumpty. Die Sprache macht das Wirkliche oft durch Suggestionen „scheinbar", aber sie macht auch Scheinbares wirklich, indem sie dem Anschein – dem falschen, glaubt man den Sprachkritikern – zur Wirksamkeit verhilft. Bierce demonstriert letztlich die radikalen Konsequenzen aus der Einsicht, daß es für den Sprachgebrauch kein Richtigkeitskriterium geben kann: Wörter bedeuten bei ihm auf sehr pointierte (nämlich den Erwartungen des harmlosen Lesers genau zuwiderlaufende) Weise das, was sie bedeuten sollen. Ihre einzige „Wahrheit" ist die in ihnen artikulierte „Moral" ihrer Benutzer, ihr einziges Fundament deren Eigensinn und Herrschaftswillen. Entscheidend ist – wie sagte schon Humpty Dumpty? – wer der Chef ist. Von „Wahrheit" und „Lüge" sollte man nurmehr in einem „aussermoralischen" Sinn, nämlich als von den Produkten beliebiger Festsetzung oder als von Relaten in einem Spiel um Macht und Vorteil sprechen. Die Entdeckung am Ende der „Aufklärung über Wörter" lautet: Von den Sprachbenutzern sollte nichts Wahres, nicht auch nur eine ernsthafte Bemühung um Wahrhaftigkeit erwartet werden. So weit kann es kommen, wenn man nach dem „Grund" der Wortbedeutungen fragt. Und in einer Welt der falschen Moral – oder besser: Moralen – kann nurmehr in ironisch-teuflischen Umkehrungen eine Idee von moralischen Maßstäben vermittelt werden.

„*Moralisch adj.* In Übereinstimmung mit einer lokalen und veränderlichen Rechtsnorm. Von allgemeiner Vorteilhaftigkeit [...]" (WT 70). / „*Tugenden subst. fem. pl.* Gewisse Enthaltsamkeiten" (WT 110). / „*Unmoralisch adj.* Unvorteilhaft. Alles, was die Menschen auf die Dauer und in der Mehrzahl der Fälle allgemein unvorteilhaft finden, wird schließlich als falsch, böse und unmoralisch angesehen. Wenn der menschliche Begriff von Gut und Böse irgend einen anderen Grund als den der Vorteilhaftigkeit hat; wenn er irgendeinen anderen Ursprung hat oder haben könnte; wenn Handlungen an sich schon ein moralischer Charakter eigen ist, der mit ihren Konsequenzen nichts zu tun hat und von ihnen in keiner Weise abhängig ist – dann ist die ganze Philosophie eine einzige Lüge und Vernunft eine Geistesstörung" (WT 114).

Bierce ist Aufklärer wie Rabener und Lichtenberg, wenn er auch in Gegensatz zu ersterem und drastischer als letzterer die Kehrseite von Aufklärung illustriert, deren Skepsis gegenüber allem Definitiven und allen scheinbar verbindlichen Feststellungen sich allmählich universalisiert und zuletzt vom nihilistischen Zweifel an jeglichem verbindlichen Maßstab des Erkennens und Handelns kaum mehr zu unterscheiden ist. Als Zeichen für Aufklärung hat Lichtenberg einmal das Dreieck vorgeschlagen, das zugleich das Symbol für das Feuer sei. Beide, Aufklärung und Feuer, hätten vieles gemeinsam: sie gäben Licht und Wärme, seien für den Fortschritt notwendig, doch andererseits führe ihre unvorsichtige Behandlung zu Verbrennungen und Zerstörungen (J 971; SB 1, 790). Wo immer seitdem über Sprache aufgeklärt, Sprache mithin in Frage gestellt wird, hat es

Brandspuren und verbrannte Finger gegeben. Und literarische Texte setzten oft regelrecht auf diesen Effekt. Bierce zündelt mit offensichtlichem Vergnügen, wo Rabener einem verständigen Publikum noch ein Licht aufstecken wollte und Lichtenberg immerhin darauf zu hoffen schien, daß die protokollierten Sachverhalte bei genauem Vorgehen dann doch ihr eigenes Licht geben.

4. Das Wörterbuch als Institution

Wörterbücher können die Macht des Sprachgebrauchs nicht brechen, selbst wenn sie wollen. Sie können – und eben dies illustrieren letztlich schon Rabener und Lichtenberg – die jeweilige Sprachpraxis allenfalls beschreiben, nicht aber reglementieren. Wer sollte – und nach welchen Kriterien? – über richtige oder falsche Ausdrucksweisen bestimmen? Der Versuch, hier auch nur im Sinn einer Vereinheitlichung normierend einzugreifen, würde – so ahnt Lichtenberg – zur Entzweiung statt zur Vereinigung, zum Streit statt zum Konsens führen. „Was würde das für ein Gerede in der Welt geben, wenn man durchaus die Namen der Dinge in Definitionen verwandeln wollte!" (J 1806: SB 2, 327) Lichtenberg insistiert in diesem Zusammenhang vor allem auf der jeweils individuellen Kontextabhängigkeit von Wortbedeutungen; diese modifizieren sich schon mit dem Tonfall der Artikulation. Während Definitionen präzise und distinkt sein müßten, sind Wörter fast immer „unscharf".

> „Die wahre Bedeutung eines Wortes in unsrer Muttersprache zu verstehen bringen wir gewiß oft viele Jahre hin. Ich verstehe auch zugleich hiermit die Bedeutungen die ihm der Ton geben kann. Der Verstand eines Wortes wird uns um mich mathematisch auszudrücken durch eine Formul gegeben, worin der Ton die veränderliche und das Wort die beständige Größe ist. Hier eröffnet sich ein Weg die Sprachen unendlich zu bereichern ohne die Worte zu vermehren. Ich habe gefunden, daß die Redens-Art: *Es ist gut* auf fünferlei Art von uns ausgesprochen wird, und allemal mit einer andern Bedeutung, die freilich auch oft noch durch eine dritte veränderliche Größe nämlich: die Miene bestimmt wird" (A 93: SB 1, 30).

Je nach dem Zusammenhang, in dem er steht, bezeichnet *ein* „Name" *verschiedene* Dinge oder Sachverhalte (vgl. D 464: SB 1, 301).[33] Lichtenbergs eigenes Werk steht im Zeichen des Strebens nach einer „Individualisierung" der Sprache. Dem dienen vor allem Metaphern und bildhafte Wendungen – wie sie dem am Ideal einer abstrakten Wahrheit orientierten Wissenschaftler obsolet erscheinen mögen. Für Lichtenberg dagegen wirken die Metaphern positiv auf die Sprache, sie „frischen" sie auf, geben ihr „Leben und Wärme".

> „Schimpft nicht auf unsere Metaphern, es ist der einzige Weg, wenn starke Züge in einer Sprache zu verbleichen anfangen, sie wieder aufzufrischen und dem ganzen Leben und Wärme zu geben. [...]" (E 274: SB 1, 411).

Bedenklich stimmt, daß in Wörterbüchern jedes Wort nur in kontextloser Abstraktheit stehen kann, nicht aber in jener konkreten und stets besonderen Funktion, welche ihm *aktuell* seine Bedeutung gibt. Sache der Wörterbücher sind die „genera und species" – und diese sind soch eigentlich imaginäre Konstrukte, Produkte der Abstraktion von einer Menge Individuen. Was immer in allgemein gehaltenen Worterklärungen mitgeteilt werden kann, geht um der Allgemeingültigkeit willen am individuellen Sprachgebrauch wie an den individuellen Signifikaten (Sachverhalten) vorbei. Konventionelle Wörterbücher sind in erster Linie eine künstlich zurechtgemachte Kollektion von repräsentierenden Etiketten. Liefern sie Definitionen von Gegenständlichem, so sind diese normalerweise keineswegs „definitiv", sondern allenfalls Ausdruck des jeweiligen Erkenntnisstandes einer Gesellschaft von Subjekten – prinzipiell veränderliche Komplexe von Begriffen. Definierbar wäre höchstens etwas, das sich nicht ändern kann, weil es kein wirklicher Gegenstand, sondern eine bloße Funktion seiner Terminologie ist; solche „Definitionen" sind aber nicht Sach-, sondern Begriffsexplikationen. Die natürliche Wirklichkeit, die äußere und innere Lebenserfahrung des Menschen, entzieht sich in ihrer Dynamik jeder Definition; sie mag nur bezeichnet (im Sinne von bedeutet), nicht aber bestimmt werden. Von der Idee einer „Universalcharakteristik", einer inneren Homologie zwischen dem Reich der Zeichen und dem der Signifikate, kommt Lichtenberg gerade in seinen Überlegungen zum Problem „Definition" weit ab. Statt durch Wörterbücher und Lexika die trügerische Suggestion einer definitiven und korrekten Beziehung zwischen Zeichen und Bezeichnetem zu bekräftigen, sollte man – so Lichtenberg – genauer bedenken, was Zeichen leisten können – und was nicht.

„Man schreibt sehr viel jetzt über Nomenklatur [...]. Nur glaube ich, daß man sich zu viel davon verspricht, und zu ängstlich ist den Dingen Namen zu geben die ihre Beschaffenheit ausdrücken. Der unermeßliche Vorteil den die Sprache dem Denken bringt besteht dünkt mich mehr darin, daß sie überhaupt Zeichen für die Sache, als daß sie Definitionen sind [...]. Das Wort soll keine Definition sein, sondern ein bloßes Zeichen für die Definition, die immer das veränderliche Resultat des gesamten Fleißes der Forscher ist, und es in so unzähligen Gegenständen unsres Denkens ewig bleiben wird, daß der Denker daher gewöhnt wird sich um das Zeichen, als Definition gar nicht mehr zu bekümmern, und diese Unbedeutlichkeit auch endlich unvermerkt auf solche Zeichen überträgt die richtige Definitionen sind. Und das ist auch dünkt mich sehr recht. Denn da nun einmal die Zeichen der Begriffe keine Definitionen sein können, so ist fast besser gar keines derselben eine Definition sein zu lassen, als auf das Ansehen einiger Zeichen hin, die richtige Definitionen sind, so vielen andern die es nicht sind einen falschen Kredit zu verschaffen. Das würde eine Herrschaft der Sprache über die Meinungen bewirken die alle den Vorteil wieder raubte den uns die Zeichen verstatten [...]" (K 19: SB 1, 842).

Auf der Basis des Lichtenbergschen Erkenntnis- und Sprachskeptizismus muß der Wörterbuch-Verfasser seinem eigenen Unternehmen zumindest mit ironischer Distanz gegenüberstehen. Die Konzeption von Wörterbüchern mag aber auch noch in einer anderen Hinsicht mit Ironie betrachtet und betrieben werden. In der formalen Anlage von Wörterbüchern spiegelt sich nicht die Ordnung der Dinge; ihr konstitutives Ordnungssystem ist vielmehr das Alphabet. Was Lichtenberg prinzipiell zum Thema „Ordnung" sagt, sei nochmals in Erinnerung gebracht: Zwar gehört es zu den Modalitäten menschlichen Erkennens, eine „Ordnung" in die Welt hineinzulesen (vgl. J 392), doch die mittels seiner Begriffssysteme und Deutungsmuster auf die Dinge projizierte Ordnung ist nur das Surrogat einer inexistenten absoluten Ordnung. Nirgends nun wird die Künstlichkeit des im Erkenntnisprozeß vollzogenen Arrangements von „Gegenständen" zu geordneten Zusammenhängen deutlicher als anläßlich der Institution des alphabetisch organisierten Lexikons. Gerade das Alphabet ist ein beliebiges (wenngleich weitverbreitetes) Ordnungsmuster, ein „absurdes" Ordnungsprinzip, eine fragwürdige Hilfskonstruktion für den, der „Welt" auf die Reihe bringen möchte. Wenn die erkennende Instanz den Erfahrungsdaten ihre eigenen Strukturen aufprägt – warum sollte sie nicht die Welt einfach alphabetisch organisieren? Gerade die Organisation von Signifikaten in alphabetischer Folge provoziert in ihrer tiefen Beliebigkeit die Einsicht in die Willkür jedes Ordnungsmusters. Die gilt auch für die gesellschaftliche Welt. Diese ist für Lichtenberg und für Rabener Gegenstand der Satire: als Inbegriff aller menschlichen Institutionen, die beliebig und variabel und dabei doch unhintergehbar sind. Spiegel der allenfalls relativen „Ordnung" sozialer Wirklichkeit ist vor allem die Sprache, welche die einzelnen Mitglieder einer Gesellschaft zugleich miteinander verbindet und voneinander trennt. Wörterbücher sind weniger verbindliche Auskunftsinstanzen als anregende Spiel-Zeuge; Lichtenbergs „Lexidion"-Projekt zeigt dies ebenso wie die Späße seiner Vorgänger Liscow und Rabener. Daß der Scherz angesichts allzu üblen Wortmißbrauchs dem Aufklärer Lichtenberg gelegentlich in moralisierend-ernste Kritik umschlägt, liegt in der Natur der Sache. Die scheinbare Ehrfurcht des sprachbewußten Satirikers vor der Autorität heischenden Institution des Wörterbuchs steht jedenfalls schon seit dem 18. Jahrhundert im Zeichen unvermeidlicher Ironie. Das letzte Wort behält hier Bierce, der definiert:

> „*Wörterbuch subst. neutr.* Eine bösartige literarische Vorrichtung, die das Wachstum einer Sprache hemmt und sie starr und unelastisch macht. Das vorliegende Wörterbuch hingegen ist ein höchst nützliches Werk" (WT 125).

1 Gottlieb Wilhelm Rabener: *Versuch eines deutschen Wörterbuchs./Beitrag zum deutschen Wörterbuche.* In: Gottlieb Wilhelm Rabener's *sämmtliche Werke.* Hg. v. Ernst Ortlepp. 2, Stuttgart 1839, 3 ff. / 32 ff. (Rabener wird nach der Ortleppschen Ausgabe zitiert: R. 1, 1 = Bd. 1. S. 1.) Die beiden genannten Texte wurden von Rabener selbst in

den zweiten Band seiner Satiren aufgenommen. Lichtenberg hat vielleicht die zehnte Auflage (1771) dieser Ausgabe gekannt; vgl. den Kommentar zu SB 3, 233.

2 Vgl. Karl-Otto Apel: Art. „Sprache", in: *Handbuch philosophischer Grundbegriffe. 5*, München 1974, 1386.

3 Gottfried Wilhelm Leibniz: *Neue Abhandlungen über den menschlichen Verstand.* Hg. v. Ernst Cassirer. Hamburg 1971. Drittes Buch: „Von den Worten". Kap. IX: „Von der Unvollkommenheit der Worte" / Kap. X: „Vom Mißbrauch der Worte" / Kap. XI: „Über die gegen die besprochenen Unvollkommenheiten und Mißbräuche anzuwendenden Mittel". – Diese Kapitel finden jeweils ihr Gegenstück bei Locke, so wie die Neuen Abhandlungen insgesamt Gegenstück zum Lockeschen „Essay concerning Human Understanding" sind. (Vgl. John Locke: *Versuch über den menschlichen Verstand.* 2 Bde. Hamburg, 4. Aufl. 1981. Drittes Buch (in Bd.2): „Von den Wörtern". Kap. IX: „Über die Unvollkommenheit der Wörter" / Kap. X: „Über den Mißbrauch der Wörter" / Kap. XI: Über die Mittel gegen die geschilderten Unvollkommenheiten und die mißbräuchliche Verwendung der Wörter".) Wenn ich mich hier auf Leibniz statt auf Locke beziehe, so deswegen, weil ersterer dem deutschsprachigen Raum des 18. Jahrhunderts präsenter war.

4 Leibniz: *Neue Abhandlungen* S. 390.

5 In seiner Schrift „Von dem Mißbrauch der Satire" (R. 1, 55 ff.) erläutert Rabener mit selbstapologetischer Gebärde die Pflichten des Satirikers und die Grenzen, welche durch dessen Kritik nicht überschritten werden dürfen. Manches klingt wie blanke Ironie, ist aber durchaus ernstgemeint. Rabener (immerhin einer der Hauptvertreter deutschsprachiger Satire im „aufgeklärten" Zeitalter!) gibt seiner Hochachtung von Autoritäten unmißverständlichen Ausdruck. Kirche und Staat, der geistliche Stand und weltliche Institutionen, der Gelehrtenstand, die „Schulmeister", ja selbst die persönlich fragwürdigen Inhaber ehrwürdiger Ämter, sind von jeder Kritik zu verschonen. Kritik selbst wird verdächtig – könne sie doch gegebenenfalls mehr schaden als nützen – so Rabener, der solche Selbstzensur für „Klugheit" hält (R. 1, 68; vgl. auch R. 1, 70 ff.). Autorität, auch abstrakte Autorität, hat Vorrang vor der Kritik, die womöglich als Subversion ausgelegt werden könnte. Vgl. etwa R. 1, 70: „Die Religion läuft Gefahr, verächtlich zu werden, wenn man die Fehler desjenigen verächtlich macht, welcher gesetzt ist, die Religion zu predigen. [...] Wage ich nicht zu viel, wenn ich Einen bessern will und dadurch in Gefahr komme, das Ansehen der ganzen Religion zu schwächen [...]? Ist ein Geistlicher wirklich lasterhaft, so überlasse man ihn der Obrigkeit [...]". Auch in seinen Satiren, so versichert Rabener, werde man „Stellen finden, wo ich eine wahre Hochachtung gegen die Religion und ihre Diener ernsthaft genug geäußert habe" (73). – Zum gleichen Thema vgl. auch Rabeners „Sendschreiben von der Zulässigkeit der Satire", R. 1, 217 ff. „Es gibt Personen, welche ihre Gewalt gefährlich und ihr Stand ehrwürdig macht, welche wir als Gönner und Beförderer verehren müssen. Sie haben vielleicht ein tadelnswürdiges Laster an sich; aber hüten Sie sich, dieses Laster anzugreifen. Es bleiben noch tausend andere Fehler übrig, womit sich Ihre Satire beschäftigen kann" (R. 1, 225). Dieser Rat, man muß es wohl ausdrücklich betonen, ist von Rabener wörtlich und keineswegs sarkastisch gemeint. – Zu Rabeners Auffassung von der Satire vgl. Armin Biergann: *Gottlieb Wilhelm Rabeners Satiren.* Diss. Köln 1961, 65 ff.

6 Er müsse, so der Satiriker, „ein paar Bedeutungen des Wortes *gelehrt* anführen. Nichts ist gewöhnlicher, als daß man von Büchern das Urtheil fällen hört: *Es ist ein gelehrtes Werk!* Aber die Begriffe, die ein jeder dabei hat, sind sehr unterschieden. Was der Philosoph gelehrt nennt, das kommt dem Rechtsgelehrten pedantisch vor, und ich habe

einen finstern Mathematiker gesehen, welcher in seinem Leben zum erstenmale lachte, a[l]s er hörte, daß man eine witzige Monatsschrift unter die gelehrten Bücher rechnen wollte" (R. 2, 23).

7 *Der Einsiedler.* 2. Jg. 1742, 98. St. 362.

8 Bei den Lesern, die Rabeners Ironie nicht verstanden und den Eidschwur-Artikel wörtlich nahmen, handelte es sich um einige vogtländische Bauern, die ihrem Pfarrer von dem ‚gottlosen' Buch erzählten, woraufhin auch die Geistlichkeit auf Rabeners Ironie hereinfiel. Die Satire wurde auf eine für den Verfasser peinliche Weise populär: „Gerichtsverwalter", „Richter und Schöppen, Müller, Bauern und Einnehmer" befassen sich damit, das „böse Buch" wird arretiert, Zeugen werden vernommen, „um das Ansehen der Eide zu vertheidigen" und das Buch schließlich verdammt. „Man nennt meine Schrift: *Verwegenste Sätze von Geringschätzung der Eidschwüre; gottlose, gewissenlose Lehren; ein ärgerliches Wesen; verdächtige und spöttische Ausdrückungen von Eidschwüren; ausgestreute Lehren vom Mißbrauche des Meineides; öffentliches Aergerniß; Verführung unschuldiger Herzen; skeptische Sätze; Sätze, welche zu nichts geschickter sind, als ein zügelloses Leben zu aller heimlichen Bosheit zu befördern*, u. s. w.". Rabener: *Von dem Mißbrauch der Satire*: R. 1, 78-80. – Vgl. Biergann: *Rabeners Auffassung* S. 69. Ferner: Julius Mühlhaus: *Gottlieb Wilhelm Rabener. Ein Beitrag zur Literatur- und Kulturgeschichte des 18. Jahrhunderts.* Diss. Marburg 1908, 55.

9 Vgl. dazu: Rudolf Jung: *Wörterbücher in satirischer Absicht von Liscow, Rabener und Lichtenberg*, in: *Das 1. Lichtenberg-Gespräch in Ober-Ramstadt 1972.* Ober-Ramstadt 1974, 37 ff.

10 Dazu: Jung 38 ff.

11 A 134: SB 1, 39. Lichtenberg zu den hier zusammengetragenen Verben: „Diese Wörter und noch andere, welche Töne ausdrücken, sind nicht bloße Zeichen, sondern eine Art von Bilderschrift für das Ohr" (A 134: SB 1, 39).

12 Dazu auch Jung 39.

13 So auch Jung 41, der zu Recht bemerkt, daß Lichtenberg hier tendenziell zur Literatursatire übergehe.

14 E 277: „Hinten könnte ein Wörterbuch angehängt werden, das einige Ausdrücke erklärte als z. E. Kandidaten-Prose, worin viel Satyre angebracht werden könnte, eine Definition [von] Kandidaten-Prose [...]".

15 „Was heißt schwätzen? Schwätzen heißt mit einer unbeschreiblichen Geschäftigkeit von den gemeinsten Dingen, die entweder schon jedermann weiß oder nicht wissen will, so weitläuftig sprechen, daß darüber niemand zum Worte kommen kann und jedermann Zeit und Weile lang wird. [...]" Jung konstatiert gerade anläßlich dieser Eintragung, daß Lichtenbergs nie geschriebene „große Literatursatire" wohl eine Sprachsatire geworden wäre (Jung 44).

16 Dazu sowie zu weiteren literarischen „Register"-Scherzen Jung 42 f.

17 Vgl. den Kommentar zu Bd. 3 von Lichtenbergs Schriften, 233. Der Text kann, wie hier ausgeführt, nicht vor 1771 entstanden sein. Die drei Beiträge liegen auf zwei Quartbögen in Reinschrift vor; vgl. dazu Jung 45.

18 Jung 45, spricht von den „bitterernsten Anmerkungen eines Moralisten". Nach Jungs Auffassung waren die „satirischen Wörterbücher, oder besser Wörterbuchpläne, [...] für den Satiriker Lichtenberg nur von vorübergehendem Interesse" (46). Dem kann zugestimmt werden, insofern es sich um das satirische Wörterbuch als spezifische Gattung handelt. Anders steht es – wie zu zeigen sein wird – um das Grundinteresse, das auch und gerade hinter den einschlägigen Entwürfen und Einfällen steckt: das

Interesse an Sprachlichem, zumal am Sprachgebrauch. Dieses nimmt später nur verschiedene Richtungen.

19 Dazu Jung 43.

20 Lichtenberg betont, „wie viel es sagen will, eine Sprache ganz verstehen; es heißt, das Volk ganz kennen, das sie spricht" (G 135: SB 2, 158). – Vgl. F 1183 (SB 1, 630): „Wenn einmal [einer] den Zustand unsres Gehirns bei unsern Vorstellungen und Gedanken wird in Ordnung gebracht haben, so wird es der Mühe wert sein auszumalen was die Sprachen für einen Einfluß auf dasselbe haben, denn es kann unstreitig für ein endliches System von Fibern nicht einerlei sein ob ein Begriff zwei Zeichen in demselben und eben so viel Stellungen oder Biegungen wegnimmt oder *Einen*". (Mit solcher Thematisierung einer Zuordnung von Zeichen zu Begriffen bezieht Lichtenberg sich klar auf das Etikettmodell.)

21 Johann David Michaelis: *Beantwortung der Frage von dem Einfluß der Meinungen in die Sprache und der Sprache in die Meinungen.* Berlin 1760. Zu diesem Themenkomplex vgl.: Heinz Gockel: *Individualisiertes Sprechen. Lichtenbergs Bemerkungen im Zusammenhang von Erkenntnistheorie und Sprachkritik.* Berlin/New York 1973, 95 ff. Kap. „Sprachkritik". Lichtenberg schätzte Michaelis' Schrift sehr; vgl. SB 3, 499: „Wir haben eine vortreffliche Schrift von dem Einfluß der Sprachen in die Meinung, ich glaube es ließe sich ebensoviel von dem Einfluß des Witzes und des Mechanischen in der Schreibart in die Meinung sagen [...]". – Mit dem Thema setzten sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts viele wichtige Autoren auseinander, so Johann Gottfried Herder (vgl. *Sämmtliche Werke* 1, Berlin 1877, Fragmente „Über die neuere Deutsche Literatur") und Christoph Meiners („Kurzer Abriß der Psychologie zum Gebrauche seiner Vorlesungen von Christoph Meiners". Göttingen/Gotha 1773).

22 Zu Lichtenbergs Auseinandersetzung mit Bacon vgl. Gockel: *Individualisiertes Sprechen* 68 ff.

23 Vgl. A 118 (SB 1, 34): „Die Eigenschaften die wir an unserer Seele bemerken hängen so zusammen, daß sich wohl nicht leicht eine Grenze wird angeben lassen, die zwischen zweien wäre, die Wörter, womit wir sie ausdrücken, sind nicht so beschaffen, und zwei auf einander folgende und verwandte Eigenschaften werden durch Zeichen ausgedrückt, die uns keine Verwandtschaft zu erkennen geben".

24 Vgl. A 3 (SB 1, 9): „Um eine allgemeine Charakteristik zu Stande zu bringen müssen wir erst von der Ordnung in der Sprache abstrahieren, die Ordnung ist eine gewisse Musik, die wir festgesetzt, und die in wenigen Fällen [...] einen sonderbaren Nutzen hat. Eine solche Sprache die den Begriffen folgt müssen wir erst haben, oder wenigstens für besondere Fälle suchen, wenn wir in der Charakteristik fortkommen wollen". – Vgl. A 118 (SB 1, 34): „Man sollte die Wörter philosophisch deklinieren können, das ist ihre Verwandtschaft von der Seite durch Veränderungen angeben können".

25 Schon die in Anm. 24 zitierte Überlegung stellte anschließend die Schwierigkeit heraus, sich denkend von der Sprache zu distanzieren: „Weil aber unsere wichtigsten Entschlüsse, wenn wir sie ohne Worte denken, oft nur Punkte sind, so wird eine solche Sprache eben so schwer sein zu entwerfen, als die andere, die daraus gefolgert werden woll" (A 3: SB 1, 9). – Vgl. aber vor allem H 146 (SB 2, 197 f.): „*Ich* und *mich*. *Ich* fühle *mich* – sind zwei Gegenstände. Unsere falsche Philosophie ist der ganzen Sprache einverleibt; wir können so zu sagen nicht raisonnieren, ohne falsch zu raisonnieren. Man bedenkt nicht, daß Sprechen, ohne Rücksicht von was, eine Philosophie ist. Jeder, der Deutsch spricht, ist ein Volksphilosoph, und unsere Universitätsphilosophie besteht in Einschränkungen von jener. Unsere ganze Philosophie ist Berichtigung des

Sprachgebrauchs, also, die Berichtigung einer Philosophie, und zwar der allgemeinsten. Allein die gemeine Philosophie hat den Vorteil, daß sie im Besitz der Deklinationen und Konjugationen ist. Es wird also immer von uns wahre Philosophie mit der Sprache der falschen gelehrt. Wörter erklären hilft nichts; denn mit Worterklärungen ändere ich ja die Pronomina und ihre Deklination noch nicht".

26 Vgl. Manfred Frank: *Die Grenzen der Beherrschbarkeit der Sprache*, in: Philippe Forget (Hg.): *Text und Interpretation*. München 1984, 183, über die rationalistischen Prämissen (Frank paraphrasiert hier): „Eine prästabilierte Harmonie macht die grammatisch korrekte Rede zu einer unmittelbaren und verläßlichen Repräsentation logisch korrekt kombinierter ‚Vorstellungen'. Grammatik und Vernunft sind allgemein [...]". Den Diskursanalysen Michel Foucaults zufolge wird später „das Paradigma der Repräsentation und der Ordnung in dasjenige der Geschichte überführt" (so Frank S. 183). Nun wäre im Hinblick auf die Sprachreflexion Lichtenbergs, aber auch Herders und Hamanns, diese Wende relativ früh anzusetzen, nämlich bereits vor der Romantik. Außerdem stellen sich die Verhältnisse (genauer: die Unterschiede der „Paradigmen") *nicht* so eindeutig dar, wenn man statt der *rationalistischen* Philosophie (die natürlich in Frankreich dominierte) die *empiristische* als Vorläuferin moderner Sprachkritik in den Blick nimmt. Zwischen dem empiristischen Beharren auf der konstitutiven vermittelnden Funktion von Zeichen und der modernen Einsicht in die transzendentale Funktion von Sprache besteht eine deutliche Kontinuitätsbeziehung.

27 Vgl. J 392 (SB 1, 710): „[...] Ordnung ist doch am Ende Übereinstimmung mit unserer Natur. Wenn wir vernünftig sprechen, sprechen wir nur immer unser Wesen und unsere Natur. Um unserm Gedächtnisse etwas einzuverleiben suchen wir daher immer einen Sinn hineinzubringen oder eine andere Art von Ordnung. Daher Genera und Species bei Pflanzen und Tieren [...]. Eben dahin gehören auch unsere Hypothesen, wir müssen welche haben, weil wir sonst die Dinge nicht behalten können. [...] So suchen wir Sinn in die Körperwelt zu bringen. [...] Auch die Stufenleiter in der Reihe der Geschöpfe, alles das ist *nicht in den Dingen, sondern in uns*. Überhaupt kann man nicht gnug bedenken, daß wir nur immer uns beobachten, wenn wir die Natur und zumal unsere Ordnungen beobachten".

28 Friedrich Nietzsche: *Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinn*, in: Werke. Hg. v. Karl Schlechta. Bd. 3, München, 6. Aufl. 1969, 1017 ff. Die allgemeinen „Begriffe" sind für Nietzsche Funktionen der Wörter, mittels derer sie in Umlauf gebracht werden; das Individuelle gerät bei der Begriffsbildung aus dem Blick: „Denken wir besonders noch an die Bildung der Begriffe. Jedes Wort wird dadurch Begriff, daß es eben nicht für das einmalige ganz und gar individualisierte Urerlebnis, dem es sein Entstehen verdankt, etwa als Erinnerung dienen soll, sondern zugleich für zahllose, mehr oder weniger ähnliche, das heißt streng genommen niemals gleiche, also auf lauter ungleiche Fälle passen muß. Jeder Begriff entsteht durch Gleichsetzung des Nichtgleichen. So gewiß nie ein Blatt einem andern ganz gleich ist, so gewiß ist der Begriff Blatt durch beliebiges Fallenlassen dieser individuellen Verschiedenheiten, durch ein Vergessen des Unterscheidenden gebildet und erweckt nun die Vorstellung, als ob es in der Natur außer den Blättern etwas gäbe, das ‚Blatt' wäre, etwa eine Urform [...]. Das Übersehen des Individuellen und Wirklichen gibt uns den Begriff, wie es uns auch die Form gibt, wohingegen die Natur keine Formen und Begriffe, also auch keine Gattungen kennt, sondern nur ein für uns unzugängliches und undefinierbares X." (313). – Zu Lichtenberg und Nietzsche vgl. Gockel: *Individualisiertes Sprechen*, 28: Nietzsche nenne „im Rückgriff auf Lichtenberg unsere Wahrheiten Illusionen".

29 Lewis Carroll: *Alices's Adventures in Wonderland & Through the Looking-Glass.* London/New York 1960, 186.
30 Ebda.
31 „The Devils's Dictionary" ist Bestandteil der zwölfbändigen Bierce-Werkausgabe von 1911, in deutscher Sprache liegen hieraus zwei Auswahlbände vor, nach denen im folgenden zitiert wird: 1) Ambrose Bierce: *Aus dem Wörterbuch des Teufels. Auswahl, Übersetzung und Nachwort von Dieter E. Zimmer.* Frankfurt 1980 (zuerst 1966) = WT. – 2) Ambrose Bierce: *Des Teufels kleines Wörterbuch. Seinen Klauen entrissen und ins Deutsche übertragen von Hans Petersen.* Hanau o. J. (Nachwort: 1983) = TW.
32 Dieter Wunderlich: *Über die Konsequenzen von Sprechhandlungen*, in: *Sprachpragmatik und Philosophie.* Hg. v. Karl-Otto Apel. Frankfurt 1976, 441 (zuerst 1975).
33 Vgl. hierzu Rudolf Jung: *Sprachkritik bei Lichtenberg und Herder.* In: *Jahrbuch des Wiener Goethe-Vereins* NF 70 (1966), 36 ff. – Ferner Gockel: *Individualisiertes Sprechen* 108.

Kannte Holz die Ailurokriomachie?

In Arno Holzens literatursatirischem ‚großem, lyrisch-dramatischen Wortmysterium' „Die Blechschmiede" finden sich die folgenden Verse:

„Auf einem sich buckelnden, pfauchenden Kater,
sich prügelnd, Lichtenberg mit Lavater!"

(Nach: Arno Holz, Werke 6, 1963, 304. Hrsg. von Wilhelm Emrich und Anita Holz).

Der gelehrte Naturalist muß irgendwoher von der extrem seltenen anonymen Schmähschrift (wiedergedruckt nach dem Unikat in der Göttinger Bibliothek: Bw 2, 352 ff.) Kenntnis bekommen haben, möglicherweise aus Br, wo anmerkungsweise eine Rezension dieser Schrift zitiert ist, oder vom Vorbesitzer des Unikats Otto Deneke. Freilich war Holz denn doch nicht gelehrt genug, denn er vermischt Lichtenbergs Polemik gegen Voß mit der gegen Lavater. Bleibt noch anzumerken, daß Holz den Namen des Zürcher Pfarrers auch nicht schweizerisch, sondern lateinisch korrekt akzentuiert hat.

U. J.

Kerstin Stüssel

Ungelehrtes Schreiben und die Todesstrafe: Lichtenberg über Anna Louisa Karsch

Die beeindruckende Wirkung der sogenannten „Naturdichterin" Anna Louisa Karsch, die als Frau und Ungelehrte gegen jede Regel Karriere macht, manifestiert sich – kaum zu verwundern – auch in Lichtenbergs Notizen, in KA 226, D 196, F 944 und L 655.[1] Dies allein müßte noch keine besondere Aufmerksamkeit erfordern, Interesse verdienen Lichtenbergs Bemerkungen über „die Karschin" jedoch, weil sich in ihnen seine Auseinandersetzung mit zwei für ihn und für seine Zeit zentralen Themenkomplexen abspielt: zum einen die aufkommende allgemeine Autorschaft, mit der sich das Schreiben und Publizieren von Herkunft, Ausbildung und Geschlecht löst, das, was die Zeitgenossen polemisch als „Schreibe- und Autorsucht" etikettierten, zum anderen die zeitgenössische Hinrichtungspraxis und der um sie kreisende Diskurs des „Augenblicksbewußtseins". Außerdem sind einige Details der Bemerkungen Lichtenbergs über die Karschin auch durch Promies' detaillierten Kommentar noch nicht geklärt.

Anna Louisa Karsch war am 12. Oktober 1791, noch bevor Lichtenberg die letzte Bemerkung über sie niederschrieb, nach einem Leben, dem man wohl zu Recht den Gemeinplatz „wechselvoll" zuordnen wird, in Berlin gestorben. 1722 in Niederschlesien unter dem Namen Dürbach als Tochter eines Bierbrauers und Wirtshauspächters geboren, erlebt sie die unwahrscheinliche Karriere einer „Naturdichterin", die ohne gelehrte Ausbildung – eingeprägt hat sich das Bild des Kühe hütenden Mädchens – erfolgreich Gedichte verfertigt. Mit Hilfe adliger Gönner findet sie in den 1760er Jahren aus ärmsten und beschränkten Verhältnissen Einlaß in die Berliner Gesellschaft, bei „Stadt" und „Hof", wie es Moses Mendelssohn formuliert. Dort fasziniert sie durch ihre Fähigkeit, auf Zuruf poetische Texte zu verfertigen, und macht mit den renommierten Vertretern der intellektuellen Szene, etwa mit Gleim, Ramler und dem Ästhetiker Sulzer, Bekanntschaft. Trotz dieser Beziehungen gelingt es ihr nicht, zu einem akzeptierten Mitglied der „guten" Gesellschaft zu werden, selbst die Audienz bei Friedrich II. bleibt ohne greifbares, d.h. finanziell lohnendes Ergebnis.

Der Berliner Erfolg ist vorbereitet durch Anna Louisa Karschs frühere poetische Praxis in der schlesischen Provinz, wo sie mit Gelegenheitsversen zu Taufen, Hochzeiten, Geburtstagen und Begräbnissen den Unterhalt für ihre Kinder und sich selbst sicherstellt. Die Scheidung vom ersten Mann, übrigens die erste im damaligen Preußen, und die Trennung von ihrem zweiten Mann lassen die Frau unversorgt, so daß die Not die Mutter ihrer Poesie ist. Vor allem die poetische

Verherrlichung, aber auch die realistisch-sozialkritische Schilderung der preußischen Siege unter Friedrich II., die sich in zahlreichen Einzeldrucken niederschlägt, verschafft ihr schließlich Kredit in Berlin und bei den tonangebenden Poeten und Poesietheoretikern. Ihr Ruf, den sie durch eine kluge Selbstdarstellungsstrategie untermauert,[2] verbreitet sich durch die Aufrufe zur Subskription einer durch Gleim und Sulzer veranstalteten Edition ihrer Schriften; selbst englische und französische Zeitschriften werden auf sie aufmerksam; Diderot erwähnt sie in seinem Essay „Über die Frauen" als Beispiel einer Hysterikerin, und Rousseau läßt ihr ein Exemplar seiner „Nouvelle Heloise" überreichen.[3]

Abgesehen von der frühesten Erwähnung der Anna Louisa Karsch durch Lichtenberg bereits in KA 226, Anfang 1770, wo – dem Charakter dieses Exzerptenhefts entsprechend – lediglich ein Kästnersches Epigramm über ein Gedicht der Anna Louisa Karsch zitiert wird, das im Göttingischen Musenalmanach 1770 erschienen war, kreisen die nächsten beiden Eintragungen um die Frage, wer schreiben könne und dürfe und welche Konsequenzen die allgemeine Autorschaft habe. In eigenartiger Weise fällt dieses Thema schließlich in L 655 mit Lichtenbergs Exekutionsstudien zusammen.

Die zweite Bemerkung stammt aus der Zeit zwischen September und Dezember 1773. Die „Geschichte der Karschin" wird von Lichtenberg im Zusammenhang mit Fragen der „Bildung" ins Spiel gebracht. Sie werden im 18. Jahrhundert bezeichnenderweise sehr oft am Komplex der Autorschaft entfaltet, wohl weil sich hier die allmähliche Ablösung der alten, hierarchischen Gesellschaft durch die moderne, funktional differenzierte Gesellschaft am ehesten und für die Gebildeten am deutlichsten manifestiert: Die Verbreitung des Musenalmanachs unter den Schulmeistern und das Bekanntwerden der Karschinschen Biographie würden, so vermutet Lichtenberg ironisch, ein „neues Arkadien" entstehen lassen. Diese Lichtenbergsche Vision knüpft an die traditionellen, gelehrten und galanten Vorstellungen von Bukolik an: Arkadien ist das Land der tändelnden und dichtenden Hirten.[4] Die dichtenden Hirten verweisen zwar einerseits auf einen imaginierten historischen Anfang der Dichtkunst, die zunächst ohne Regeln produziert wird, dann indes der Regeln und der Nachahmung von Mustern notwendig bedarf, können aber auch, wie die andere Seite derselben Münze, als Bild für die Möglichkeit einer allgemeine Autorschaft verwendet werden. Wenn prinzipiell jeder, nämlich auch die ungebildete Hirtin Anna Louisa Karsch, Dichter werden kann, scheint die Gefahr oder die Chance nahe zu liegen, daß jeder nach Belieben alles werden kann. Dieser Gedanke erklärt Lichtenbergs plötzlichen Übergang zu einer Erörterung über die begrenzten Selbständerungsfähigkeiten des Menschen:

> „Ein Glück ist es, daß der Himmel uns nicht die Macht gegeben hat (so) vieles an unserm Körper zu ändern, als wir wollen und als unsere Theorie für notwendig angeben würde. Der eine würde sich mit Augen, der andere mit Geburts-Gliedern, ein dritter mit Ohren besetzen – wo wir ändern können ist es

bloß die Oberfläche, die uns der Himmel frei gegeben hat um damit zu spielen, für was er uns halten muß können wir schon daraus sehen, daß er uns vom Wesentlichen nicht eine Stecknadel groß anvertraut hat".

Zunächst im scheinbaren Gegensatz zur Argumentation in der späteren Physiognomikkritik, wo Lichtenberg die Formbarkeit des Menschen und seines Äußeren durch die Umstände wie durch sich selbst in den Vordergrund stellt, beharrt er hier auf der begrenzten Fähigkeit des Menschen, sich selbst willkürlich zu verändern. Eigenartigerweise wechselt er im zweiten Absatz die Bezugsebene: War im ersten Absatz von intellektuellen Fähigkeiten die Rede, von der schreibenden Frau Karschin, vom rechnenden Bauern, so steht nun der menschliche Körper im Mittelpunkt: Während dieser fixiert ist, lassen sich jene verändern, bilden. Eine feste, eindeutige Beziehung zwischen Innen und Außen, wie sie die Lavatersche Physiognomik annimmt, ist damit aber auf jeden Fall ausgeschlossen.

Die Verse der Bemerkung F 944, die zwischen Herbst 1777 und Frühjahr 1778 entstanden ist, gehören wohl zu jenen „versus memoriales", die Lichtenberg bereits in E 13 ironisch mit dem Ziel projektiert, „unsre großen Schriftsteller im Kopf zu behalten". In E 142 verweist Lichtenberg erneut auf diesen Plan und zitiert einen Merkvers über die englischen Könige, nach dessen Muster er seine Memorierverse gestaltet habe. Tatsächlich ist die Reihe der deutschen Dichter in der zweiten Zeile von F 944 der Reihe der Könige „Ric, John, Henricus, tres Edward, Ricque secundus" aus E 142 zum Teil analog.

Die Streichungen in der Handschrift zeigen, wie sich Lichtenberg um eine prosodisch einwandfreie Konstruktion des Hexameters bemüht;[5] seinen Witz erhält der Text vor allem durch die lateinisch-deutschen Namens-Reim-Spielereien, wo „quinq(ue)" und „(Goe)cking"„(La)vatérque" und „matérque" einen ziemlich „schrägen"[6] Binnenreim bilden. „Karschia" ist m. E. als Apposition zu „mater", nicht als Namensergänzung zu lesen, denn anders ist das Komma, das das Elternpaar vom Namen der „Mutter" trennt, nicht zu erklären.[7] Daß Lavater und Anna Louisa Karsch hier als Eltern der neueren deutschen Dichtung auftreten, ist wohl der Lichtenbergschen Verachtung ihrer „Kinder" geschuldet und wirft auf beide ein zweifelhaftes Licht. Die letzten, kaum von Prosa zu unterscheidenden Verse wandeln das bekannte lateinische Sprichwort „dum spiro spero" ab, das wiederum einen Gedanken Ciceros aufgreift.[8] Die gedankliche Pointe besteht hier in einem vermeintlich unauflöslichen Zusammenhang von Leben, Lieben, Poesie und Hoffnung in der neueren deutschen Literatur, wobei Lichtenberg, wenn man an seine sonstigen kritischen Bemerkungen zu diesem Thema denkt, wohl jede Hoffnung für vergebens hält.

Lichtenbergs späteste und am schwierigsten zu entschlüsselnde Bemerkung zu Anna Louisa Karsch ist L 655 aus seinem letzten Lebensjahr: „Die Karschin in ihrem 3ten Jahre: „Schwabb, war er ab". Schwabb, war er ab, was soll das heißen, worauf zielt dieses kryptische, kontextlose Zitat eines kindlichen Ausspruchs, der kindliche Brutalität, vielleicht Obszönität vermuten läßt? Welchen Witz über-

gibt Lichtenberg hier seiner und schließlich unserer Erinnerung? Lichtenbergs Quelle für das „Schwabb, war er ab" ist wohl die 1792 erschienene zweite Sammlung der Karschinschen Gedichte, die von ihrer Tochter Caroline von Klenke herausgegeben und mit einem längeren Lebensabriß versehen worden war.[9] Im biographischen Teil verweist die Tochter darauf, daß sich das poetische Talent der Mutter schon im Kindesalter offenbart habe:

> „Sie kroch unter den Bänken der Gaststube herum, und saß zu halben Tagen, wie ein Gedanke, ganz still vor sich weg, ohne auf etwas zu merken, was um sie her vorging. Vermuthlich hatten die Gespräche der Bauern und gemeinen Gäste des Wirthshauses keinen Reiz für ihr Ohr, und ihren Eltern fehlte die Zeit, sich mit ihr zu unterhalten. Indessen verrieth sie doch dann und wann Lebhaftigkeit wenn es Vorfälle gab, welche selten genug waren, auf das verborgene Feuer ihres Verstandes zu würken. So geschah es zum Beweise einstmals, daß sie als ein dreijähriges Kind auf dem Arme ihrer Großmutter der Hinrichtung eines Delinquenten zusahe, und als sein Kopf mit einem Schwerdtstreich des Nachrichters abflog, klopfte sie in die Hände, und rief von einer plötzlichen Empfindung getrieben: ‚Schwabb, war er ab!' Mit diesem Reime entsprang der erste Funken ihres dichterischen Genies, wovon die Umstehenden, welche herzlich lachten, zwar nichts vermutheten, allein den Ausspruch eines Kindes doch für so merkwürdig fanden, daß sie ihn ihren Bekannten wiederholten, und ihn so im Andenken erhielten".[10]

Daß sich Lichtenberg durch diese biographische Engführung von „Kindermund" und Geniemanifestation faszinieren läßt, durch einen kuriosem, rohen Binnenreim, der anläßlich der Beobachtung einer Hinrichtung entsteht, ordnet sich in sein intensives Interesse an Exekutionen ein, das bereits in den englischen Tagebüchern belegt ist und das sich in den letzten Jahren seines Lebens in der Arbeit „Ein Wort über das Alter der Guillotine" und in der Beschäftigung mit der Friedhofsszene in Hogarths Zyklus „Industry and Idleness" vertieft. Geht es ihm in den Bemerkungen zur dritten Platte von „Fleiß und Faulheit" um die absurde Sicherheit der Toten, die im Gegensatz zu den freien, aber unsicheren und riskant Lebenden wissen, „daß sie nicht mehr gehenkt werden" (L 193)[11], so nähert er sich mit L 655 jenem rätselhaften Komplex, der ihn schon früher stark beschäftigt hat: Mit seiner reimenden Betonung des abgetrennten und ergänzungslosen Verb-Präfixes „ab" ähnelt der rudimentäre Reim des Kindes zunächst einer Formulierung aus „Ein Wort über das Alter der Guillotine", wo es von den „alten Köpfmaschinen" umgangssprachlich heißt, daß ihre Schneide auf dem Klotz liegen bleibe, „nachdem der Kopf (...) ab ist".[12] Im Zentrum von Lichtenbergs Interesse steht aber die prekäre Beschreibung des eigentlichen Hinrichtungsmoments, wie es bereits in der Bemerkung L 378 aus den ersten Monaten des Jahres 1798 bezeugt ist:

> „Das größte Geheimnis, das so viele Menschen gewußt haben, und noch so viele beiderlei Geschlechts einst wissen werden, das man gewöhnlich an

öffentlichen Plätzen erfährt, das aber noch nie jemand ausgeplaudert [hat], noch je ausplaudern wird. – *Die Empfindung wenn einem der Kopf abgehauen wird*".

Die weder der Fremd- noch der Eigenbeobachtung zugängliche, inkommunikable Empfindung versucht die kindliche Reimerei vergebens einzufangen; sie ist ein sich selbst dementierendes Unternehmen, denn die Augenblickshaftigkeit des Geschehens, das durch das onomatopoietische „Schwabb" bezeichnet ist, wird durch die reimende Wiederholung des Klanges aufgesprengt und konterkariert: Aus einem „(Schw)abb" werden gewissermaßen zwei, ein Zeit-„Punkt" verwandelt sich in eine Zeit-„Spanne". Dies ist die poetische Fassung für die Unzugänglichkeit jenes psychologischen Übergangs-Moments, den Lichtenberg in L 378 mit der Differenz zwischen Öffentlichkeit und höfisch-staatlichen Arkana und in der Guillotine-Arbeit mit optischer Metaphorik beschreibt: „Wer da weiß, daß er unter dem Beil sterben muß, in einem Augenblick, betrachtet diesen Augenblick durch ein Vergrößerungsmittel".[13]

Die merkwürdige, nicht auf Lichtenberg beschränkte Tendenz, den fremdbestimmten Übergangsmoment vom Leben zum Tode zu vertexten, steht im beklemmenden Gegensatz zur Beschleunigung des modernen Strafrituals, das die langwierigen, den jeweiligen Verbrechen und der Standeszugehörigkeit des Delinquenten angepaßten Hinrichtungsverfahren der frühen Neuzeit allmählich durch technische Vereinheitlichung und Abstraktion von Tat und Täter ersetzt.[14] Die Beschleunigung und Perfektionierung der Hinrichtungen durch Schwert und Strang, vor allem aber durch die Guillotine, die Abkehr von besonders brutalen Tötungsarten wie Verbrennen, Ertränken, Rädern u.a. gehen jedoch einher mit der Irreversibilisierung des Geschehens. Die wunderbaren Rettungen, die Gottesurteile und die heiratswilligen Frauen, die den Vollzug des Urteils traditionsgemäß allein noch verhindern können, werden aus dem Ritual ausgeschlossen, so daß selbst der Zufall als letzte Hoffnung des Delinquenten aus dem Spiel ist.[15]

Es gehört zur zeitgenössischen Debatte um die Hinrichtungen, daß die Zuschauer des „Spektakels" mehr und mehr als Angehörige des niedrigsten, fastkriminellen „Pöbels" diffamiert werden: Zur Hinrichtungsszene von „Industry and Idleness" schreibt Lichtenberg zum Beispiel: „Das Gewühl ist hier groß, von allerlei Menschen, besonders der Klasse, die sich um die Exspektanz zu ähnlichen Promotionen bewerben".[16] Daß die Biographie Anna Louisa Karsch, die von der Gesellschaft zur Naturdichterin „promoviert" wurde, in solchem „Gewühl" ihren dichterischen Anfang nehmen läßt, kann schließlich als überzeugender Beweis gegen die These gelesen werden, daß die Herkunft über das Schicksal der Menschen entscheidet.

1 SB 1/2K, 1402.
2 Kerstin Stüssel: *Poetische Ausbildung und dichterisches Handeln. Poetik und autobiographisches Schreiben im 18. und beginnenden 19. Jahrhundert.* Tübingen 1993, 216 ff.
3 Über die neueste Forschung informiert jetzt: Anke Bennholdt-Thomsen, Anita Runge (Hg.): *Anna Louisa Karsch (1722-1791). Von schlesischer Kunst und Berliner „Natur". Ergebnisse des Berliner Symposions zum 200. Todestag der Dichterin.* Göttingen 1992, 9 ff.
4 Vgl. Klaus Garber: *Der locus amoenus und der locus terribilis. Bild und Funktion der Natur in der deutschen Schäfer- und Landlebensdichtung des 17. Jahrhunderts.* Köln 1974.
5 Christian Wagenknecht: *Lichtenbergs Gedichte. Metrische Miszellen*, in: *Text + Kritik* 114 (1992), 57-63.
6 Ebd., 58.
7 Sowohl Leitzmann als auch Promies drucken das Komma. In Promies' Kommentar, 465, fehlt das Komma allerdings ohne Erklärung, ebenso wie in Wagenknechts Arbeit.
8 Vgl. *Carmina medii aevi posterioris latina. II/1: Proverbia sententiaeque latinitatis medii aevi. Lateinische Sprichwörter und Sentenzen in alphabetischer Anordnung.* Gesammelt und herausgegeben von H. Walther, Göttingen 1963-1969, 6724: Cicero: *Briefe ad Atticum* 9, 10, 3: „ut aegroto dum anima est, spes est".
9 *Gedichte von Anna Louisa Karschin geb. Dürbach. Nach der Dichterin Tode nebst ihrem Lebenslauff herausgegeben von Ihrer Tochter C. L. v. K.* Berlin 1792.
10 Ebd.: Vorberichtender Lebenslauf der Dichterin Anna Louisa Karschin, geb. Dürbach. 14 f.
11 Vgl. auch L 360: „*Industry and Idleness.* Kirchhof-Szene, da kann vieles über Kirchhöfe und Noch-nicht-gehenkt-sein gesagt werden ..." – Vgl. Gerhard Neumann: *Georg Christoph Lichtenberg und die Guillotine. Zur Geschichte eines sozialen Topos*, in: *Zur Geschichtlichkeit der Moderne. Der Begriff der literarischen Moderne in Theorie und Deutung. Festschrift für U. Fülleborn.* Hg. v. T. Elm und G. Hemmerich. München 1982, 93-111.
12 *Ein Wort über das Alter der Guillotine.* In: SB 3, 488-491, hier: 489.
13 Ebd., 490.
14 Neumann: *Lichtenberg und die Guillotine.* (Anm. 11)
15 Vgl. Richard van Dülmen: *Theater des Schreckens. Gerichtspraxis und Strafrituale in der frühen Neuzeit.* 3. Auflage München 1988, 102 ff. 149 ff.
16 SB 3, 1058.

Sich deutliche Begriffe nach Berlin verschreiben:

Am 23. 11. 1801 schrieb die vormalige Prinzessin von Hessen-Darmstadt und nun Königin von Preußen, Luise, an die Gräfin Voß:

> „[...] wir haben die Erklärung der Karikaturen Hogarths von Lichtenberg gelesen, die Delbrück uns gebracht hat. In der guten, lieben Stadt Berlin ist es nicht derselbe Lichtenberg wie in Darmstadt, aber es ist einer, der im Nagel seines kleinen Fingers mehr Geist besaß, als ich in meinem ganzen Leib und Kopf. [...]".

(Nach: Königin Luise. Ein Leben in Briefen. Hrsg. von Karl Griewank. 1943, 141). U. J.

Kleinere Beiträge

Julia Hoffmann

Kein neues Lichtenberg-Porträt
Zum Frontispiz dieses Jahrbuchs

Die Reproduktion dieses Porträts ist ein kleiner Nachtrag zu Bernd Achenbachs und Ulrich Joosts 1991 erschienener Lichtenberg-Ikonographie. Die dort als Nr. 16 abgebildete Silhouette hatte einen Antiquariatskatalog von 1973 zur Vorlage, der den Scherenschnitt verkleinert (und etwas nachgearbeitet) wiedergab. Der Verbleib des Originals, das als eine von dreizehn Silhouetten bedeutender literarischer Persönlichkeiten in einem Silhouettenbüchlein enthalten ist, war danach unbekannt, ebenso wie die näheren Umstände dieser Scherenschnittsammlung, ihr Urheber oder Erstbesitzer und die genauere Entstehungszeit. Ein Blick in einen amerikanischen Handschriften-Katalog konnte nun immerhin den gegenwärtigen Aufenthaltsort klären: das Silhouettenbuch befindet sich seit 1973 im Department of Printing and Graphic Arts der Houghton Library, Harvard University, die uns den Abdruck der Silhouette freundlicherweise gestattete. Sie erscheint hier nun von einer Xerokopie in Originalgröße reproduziert. Der ovale Ring ist mit Rötelstift gezogen, die Bildunterschrift mit blauer Tinte geschrieben. Das Seitenformat des Buches ist 19,5 : 11 cm; eingebunden ist es in einen mit gemustertem Buntpapier überzogenen Deckel.

Bei den übrigen zwölf in dem Buch versammelten Literaten oder Gelehrten handelt es sich um „Hofrath Zimmermann z. Hannov.", „Prof: Engel, zu Berlin", „Resident von Gerstenberg. z Lübek", „Kanonik. Gleim, zu Halberst:", „Kanzlei Direct: Göcking, z. Elrich", „Legat: Rath Klopstock, z. Hamb.", „Moses Mendelssohn", „D. Miller, zu Göttingen", „Prof: Ramler, zu Berlin", „Joh: Jac. Rousseau, zu Genf", „Hofr: Wieland, zu Weimar" und „Prof. Zachariä z. Braunschw:".

Für die Entstehungszeit der einzeln auf das Papier geklebten und zum Teil recht unterschiedlich großen Scherenschnitte gibt es kaum einen Anhaltspunkt. Die oben zitierten Bildbezeichnungen geben allenfalls bescheidene Hinweise: Heinrich Wilhelm von Gerstenberg zum Beispiel war erst seit 1775 als dänischer Resident und Konsul in Lübeck anzutreffen, Miller hingegen ist schon seit 1775 in Ulm, wonach die Ortsangabe unmöglich richtig sein kann. Allerdings läßt sich aus der Tatsache der ausgeschnittenen Schattenbilder nicht sicher schließen, daß die Silhouetten bei Begegnungen mit den Porträtierten entstanden sind. Denkbar wären auch ausgeschnittene Kopien, was sich vor allem im Falle des Rousseau-Bildes vermuten läßt. Klärung könnte hier ein Vergleich mit weiteren Silhouetten der dargestellten Persönlichkeiten bringen.

Achenbach/Joost datieren das Lichtenberg-Porträt aufgrund von Ähnlichkeiten mit anderen Silhouetten auf zirka 1785 und der Antiquar Kaldewey das Ganze auf „um 1780". Die Houghton Library nimmt zirka 1775 an, was sicherlich zu früh ist, denn die Silhouettenmode, der diese Sammlung höchstwahrscheinlich zugehört, setzt erst

1778-1780 so recht ein. Ein von der Bibliothek auf dem Vorsatzblatt angebrachter Zettel spricht allerdings von „Klopstock at the age of 50 – Silhouette made by F. C. X. Starcke of Weimar around the year 1775". Leider habe ich nicht erfahren, woher diese Angaben stammen. Jedenfalls ist diese Silhouette der Hamburger Arbeitsstelle Klopstock-Edition (die jedoch die Porträts nur beiläufig sammelt) nicht bekannt, und die Ähnlichkeit zu den dort bekannten (auch den in Haartracht und Haltung entsprechenden: Slmg. v. Einem, Jakob v. Döhren) ist eher gering. Lediglich das Blatt in dem 1783 in Halle erschienenen Buch „Schattenrisse edler Teutschen. Aus dem Tagebuche eines physiognomischen Reisenden" 1. Band, S. 114 bringt die Kinnpartie so wie Starcke, und das würde ja auch Kaldeweys und A/J's Datierung unterstützen.

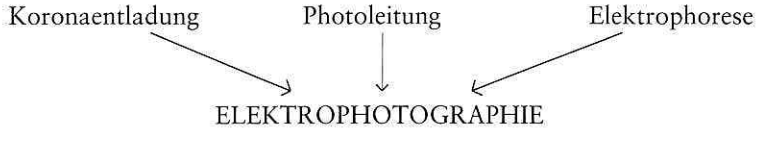
Über die Zuweisung des Albums an F. C. X. Star(c)ke habe ich nichts weiter in Erfahrung bringen können. Tatsächlich steht bei zwei der Bildunterschriften ein „St." in der Ecke. Der Weimarer Kupferstecher Johann Christian Starke, der den Umschlag zu Schillers Musenalmanach auf 1797 gestochen hat, kann schwerlich gemeint sein (er lebte von zirka 1764-1840), ist aber vielleicht mit ihm verwechselt. Hinweise und Ergänzungen sind willkommen.

Eberhard Bayer

Von den Lichtenbergschen Figuren zur Elektrophotographie

„Kästners Namen, nämlich nur das *K* mit einem Kranz geschrieben, habe ich ihm hinter Glas in einem goldenen Rahmen geschenkt, er war ganz außer sich darüber...".

Lassen Sie mich von dieser 1777 verfaßten Briefstelle G. Ch. Lichtenbergs[1] einen Ausflug bis zu eigenen experimentellen Forschungsarbeiten machen, die ziemlich genau 200 Jahre später zu einem recht lukrativen Grundsatzpatent für Siemens bei der Entwicklung von Laserdruckern führten. Es würde mich sehr freuen, wenn es mir gelänge, in diesem von meinem verehrten Lehrmeister Herrn Professor Brix angeregten Aufsatz, auch Außenstehenden nebenbei einen prinzipiellen Einblick in das Innenleben moderner Bürogeräte verschaffen zu können. Zu diesen dienstbaren Geistern zählen heute sowohl Photokopierer, als auch mittlerweile schon sehr klein gewordene Personal Computerdrucker als auch kurz FAX genannte Facsimileapparate, die man zu gut deutsch auch Fernkopierer nennen kann. All diese Geräte funktionieren nach den Kunstregeln der Elektrophotographie, deren Grundzüge trotz ihrer Bedeutung im heutigen Alltag, noch immer in keinem mir bisher begegneten Schulbuch zu finden sind. Um nicht gleich zu Beginn einer Gefahr der Verwirrung in der Vielfältigkeit von Erscheinungen zu erliegen, wie es einem allzu oft beim Studium von Gebrauchsanweisungen geschieht, sei auf folgende Übersicht verwiesen:

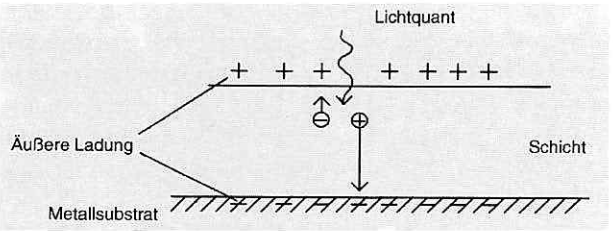


Dieses Schema zeigt die drei wesentlichen physikalischen Erscheinungen, deren sinnreiche Kombination zum Prinzip der Elektrophotographie führt. Genau dieses war unter persönlich ergreifend schwierigen Umständen im Jahre 1938 in einmalig orginärer Art einem Amerikaner namens Chester F. Carlson gelungen.[2] Als Frucht dreijährigen intensiven Nachdenkens hatte Carlson zusammen mit einem emigrierten deutschen Physiker Otto Kornei ersten praktischen Erfolg bei folgendem Prinzipversuch:

Kornei hatte gerade eine verbesserte Photoleiterplatte (das einzige Element der Elektrophotographie, das G. Ch. Lichtenberg als solches noch nicht kannte), eine ca. 4 x 7 cm^2 große, mit Schwefel beschichtete Zinkplatte hergestellt. Diese wurde im Dunkeln durch Reiben mit einem Fell aufgeladen. Nach Belichten durch eine Maske entstand dank der Photoleitfähigkeit des Schwefels ein nach der Maske geformtes latentes Ladungsbild auf der Schwefelschicht. Durch Bestreuen mit geladenem Farbpulver konnte anschließend eine Kopie getreu der dem Ladungsbild angelagerten Farbpulververteilung erzeugt und anschließend auf ein Papier abgedruckt werden. Wenn auch die letzten drei Sätze vielleicht Außenstehenden nicht gerade einfach verständlich klingen, so möge man mir verzeihen. Das Ergebnis dieses so beschriebenen ersten gelungenen Elektrophotographie-Versuches ist jedenfalls im folgenden Bilde historisch eindeutig dokumentiert:



Diese Aufnahme entstand in einem provisorisch als Labor eingerichteten Hotelzimmer. Nach sicher nicht zu unterschätzender Geduld beim Aufladen, Belichten und Pulverbestreuen zahlloser Materialien war es gelungen, den ersten durch Photoleitung gesteuerten, elektrophotographischen Druckprozeß zustande zu bringen. Lichtenbergs berühmte Figurenspiele standen und fielen mit der Suche nach geeigneten Elektreten[3]. Carlsons Fortschrittsidee bestand in der Suche nach „Elektreten", die ihr Isolationsvermögen in Abhängigkeit von einer Belichtung *steuerbar* zeigten. Schematisch läßt sich dieser Lichtsteuerprozeß mit folgender Skizze beschreiben:



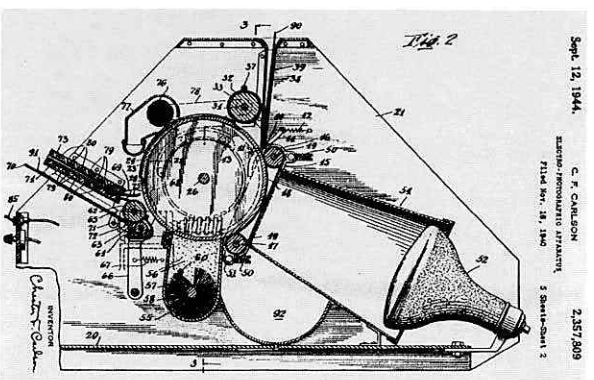
Ein innerhalb einer geeigneten Schicht absorbiertes Lichtquant führt zur Erzeugung eines Ladungsträgerpaares ⊖ ⊕, das durch die Anziehungskräfte der äußeren Ladungen noch weiter getrennt wird und nach seiner Wanderung durch die Schicht die lokale Oberflächenladung kompensiert. Schichtmaterial dieser Art nennt man Photoleiter.

Entdeckt wurde die Photoleitung völlig unerwartet von W. Smith im Jahre 1873. Er berichtete erstmals über eine durch Licht verursachte Erhöhung der Stromleitfähigkeit in einem dem zuvor erwähnten Element Schwefel verwandten Element Selen, das damals, seinem glänzenden Aussehen nach, noch für ein Metall gehalten wurde.

Wesentliche Schritte für das Verständnis der Photoleitung konnten erst nach der Einführung von Begriffen der Quantentheorie und der darauf aufbauenden Halbleiterforschung gewonnen werden, wie sie nach 1920 besonders eifrig, abermals in Göttingen, von R. W. Pohl und seinen Schülern betrieben wurde. Es sollte sich zeigen, daß die interessante Eigenschaft der Photoleitung gerade besonders ausgeprägt in der damals neu gefundenen Stoffklasse der Halbleiter zu finden ist.

Ich möchte an dieser Stelle die Photoleitung vorläufig verlassen, man ahnt, das ist und bleibt ein interessantes Forschungsgebiet.[4] Um zu einem der Allgemeinheit dienlichen elektrophotographischen Apparat zu gelangen, nutzt aber nicht so sehr die Vertiefung in Einzelphänomene, sondern eine sinnvolle Kombination mehrerer Prozeßschritte muß rechtzeitig gewagt werden. In diesem Falle war eine Einrichtung gesucht, in die man an einer Stelle weißes Papier und eine Vorlage einlegt, anschließend auf einen Knopf drückt und daraufhin eine Kopie und die Vorlage zurückerhält.

Auch bei dieser als Geräteentwicklung zu nennenden Aktivität hat sich C. F. Carlson abermals als überragende Erfinderpersönlichkeit hervorgetan. Ein Resultat seiner Bemühungen ist der folgenden Abbildung zu entnehmen, die aus einer Grundsatzpatentanmeldung des Jahres 1944 stammt.[5]



Kurz gesagt: die Erfindung des Rades oder besser gesagt einer Trommel mit einer Photoleiterschicht mußte verquickt werden mit vielen weiteren guten Ideen, zum Beispiel dem Ersatz der Katzenfellreiberei durch eine der Lichtenbergschen Figurenerzeugung verwandten Koronaaufladung. Trotz damals zeitbedingter Verzögerungen, wo allgemein nur wenig Interesse an nicht-militärischen Neuerungen herrschte, konnten Carlsons Ideen bis 1948 am Batelle Memorial Institute, Columbus soweit ausgearbeitet werden, daß eine damals noch sehr kleine Firma durch Übernahme der Exklusivrechte für Carlsons Patente damit zu einem weltbekannten Großunternehmen namens Xerox wachsen konnte. Zahllose Forscher mühten sich seitdem unentwegt an Verbesserungen und nach Ablauf von Carlsons Hauptpatentrechten konnten sich auch noch andere Firmen auf diesem neu erblühten Arbeitsgebiet tummeln.

Es sollte aber nicht nur bei einfachen Kopiermaschinen bleiben. Gerade beim Aufkommen der ersten größeren Elektronenrechner zu dieser Zeit, stieß das Ausdrucken der Daten auf mechanischen Druckern mit Typenhebeln oder -ketten schnell an seine Grenzen. Zufällig waren zu dieser Zeit gerade auch Laser mit elektrooptischer Steuerungsmöglichkeit, ursprünglich für Nachrichtenübertragung erdacht, gerade ebenfalls im Werden.[6] Da dauerte es nicht lange bis bei dem renomierten Computerbauunternehmen IBM ein durch Daten gesteuerter Laserstrahl auf eine rotierende Photoleitertrommel gelenkt wurde und bald die ersten Laserdrucker im Rampenlicht der Computermessen zu sehen waren.

Wie konnte man da nun noch als kleiner Forschungsgesandter der deutschen Großindustrie, ehemaliger Schüler des Darmstädter Lichtenberg-Gymnasiums etwas mitwirken? Auch Siemens hatte unter Führung eines wackeren Schwaben gerade noch rechtzeitig ein Laserdruckerprojekt gestartet. Mit dem damals von AEG besonders propagierten Photoleiter Arsentriselenid (As_2Se^3) und einem bewährten, rotleuchtenden Helium-Neon-Laser wagte man einen einfacheren Weg als IBM, obwohl in Xerox-Patenten Rotlicht für den As_2Se_3-Photoleiter wegen sogenannter Ermüdungserscheinungen ausdrücklich ausgeschlossen war.[7]

Unser Labor bekam den Teilauftrag, diese Ermüdungserscheinungen, die sich hauptsächlich im Verlust einer schnellen Wiederaufladefähigkeit des As_2Se_3Photoleiters nach Rotbelichtung zeigten, entweder durch Materialzusätze oder sonstige Maßnahmen zu beseitigen. Ich versuchte mein Glück mit „sonstigen Maßnahmen", und zwar mit einer besonderen *Spektralverteilung* bei einer sogenannten *Zwischenbelichtung*, die zur Löschung der vorhergehenden Ladungsbilder bei jedem Umlauf der Photoleitertrommel sowieso nötig war.

Nach zwei Jahren Untersuchungsarbeit in einer Dunkelkammer an einer Eigenbau-Meßapparatur hatte ich eine besondere Spektralverteilung für die Zwischenbelichtung ausfindig gemacht, die das Gewünschte leistete. Zwischendurch regelmäßig abgehaltene Gruppenbesprechungen im engeren Kollegenkreis hatten einen oft, dank wertvoller Ratschläge und scherzhafter Ermunterungen, vor tückischen Zirkelschlüssen bewahrt. Mit zittriger Schrift und groben Skizzen wurde zu Ostern 1977 ein Erfindungsmeldebogen ausgefüllt. Ein wohlmeinender Kollege aus der Patentabteilung formulierte eifrig neu und verfaßte schließlich eine juristisch wasserdichte Patentschrift.[8] Dann galt es noch die firmeneigenen Entwickler des Druckerprojektes von der Wirksamkeit der vorgeschlagenen Maßnahme im rauhen Dauerversuchsbetrieb zu überzeugen. Ende gut, alles gut; der Siemens-Laserdrucker, ein Gerät für Großrechner mit 20.000 Zeilen Druckleistung pro Minute, konnte sich seither gut gegen zahlreiche Konkurrenz behaupten. Trotz langwieriger, sprachlich schwieriger Patent-

verhandlungen mit japanischen Firmen, flossen und fließen Lizenzeinnahmen immer noch recht ordentlich.

1 Promies, Wolfgang: *Georg Christoph Lichtenberg*, 1964, 61.
2 Dessauer, J. H./Clarke, H. E.: *Xerographie and Related Processes*, Focal Press, 1965. 34 ff.
3 Promies, Wolfgang: *Georg Christoph Lichtenberg*, 1964, 61.
4 Stöckmann, F.: *Photoconductivity – A Centennial*, Phys. Stat. Sol. A15, 1973, 381.
5 Carlson, C. F.: *US-Patent* 2357809/ Sept. 12, 1944 „Electrophotography".
6 Rosenberger, D./Müller, R.: *Laser*. 219 ff. 423 ff. Springer Verlag 1969.
7 Felty, E. J./Sparks, J.: *US-Patent 3*, 511, 649 vom 12.5.1970.
8 Bayer, E.: *Patent DE* 27 26805, 14.6.1977.

Neue Anwartschaft auf das Erstgeburtsrecht bei den Lichtenbergschen Figuren:

Die alte Encyclopaedia Brittanica kannte bereits spätestens in der 5. Auflage von 1815 (7, 727) einen Gegenkandidaten bei der Anwartschaft Lichtenbergs auf das Erstgeburtsrecht der Lichtenbergschen Figuren: einen gewissen Dr. Klincock aus Prag („the same thought seems to have occured to ..."), der sich aber sonst nicht weiter fassen läßt.
Nun kommt aber noch einer dazu, über den man diesmal etwas mehr weiß: Jan Lauts berichtet (nach Biographien des 19. Jahrhunderts) über den aus Lübeck stammenden Schulmann und Gymnasialprofessor Johann Lorenz Böckmann. Sein Biograph Wilhelm Wucherer schrieb 1802 über ihn, er habe bereits 1776, also noch ein halbes Jahr vor Lichtenberg, „die schönen Sterne und Gesträuche, welche feiner Staub auf einem geriebenen Electrophor bildet, [entwickelt] und erfand bald darauf das Mittel, dergleichen Zeichnungen nach Willkür zu verfertigen". (Nach: Jan Lauts, Karoline Luise von Baden. Karlsruhe 1980, 341 f.).
Beide Entdeckungen, darf man annehmen, auch ohne Lichtenberg-Verehrer zu sein, sind Folgen von Lokalpatriotismus mit einem Schuß Mißgunst: Wer hieß die beiden denn, wenn die Berichte überhaupt stimmen, ihre Forschungsergebnisse geheimzuhalten? So muß man also vorläufig nicht die Umbenennung der Lichtenberg- in Böckmann- oder Klincock-Figuren befürchten. Und wenn schon: es waren beileibe nicht die einzigen ‚Sterne in der Finsternis der Wissenschaft', die Lichtenberg zum Leuchten brachte.

U. J.

Kai Torsten Kanz

Der „Regierungssecretair" Johann Friedrich Groß (1732-1795) und Lichtenberg

Vor kurzem habe ich anläßlich der Suche nach dem ungeschriebenen Briefwechsel Lichtenbergs mit dem Stuttgarter Naturforscher Carl Heinrich Köstlin die Vermutung geäußert, daß inzwischen zumindest alle Namen der naturwissenschaftlichen Korrespondenzpartner Lichtenbergs bekannt sein dürften.[1] Es darf sicher als Überraschung gelten, wenn hier nun ein neuer Name vorgestellt wird – ein Kollege Köstlins, der ebenfalls an der Hohen Karlsschule in Stuttgart tätig war.

Schon jahrzehntelang, seit seiner Studienzeit von 1751 bis 1755 in Tübingen,[2] beschäftigte sich der Stuttgarter „Regierungssecretair" Johann Friedrich Groß (1732-1795) mit elektrischen Forschungen. Er gehörte zu jener – inzwischen wohl ausgestorbenen – Spezies von mehr oder minder genialen Dilettanten, die tagsüber einem bürgerlichen, meist unwissenschaftlichen Beruf nachgingen, um sich in ihren freien Stunden umso intensiver mit naturwissenschaftlichen Fragen auseinanderzusetzen. Aus Lichtenbergs Umkreis sei hier nur an seine beiden Hannoverschen Freunde, den Geheimen Kanzleisekretär Johann Andreas Schernhagen (1722-1785) und den Konsistorialsekretär Franz Ferdinand Wolff (1747-1804) erinnert, die beide ein ähnliches Amt wie Groß bekleideten und ebenfalls als dilettierende Physiker durch Veröffentlichungen hervortraten.

Das einzig bedeutende gedruckte Zeugnis der physikalischen Forschungen von Groß ist sein Werk über die „Elektrischen Pausen",[3] das auch Lichtenberg bekannt war – wie ein Sudelbucheintrag (D 743; SB 2, 120 f.) belegt – und in seiner Bibliothek stand (BL 635). Zwar brachten die „Göttingischen Anzeigen von gelehrten Sachen" keine Besprechung dieser Schrift, doch wurde sie in anderen weitverbreiteten Zeitschriften, wie den „Observations sur la physique" des Abbé Rozier und der „Physikalisch-ökonomischen Bibliothek" von Johann Beckmann sehr positiv rezensiert.[4]

Allein aufgrund dieses 1776 in Leipzig veröffentlichten Opus fand sein Name Eingang in verschiedene ältere Physikgeschichten,[5] bis die Großsche Versuchsanordnung urplötzlich durch Fritz Fraunberger als Vorläufer eines Hertzschen Oszillators gefeiert wurde[6] und damit sein Werk in den Rang eines bedeutenden Vorläufers, Groß selbst mithin in den eines Beinahe-Entdeckers erhoben wurde, wodurch für seinen Nachruhm ausreichend gesorgt sein dürfte.

Tatsache bleibt jedoch, daß die wenigen sehr verstreuten Quellen über sein Leben und Werk noch nie zusammengestellt,[7] geschweige denn ausgewertet wurden. So blieb es einem Zufall überlassen, daß ich im März 1993 einen „Nachlaß Groß" in der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart aufstöberte, ein umfangreiches Konvolut, das sich in weitgehend ungeordnetem Zustand befand und nachweislich noch von niemandem benutzt worden war. Bei näherer Durchsicht entpuppte sich dieser Bestand als einzigartige Quelle für die Sozialgeschichte der Physik zur Zeit der Spätaufklärung.[8]

Dieser Nachlaß – auf den hier nur knapp eingegangen werden kann – ist nur zum Teil überliefert, es sind die Reste (schätzungsweise ein Drittel bis ein Viertel des ursprünglichen Bestandes), die laut dem Zugangsbuch der Handschriftenabteilung der

Stuttgarter Landesbibliothek zu Anfang des Jahrhunderts im Korridor der Bibliothek aufgefunden und an die Handschriftenabteilung abgegeben wurden. Außer einigen wenigen Briefen[9] und verschiedenen kleineren Manuskripten[10] von Groß besteht dieser Bestand vor allem aus Experimentiertagebüchern im weiteren Sinne. Auch diese sind nicht vollständig überliefert:

Es liegen zwei Serien dieser Tagebücher in gehefteten, teils gebundenen Bögen vor. Die eine Reihe enthält das „Diarium Observationum Electricarum"[11] von Groß, das er (mit geringen Unterbrechungen) von 1758 bis 1795 geführt hat, die andere die hydrostatischen Experimente, die fast vollständig von 1776 bis 1795 überliefert sind.[12]

Die Existenz dieser Tagebücher war bislang völlig unbekannt; sie sind noch nie untersucht oder auch nur in der Literatur erwähnt worden. Allein ihr Umfang ist beachtlich: Rund 4000 beziehungsweise 3000 Manuskriptseiten, teils im Quartformat, teils Kleinoktav, harren der Auswertung. Daß sie eine Fundgrube für zahlreiche wissenschafts-, sozial- wie auch lokalgeschichtliche Fragestellungen darstellen, ist offensichtlich. Schon eine grobe Durchsicht läßt vermuten, daß wir es hier mit einer der erstaunlichsten Quellen nicht nur für den Stand und die Rolle der Experimentalphysik in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu tun haben, sondern diese Tagebücher geben auch Aufschluß beispielsweise über den Aufenthalt des berühmten Naturforschers Jan Ingenhousz (1730-1799), den Entdecker der Photosynthese, in Stuttgart im Jahre 1777, über die Einführung des Blitzableiters in Württemberg seit 1783 oder auch über die Unterrichtsinhalte und -teilnehmer in Experimentalphysik an der Stuttgarter Hohen Karlsschule von 1784 bis 1794.

Mit dem Herzog Carl Eugen von Württemberg kam Groß im schwülen, gewitterreichen Sommer 1783 in näheren Kontakt. Anlaß dafür war des Herzogs Sorge, besonders wichtige Gebäude, insbesondere das Hohenheimer Schloß, mit Blitzableitern zu versehen. Die anfangs von dem Mannheimer Physiker Johann Jakob Hemmer (1733-1790) geleiteten Arbeiten wurden von Groß fortgeführt,[13] der darüber später mehrere Publikationen vorlegte.[14] Die Leistungen von Groß müssen beim Herzog Eindruck hinterlassen haben und führten im Frühjahr 1784 zu seiner Ernennung als Lehrer (ab 1787: Professor) der Experimentalphysik beziehungsweise Elektrizität an der Hohen Karlsschule, bei einem Gehalt von 300 Gulden.

Aus diesem Zeitraum, genauer: vom 4. Mai 1784, datiert nun ein bislang unbekannter und ungedruckter Brief von Groß an Lichtenberg in Göttingen. Zwar hat sich nicht das Original erhalten, doch referiert Groß selbst den wesentlichen Inhalt in einem Schreiben an den Herzog vom 20. August 1784:

„Durchlauchtigster Herzog,
Gnädigster Herzog und Herr.
Seit der Zeit, als Euer Herzogliche Durchlaucht mich zu einem Lehrer der Experimental-Physik gnädigst zu bestimmen geruht haben, bin ich eifrigst beflissen gewesen, vordersamst in dem elektrischen Fache den erforderlichen Apparat, in Gemäßheit der hierzu ertheilten gnädigsten Erlaubnis, beyzuschaffen.
In dieser Absicht habe ich den Professor Lichtenberg in Göttingen schon unterm 4ten May [1784] schriftlich ersucht, von dem Instrumentenmacher [Edward] Nairne in England Nachricht einzuziehen: wie bald und um welchen Preis er eine Elektrisirmaschine, ohne weitere Instrumente, verschaffen könne? worauf nun die Antwort ohne Zweifel bald erfolgen wird. [...]".[15]

Soweit sich heute noch ermitteln läßt, hat Lichtenberg den Brief nicht, jedenfalls nicht schriftlich, beantwortet. Aus den Experimentiertagebüchern von Groß geht nämlich hervor, daß auch am 15. September 1784 noch keine schriftliche Antwort eingetroffen war. Immerhin wird hier erwähnt, daß der (zwar in Rendsburg geborene) doch aus einer schwäbischen Gelehrtendynastie stammende Göttinger Bibliothekar Jeremias David Reuß (1750-1837)[16] im Auftrage Lichtenbergs an Groß geschrieben hatte. Daß Lichtenberg die Verbindung über Reuß nutzte, ist nur auf den ersten Blick erstaunlich: Hatte dieser doch engste Kontakte nach Stuttgart, wo sein Bruder, der Stadtphysikus Johann Jakob Reuss (1751-1813) und ein entfernterer Verwandter, der Leibmedikus und Professor an der Hohen Karlsschule, Christian Gottlieb Reuss (1742-1815), tätig waren. Und Groß wiederum – wie seine Experimentiertagebücher belegen – verkehrte mit eben jenen beiden Verwandten des Göttinger Bibliothekars regelmäßig.

Für Groß hatte sich die Lage inzwischen insofern geändert, als er nun die Elektrisiermaschine über den in England lebenden, ursprünglich aus Tübingen stammenden Maler Jeremias Majer (1735-1789)[17] bestellen wollte, wie er seinem Experimentiertagebuch anvertraute:

> „Eod. [= am selben (Tag): 15. 9. 1784] gieng ich Nachmittags zu HE. Obrist [Christoph Dionysius von Seeger], u. bat um Erlaubniß, durch HE. Mayer in England eine El: Maschine erkauffen zu dürfen, weil ich von HE. Prof. Lichtenberg zu Göttingen auf meinen Brief vom 4. May. außer dem vorläufigen Brief des HE. Biblioth. Reußen, noch keine Antwort erhalten habe und es auf jene Weise zu lange anstehn würde".[18]

Spätere Kontakte zwischen Groß und Lichtenberg lassen sich nicht mehr belegen. Die negative Erfahrung, daß der berühmte Physiker Lichtenberg sich nicht einmal persönlich Zeit für ein Antwortschreiben genommen hat, dürfte den Stuttgarter „Regierungssecretair" von weiteren Annäherungsversuchen abgehalten haben.

1 Kai Torsten Kanz: *Miszellaneen zu Lichtenbergs Briefwechsel.* In: *Lichtenberg-Jahrbuch* 1991, 104-125; hier 107.
2 Albert Bürk und Wilhelm Wille: *Die Matrikeln der Universität Tübingen 1477-1817.* 3 Bde. und 2 Reg.-Bde. Tübingen 1906-1954; hier Bd. 3, 1953, 152 (Nr. 34813).
3 Johann Friedrich Groß: *Elektrische Pausen.* Leipzig 1776.
4 *Observations sur la physique, sur l'histoire naturelle, et sur les arts* 10, 9. Stück, septembre 1777, 235-237 („Précis des pauses électriques"); *Physikalisch-ökonomische Bibliothek* 9, 1778, 239-247 (Johann Beckmann).
5 Edm[und] Hoppe: *Geschichte der Elektrizität.* Leipzig 1884 (Reprint Wiesbaden 1969), 102.
6 Fritz Fraunberger: *Ein Hertzscher Oszillator im 18. Jahrhundert.* In: *Physikalische Blätter* 30, 1974, 366-369.
7 Außer den im folgenden zitierten ungedruckten Quellen sind mir nur drei weitere Briefe von Groß bekanntgeworden: Der erste (französische) an eine „Excellence" (vermutlich: Claude Louis Comte de Saint-Germain), 16.12.1777 (Germanisches Nationalmuseum Nürnberg, Archiv, Autographen K 42); der zweite an Herzog Carl Eugen von Württemberg, 10.4.1784 (Hauptstaatsarchiv Stuttgart, A 272 Bü 355); der dritte an

Martinus van Marum, 28.12.1785 (Hollandsche Maatschappij der Wetenschappen, Haarlem), vgl. *Martinus van Marum. Life and work*. Ed. by R. J. Forbes u. a. 6 Bde., Haarlem 1969-1976; hier Bd. 1, 365.

8 Grundlegend dazu bislang das Werk von Rudolf Stichweh: *Zur Entstehung des modernen Systems wissenschaftlicher Disziplinen. Physik in Deutschland 1740-1890.* Frankfurt am Main 1984; zur Elektrizität besonders 252-317.

9 Württembergische Landesbibliothek (im folgenden: WLB) Stuttgart, Cod. med. et phys. 4° 17c, II, 1-13. – Es handelt sich um Briefe von beziehungsweise an: Gottlieb Christoph Bohnenberger (3 Briefe, 1793), Karl August Friedrich von Duttenhofer (1 Brief, 1787), Anton Hiltebrandt (6 Briefe, 1776-1777), Philipp Friedrich Jäger (1 Brief, 1786), Johann Georg Kerner und Ernst Franz Ludwig Freiherr Marschall von Bieberstein (1 gemeinsamer Brief, 1788), Johann Friedrich Seeger (1 Brief, 1785).

10 WLB Stuttgart, Cod. med. et phys. 4° 17c, I, 1-11. – Dabei handelt es sich um „Manuscriptis Hydrostaticum" (1 Bd., 1777-1779, auch bis 1789), „Vermischte Bemerkungen aus meinen hydrostatischen Schriften" (1 Heft, undat.), „Beschreibung Meiner Schrauben-Gewinde, nach der *Dicke* ihrer Spindeln geordnet" (1 Heft, undat.), „Continuatio I^{ma} Supplementi Krüniziani, usque ad annum 1780" (1 Bd.), „Continuatio II^{da} Supplementi Krünitziani" (1 Bd.), „Notata ad Auctores de Electricitate" (1 Bd., 1785.), „Bibliothecae meae Electricae Indices = Alphabetischer Index über meine besizende Electrische Bibliotheck [...]" (1 Bd., 1774), „Index Schematicus MS^{torum} meum ligatum" (1 Bd., undat.), „Angefangene und projectirte MS.^{ta}" (1 Pack lose Zettel, undat.).

11 WLB Stuttgart, Cod. med. et phys. 4° 74a-d.

12 WLB Stuttgart, Cod. med. et phys. 8° 17a-b.

13 Vgl. Adolf Kistner: *Württembergische Blitzableiteranlagen von Joh. Jak. Hemmer (gest. 1790 in Mannheim).* In: *Mannheimer Geschichtsblätter* 21, 1920, 132-137; hier Sp. 134-137.

14 J[ohann] F[riedrich] G[roß]: *Nachricht von den WetterAbleitern in Wirtemberg.* In: *Schwäbische Chronik auf das Jahr* 1786, 35. Stück, 139; 36. Stück, 141-142. – Johann Friedrich Groß: *Grundsätze der Blitzableitungskunst, geprüft und durch einen merkwürdigen Fall erläutert*; nach seinem Tode hrsg. v. J. F. W. Widenmann. Leipzig 1796.

15 Hauptstaatsarchiv Stuttgart, A 272 Bü 126, Personalakte Groß.

16 Vgl. Eugen Neuscheler: *Jeremias David Reuß. Oberbibliothekar, Professor der Gelehrtengeschichte. 1750-1837,* in: *Schwäbische Lebensbilder* 1, 1940, 422-435.

17 Zu Majer (engl.: Jeremiah Meier), vgl. Oelenheinz: *Die Tübinger Malerfamilie Majer.* In: *Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte* N. F. 21, 1912, 210-229; hier S. 225-228. – Ulrich Thieme und Felix Becker: *Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler von der Antike bis zur Gegenwart.* Leipzig 24, 1930, 480. – Die Identifizierung Majers verdanke ich Claudia Neesen (Heilbronn). – In den Tagebüchern erwähnt Groß, daß er am 14. September 1784 seine Versuche mit den elektrischen Pausen dem „Mahler Mayer aus England" vorführte, der „Lord Mahon, Nairne, Wilson und mehrere Ärzte" in London persönlich kennt, „die sich auf el: Curen legen". „HE. Mayer erbot sich mir von selbst, Bestellungen, die ich in England durch ihn machen wollte, bestens zu besorgen" (WLB Stuttgart, Cod. med. et phys. 8° 17d, S. 1672-1673 [§ 689].).

18 WLB Stuttgart, Cod. med. et phys. 4° 74d, S. 1674-1675 (§ 689).

Kai Torsten Kanz

Neues aus Sudelbuch H.

Zur Umdatierung von L 927 und ihren Weiterungen, nebst einem physikalischen Kommentar von Friedrich Christian Kries

Manchmal befindet man sich auf dem Holzweg, sagt ein Sprichwort. Und manchmal führt dieser Holzweg doch zu einem Ziel – freilich einem ganz anderen, als dem, das man ursprünglich angestrebt hatte. So ging es mir kürzlich, als ich – verleitet durch eine unzuverlässige bibliographische Angabe – einen falschen Band des „Magazin[s] für den neuesten Zustand der Naturkunde" bestellte. So fiel mir statt des elften der neunte Band in die Hände, und nach der ersten Enttäuschung, daß dieser nicht den gewünschten Aufsatz enthielt, blieb das Auge auf der Erwähnung des Namens Lichtenberg hängen.

Der Aufsatz, in dem ich mich plötzlich festlas, stammte von dem Mitherausgeber der ersten Ausgabe von Lichtenbergs „Vermischten Schriften", dem Gothaer Gymnasialprofessor Friedrich Christian Kries (1768-1849). Seine neunseitige Arbeit „Ueber das Zurückgehen papierner Schüsselchen, die mit einem Bleistift in der Hand gedreht werden" erwies sich bei näherer Betrachtung nicht als eigenständige naturwissenschaftliche Abhandlung, sondern: als Kommentar zu Sudelbucheinträgen Lichtenbergs.

Mein erster Verdacht, daß es sich dabei um neue Sudelbuchstellen handeln könnte, wurde zunächst noch dadurch scheinbar bestätigt, daß es mir nicht gelang, die von Kries wörtlich wiedergegebenen Stellen anhand des Wortregisters im Promiesschen Kommentarband (SB 1|2K) zu den Sudelbüchern aufzufinden. Bei genauerem Nachsuchen stellte sich dies indessen nur als Mangel des Registers heraus, das bezogen auf SB 2 generell manches zu wünschen übrig läßt; die Texte selbst aber hatte Promies bereits in seiner Ausgabe mitgeteilt:

> Quaestio: Das Zurückgehen der Schüsselchen aus Papier, die man mit einem Bleistift rührt. (Ich verstehe mich) (L 790)
> Ernstlich zu untersuchen, was die Ursache des Zurückgehens der Papierchen sei, in welchen man auf der Hand mit einer Bleistift-Spitze rührt. Vielleicht leidet dies eine Anwendung im Großen. (L 927)

Somit ist es mir hier nicht möglich, neue Lichtenberg-Texte vorzustellen, doch immerhin neue Alte. Alt deshalb, weil der zweite Sudelbucheintrag (L 927) schon lange bekannt und mehrfach gedruckt wurde, zunächst 1806 von Friedrich Kries und Ludwig Christian Lichtenberg (PhM 4, 346), zuletzt 1971 von Promies (SB 2, 527). Das Problem hatte Kries schon seit dem April 1800 beschäftigt, wie seine Anfragen bei Klindworth und Seyde zeigen, die sich wiederum aus Seydes hilfloser Antwort erschließen (Briefwechsel zwischen Johann Christian Dieterich und Ludwig Christian Lichtenberg 1984, 103 Anm.). Promies ordnete nun Lichtenbergs Text und weitere, die in der Ausgabe von 1806 unter die „Fragmentarischen Bemerkungen über physikalische Gegenstände" eingereiht wurden, den herausgerissenen (und seitdem verschollenen) Seiten des Sudelbuchs L zu, da sie nach „dem Gegenstand, den sie behandeln, nach Zeitangabe und Namensnennung [...] dem Sudelbuch L zugerechnet werden [dürfen]: sie müssen auf den jetzt verschollenen Seiten gestanden haben" (SB 2, 860).

Dieser Eintrag muß freilich nicht dort gestanden haben. Nicht nur, weil in ihm „Zeitangabe und Namensnennung" fehlen, sondern vielmehr, weil der eine der beiden Herausgeber der ersten Lichtenberg-Ausgabe, der Gothaer Gymnasialprofessor Friedrich Christian Kries (1768-1849), ihn schon ein Jahr vor dem Erscheinen des vierten Bandes der „Physikalischen und Mathematischen Schriften" Lichtenbergs (1806) in dem oben erwähnten Zeitschriftenaufsatz für das „Magazin für den neuesten Zustand der Naturkunde" im Mai 1805 bekanntmachte. Dabei gab er an, daß dieser Eintrag aus dem Jahre 1784 stamme.

Dieser Kries'sche Aufsatz war Promies bei seiner Edition der Sudelbücher entgangen, und auch im jüngst erschienenen Kommentarband wird auf ihn nicht Bezug genommen. Da auch das von Lichtenberg in dem Sudelbucheintrag angesprochene physikalische Problem von Promies nicht erläutert wurde, verdient dieser von Friedrich Kries kommentierte Erstdruck von „L 927", der in Zukunft dem verschollenen Sudelbuch H (1784-1788) zuzuordnen sein wird, den vollständigen Abdruck. Kries gibt in seinem Aufsatz zudem noch einen Hinweis auf weitere verschollene Sudelbucheinträge, spricht er doch davon, daß Lichtenberg „in seinen Papieren an vielen Stellen" – also wohl mehr als zwei – auf dieses Problem zu sprechen kam, und „öfters auf diesen Gegenstand" zurückkam. Diese Stellen dürften vermutlich (jedoch nicht notwendig!) ebenfalls in dem verschollenen Sudelbuch H gestanden haben.

Welche weiteren Konsequenzen aus dieser Zuweisung eines Textes aus Sudelbuch L für die anderen der insgesamt 70 von Promies diesem Sudelbuch zugeordneten Texte sich ergeben, muß weiteren Untersuchungen vorbehalten bleiben – bislang scheint dies der einzige zu sein, der zweifelsfrei vor das Buch J fällt. Es genügt aber nicht, auf ähnliche „Gegenstände" zu rekurrieren, wie in diesem Fall, da ein inhaltlich verwandter Eintrag (L 790) eindeutig dem Sudelbuch L entstammt. Solche Schlußfolgerungen würden nicht berücksichtigen, daß sich Lichtenberg über längere Zeiträume hinweg mit Problemen beschäftigte und dabei alte Fragen immer wieder neu und manchmal bis ins Wörtliche ähnlich aufgriff.

Ueber das Zurückgehen papierner Schüsselchen,
die mit einem Bleistift in der Hand gedreht werden.
(Vom Herrn. Prof. Kries in Gotha.)

Der verstorbene Lichtenberg gedenkt in seinen Papieren an vielen Stellen einer Erscheinung, die, so geringfügig sie an sich selber ist, ihm wegen der scheinbaren Abweichung von den gewöhnlichen Gesetzen der Bewegung, und ihres möglichen Zusammenhangs mit andern größern Erscheinungen, sehr wichtig schien. Wenn man nämlich ein ganz kleines Stückchen Papier auf die flache Hand legt, und mit einem zugespitzten Bleistift immer nach [398] einerlei Richtung darauf herumfährt, so daß das Papier die Form eines kleinen Schüsselchens erhält, so wird es bald anfangen sich in der entgegengesetzten Richtung herumzudrehen. Der Versuch schlägt nicht leicht fehl, wenn man nur ein etwas glattes Schreibpapier dazu nimmt, und darauf sieht, daß die Spitze des Bleistifts wohl abgerundet sey. Der Bleistift darf auf keine Weise an dem Papiere hängen bleiben, sonst reißt er es natürlich mit sich fort, sondern er muß bloß auf dem glatten Rande hingleiten.

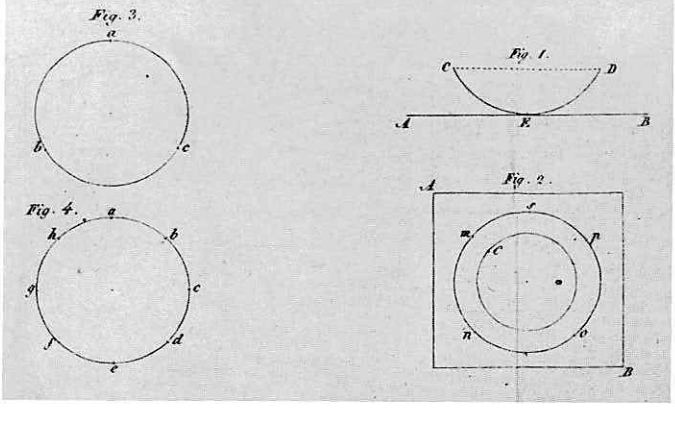
Es ist nicht zu leugnen, daß die Erscheinung auf den ersten Anblick etwas sehr Auffallendes hat. Fahren wir mit einem Stabe in einer Flüssigkeit herum, so sehen wir bald die ganze Flüssigkeit sich in der nämlichen Richtung herumdrehen. Nehmen wir einen ringförmigen Körper und bewegen den Finger, oder einen andern schicklichen

Körper an der innern Seite desselben herum, so dreht sich ebenfalls der ganze Körper in der nämlichen Richtung herum. Diese Wirkung ist den gemeinsten Gesetzen des Stoßes so angemessen, daß wir uns das Gegentheil kaum als möglich denken können. Das Verfahren bei dem Schüsselchen aber scheint diesem Verfahren ganz ähnlich zu seyn, und doch ist der Erfolg gerade entgegengesetzt. Wie geht dieses zu? [399]

In Lichtenbergs Papieren finde ich schon eine Anmerkung vom Jahre 1784, die seinen Vorsatz ausdrückt: „ernstlich zu untersuchen, was die Ursache des Zurückgehens der Papierchen sey, in welchen man auf der Hand mit einer Bleistiftspitze rührt". „Vielleicht, setzt er hinzu, leidet dies eine Anwendung im Großen". Er kam öfters auf diesen Gegenstand zurück, und noch in dem letzten Bande seines Tagebuchs findet sich eine Stelle, nach der zu urtheilen, er ihn einer Frage für die königliche Societät nicht unwerth gehalten hat. Nirgends aber findet sich auch nur eine Spur einer Erklärung.

Und doch ist die Sache in der That nicht so verwickelt und schwierig. Es ist aber wohl öfters der Fall bei natürlichen Erscheinungen, daß wir sie bloß deswegen nicht verstehen, weil wir ihre Erklärung für schwerer halten, als sie ist, und daher den Grund derselben tiefer suchen, als er wirklich liegt.

Um die wahre Beschaffenheit der Sache deutlicher zu erkennen, wollen wir uns den Gegenstand vergrößert vorstellen, und anstatt des papiernen Schüsselchens irgend eine kugelförmige Schaale mit ihrer konvexen Seite auf eine horizontale Ebene ge=[400]stellt, annehmen. Dreht man diese so herum, daß man den Körper mit dem man sie in Bewegung setzt, an der innern Seite immer in gleicher Entfernung von der Ebene herumfährt, ohne den Rand der Schaale gegen die Ebene zu drücken, so erhält man die nämliche Erscheinung, wie bei dem ringförmigen Körper: die Bewegung der Schaale folgt der Richtung des drehenden Körpers. Es ist in diesem Falle eben so, als ob durch die Mitte der Schaale eine Achse gieng, um welche sie sich herumdreht. Die Ebene wird nur von der Mitte der Schaale, und zwar immer an derselben Stelle berührt, und der Rand der Schaale bleibt der Ebene parallel. Drückt man aber die Schaale mit der äußern Seite des Bandes gegen die Ebene, so hebt sich die Mitte der Schaale von der Ebene ab, und jeden Augenblick kommt eine andere Stelle der Ebene und der Schaale in Berührung, und das ist der Fall in der Erscheinung von der hier die Rede ist.



Es sey nun AB (Taf. VII. Fig. 1.) ein Durchschnitt der Ebene, und CED ein Durchschnitt der Schaale, so ist CD der Durchmesser der obern Oeffnung oder des Randes der Schaale. Wird aber die Schaale mit der äußern Seite des Randes auf der Ebene herumgeführt, so beschreibt sie einen Kreis, dessen Durchmesser so groß als die krumme Linie [401] CED, und folglich beträchtlich größer, als CD ist. Man stelle sich die beide Kreise auf die Ebene projicirt vor, so bilden sie zwei koncentrische Kreise, wovon der innere den Rand der Schaale, und der äußere die Bahn desselben in der Ebene darstellt (Fig. 2.). Ist also m der Punkt der Bahn, auf welchen der Punkt C des Randes trift, wenn die Schaale auf dieser Seite niedergedrückt wird, so ist klar, daß, wenn man fortfährt den Rand auf dem Kreise mnop herumzudrehen, der Punkt C nicht wieder auf m fallen kann, weil der Rand merklich kleiner als der Kreis mnop ist; sondern er muß auf die Seite nach p zu, z. B. in s, fallen. Es wird daher so aussehen, als ob sich die Schaale von m nach s gedreht hätte, indem man sie mit dem Rande in der Richtung mnop herumgeführt hat. Bei jeder neuen Umdrehung wird der Punkt C immer weiter von m abweichen, bis er endlich von der andern Seite her wieder mit ihm zusammenfällt; und dann scheint es, als ob die Schaale sich einmal in der entgegengesetzten Richtung von der, nach welcher man den Rand herumgeführt hat, gedreht hätte.

Das Zurückgehen der Schaale ist also nur scheinbar. Die Schaale selbst geht wirklich in der Richtung des bewegten Körpers fort, weil aber die Bewegung im Kreise herum geht, so bilden wir [402] uns leicht ein, es fände hier bloß eine drehende Bewegung statt, wie in dem erst beschriebenen Falle, wo die Schaale sich um ihre Achse dreht, da doch wirklich eine progressive und drehende Bewegung zugleich statt findet.

Es ist aber wohl öfters der Fall, daß, wenn eine drehende Bewegung mit einer progressiven verbunden wird, Täuschungen entstehen, die aus dem Ungewöhnlichen der Sache und einer nicht genauen Unterscheidung des Charakters der Bewegung entspringen. Ich erinnere hier nur an das Beispiel des Mondes und die berühmte Streitfrage, ob er sich um seine Achse drehe oder nicht, die bloß dadurch entstanden war, daß man die besondere Art der Verbindung einer drehenden und progressiven Bewegung, die hier statt findet, nicht gehörig beachtet hatte.

Anstatt der Schaale nehme man einen gleichseitigen Kegel, und drehe ihn mit seiner krummen Fläche auf einer Ebene herum, so wird man die Art der Bewegung, von der hier die Rede ist, noch genauer kennen lernen. Denn wenn die Schaale nicht um ihre Achse, sondern auf der äußern Seite des Randes herumgedreht wird, so verhält sie sich wie ein Kegel, dessen Grundfläche ihrer Oeffnung, und dessen Seite dem Halbmesser des Kreises gleich [403] ist, den sie bei ihrer Umdrehung in der Ebene beschreibt. Der Kegel beschreibt in der Ebene einen Kreis, dessen Halbmesser der Seite des Kegels gleicht, und folglich jederzeit größer, als der Halbmesser der Grundfläche ist. Daher kann die Peripherie der Grundfläche niemals auf der Peripherie des Kreises in der Ebene ausreichen, und bei der zweiten Umdrehung können also nie die Punkte beider Peripherien zusammentreffen, die bei der ersten Umdrehung zusammen fielen.

Indessen wenn die Seite des Kegels zwei= oder mehrmal so groß, als der Halbmesser der Grundfläche, und folglich der Kreis den der Kegel in der Ebene beschreibt, zwei= oder mehrmal so groß, als die Peripherie der Grundfläche ist, so fällt das Progressive in der Bewegung des Kegels zu deutlich in die Augen, und es kann keine Täuschung darüber entstehen. Wäre z. B. der Kreis in der Ebene dreimal so groß als die Peripherie der Grundfläche, und man ließe den Kegel in der Richtung abc (Fig. 3.)

herumlaufen, so würde ein Punkt der Peripherie der Grundfläche von a nach b, von b nach c, von c nach a u. s. w. rücken, folglich in eben der Richtung, wie der Kegel selbst, im Kreise herumzugehen scheinen.

Ist aber die Seite des Kegels nur wenig grös=[404]ser als der Halbmesser der Grundfläche, so daß der Kreis in der Ebene den Umkreis der Grundfläche nicht viel an Größe übertrifft, so wird der Punkt dieses Umkreises, während man den Kegel in der Richtung ahgfedcb (Fig. 4.) herumdreht, von a nach b, von b nach c, von c nach d u. s. w. fortrücken; folglich wird es so aussehen, als hätte sich der Rand des Kegels in der entgegengesetzten Richtung herumgedreht. Dies ist derselbe Fall, wie bei dem oben erwähnten Schüsselchen, das, da es nur klein und flach ist, bei seiner Umdrehung einem Kegel gleicht, dessen Seiten einen sehr stumpfen Winkel einschließen, und von dem Halbmesser der Grundfläche nur wenig verschieden sind. Da aber der Rand des Kegels mit dem übrigen Kegel fest zusammenhängt, so kann niemand im Ernste glauben, daß er sich anders als der ganze Kegel bewege, und man ahndet gleich eine Täuschung. Hingegen bei dem Schüsselchen haben wir nicht den vollständigen Kegel und keine zusammenhängende Grundfläche, sondern nur den Rand derselben vor uns, und der Bleistift mit dem wir es bewegen, ist ein von ihm verschiedener Körper, daher ist hier die Täuschung viel größer. Die Leichtigkeit des Papierchens macht, daß sich der Rand desselben, so bald wir mit dem Bleistift daran hinfahren, gleichsam von selbst gegen die Ebene der Hand neigt, ohne daß wir die bestimmte Absicht haben, ihn nie=[405]der zu drücken; wir bemerken daher nicht, daß der Rand gegen die Ebene geneigt ist, sondern es scheint uns, als ob er ihr parallel wäre. Und doch ist das hier ein Hauptumstand.

Denn wenn der Rand der Ebene parallel wäre, und wir sähen, daß die Punkte desselben von a nach b, von b nach c u. s. w. (Fig. 4.) rückten, indeß wir mit dem Bleistift in der Richtung ahgf herumführen, so wären unstreitig die Bewegungen beider einander entgegengesetzt. Aber hier beschreibt ein jeder Punkt des Randes, indem er von a nach b, von b nach c u. s. w. geht, einen Bogen, dessen Ebene gegen die Ebene des Kreises geneigt ist. Dies ergiebt sich aus der Theorie der Umdrehung eines gleichseitigen Kegels: der ganze Kegel beschreibt eine Halbkugel (die beim rechtwinklichten Kegel vollständig ist, beim spitz= und stumpfwinklichten Kegel aber einen Ausschnitt hat), und jeder Punkt der Peripherie der Grundfläche beschreibt einen Bogen. Der Weg eines solchen Punktes läßt sich also gar nicht nach dem Kreise in der Ebene bestimmen; denn wenn er von a nach b gelangt, so ist er eben sowohl von den Punkten des Bogens aheb, als vor denen des Bogens ab vorübergegangen; man kann also auch seine Bewegung eben so wenig der Bewegung eines Körpers, der durch aheb gegangen ist, entgegengesetzt, als mit der Bewegung eines [406] solchen, der sich durch ab bewegt hat, übereinstimmend nennen. Daß aber wirklich jeder Punkt der Peripherie des Schüsselchens einen solchen Bogen beschreibt, kann man aus der wellenförmigen Bewegung desselben wahrnehmen; jedoch sind, bei der Kleinheit des Ganzen, auch die Wellen oder Bogen nur klein, und entgehen daher leicht der Aufmerksamkeit des Beobachters – ein Umstand, der die Täuschung ungemein befördert, oder eigentlich hervorbringt.

Kries.

(Erstdruck: Magazin für den neuesten Zustand der Naturkunde IX. Bandes 5. Stück. Mai 1805, 397-406; Taf. VII, Fig. 1-4.)

Ulrich Joost

Noch was zum „Letzten Wort über Göttingen"

Gerhard Mieke teilt mir folgenden kleinen Fund in der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel mit: Im dortigen Exemplar von Mackensens Büchlein „Letztes Wort über Göttingen und seine Lehrer" (Sign. Pd 117) liest man auf dem hinteren Vorsatz die folgende handschriftliche Eintragung:

> „Verfasser war der als Professor zu Rostock 1798 verstorbene [Wilhelm Friedrich August] *Mackensen.* Die Schrift erschien zu Wolfenbüttel, u. wurde in Clausthal gedruckt. Es ist bewundernswerth, wie richtig und treffend der damals 23-jährige Mann den Ort gezeichnet hat".

Am unteren Seitenrand wird das Buch als „donum auctoris" [Geschenk des Verfassers] ausgewiesen. Insofern erscheint die Information als glaubwürdig und kann die kleine Lücke sowohl im Indizienbeweis der Verfasserschaft als auch der noch offenen Frage nach dem Druckort schließen, auf die ich in der Neuausgabe des Werkchens S. 105 f. (Göttingen 1987; Korrigenda zu ihr im Lichtenberg-Jahrbuch 1988, 235) mit Bedauern hingewiesen hatte. Der Sterbeort Rostock ist aber in der Literatur zu Mackensen sonst nicht erwähnt und vermutlich irrig; Krey, Andenken an die Rostockschen Gelehrten aus den 3 letzten Jahrhunderten (1816) nennt ihn nichteinmal. Immerhin erschien eine der wenigen Rezensionen zu Mackensens anonymen Juvenile in den Annalen der Rostockschen Academie (3. Bd., 35. St. vom 26. 6. 1792, S. 273-278).

Forum

Kai Torsten Kanz

Bericht über das Internationale Symposion „Carl Friedrich Kielmeyer und die Philosophie des Organischen in der Goethezeit" vom 10.-12. Februar 1993 in Stuttgart.

Um die philosophie- und wissenschaftshistorische Rolle des schwäbischen Naturforschers Carl Friedrich Kielmeyer (1765-1844), dem sich die Forschung nach Jahrzehnten der Nichtbeachtung erst jetzt wieder zuwendet, ging es auf einem internationalen Symposion, das vom 10. bis 12. Februar 1993 im Staatlichen Museum für Naturkunde in Stuttgart stattfand. Eingeladen hatten das Teilprojekt A1 „Naturbegriffe und Wissenschaftsverständnis" des Sonderforschungsbereichs 230 „Natürliche Konstruktionen" und die Abteilung für Philosophie des Instituts für Philosophie, Psychologie und Pädagogik der Universität Stuttgart unter der Leitung von Professor Dr. Günther Bien.

Kielmeyer ist zweifellos eine der merkwürdigsten Gestalten der Geistesgeschichte der Goethezeit: Auf der Stuttgarter Hohen Karlsschule zum Arzt ausgebildet, als Lichtenberg-Schüler in Göttingen weilend, kehrte er ab 1790 als Lehrer der Zoologie und Professor der Chemie an die erste Stuttgarter Universität zurück, um nach deren Auflösung 1794 und einer gelehrten Reise durch Deutschland an die Universität Tübingen zu wechseln. Hier konnte er seine Wirksamkeit ab 1796 entfalten, bis ihn im Jahre 1817 die Berufung als Staatsrat und Direktor der wissenschaftlichen Sammlungen in Stuttgart erreichte.

Sein Ruhm beruht hauptsächlich auf einer Rede, die er an der Hohen Karlsschule 1793 gehalten hat und die die Organismusvorstellungen der Philosophen und Naturforscher der Goethezeit nachhaltig beeinflußte. Unmittelbarer Anlaß für die Tagung war der 200. Jahrestag dieser Rede „Ueber die Verhältniße der organischen Kräfte unter einander in der Reihe der verschiedenen Organisationen, die Geseze und Folgen dieser Verhältniße", die Kielmeyer am 11. Februar 1793 – zum 65. Geburtstag des Herzogs Carl Eugen von Württemberg – gehalten hatte. In dieser Rede hatte Kielmeyer von physiologischen Vorstellungen ausgehend das später so genannte „biogenetische Grundgesetz" formuliert: Er konnte zeigen, daß in der aufsteigenden Reihe der Organismen (die ansatzweise schon evolutiv gedacht war) „organische Kräfte" (Irritabilität, Sensibilität, Reproduktionskraft) in bestimmten Verhältnissen wirksam sind, die ebenso in der Individualentwicklung von Embryo zum erwachsenen Organismus zutage treten. Durch diese Lehre von der hierarchischen Stufung „organischer Kräfte" hat er die Organismusvorstellungen der romantischen Naturforscher und die Naturphilosophie des Deutschen Idealismus erheblich beeinflußt, während er als Vorläufer der Evolutionstheorie erst nach Charles Darwin und Ernst Haeckel wiederentdeckt wurde.

Auftakt für das Symposion war ein öffentlicher Abendvortrag von Karl Dietrich Adam (Ludwigsburg), der dem interessierten Publikum – worunter sich auch Nach-

fahren Kielmeyers befanden – einen lebendigen und anschaulichen Überblick über Kielmeyers Leben und Werk anhand zahlreicher Dias darbot und insbesondere auf seine Verbindungen zum Stuttgarter Naturkundemuseum einging. Anschließend wurde durch die Basilisken-Presse Marburg/Lahn die druckfrische, bibliophil gestaltete Faksimileausgabe von Kielmeyers berühmter Karlsschulrede präsentiert. Die zahlreich erschienenen Teilnehmer und Gäste der Tagung konnten danach bei einem Glas Sekt eine Ausstellung über „Carl Friedrich Kielmeyer und die Naturgeschichte an der Hohen Karlsschule" in Augenschein nehmen, in der in drei Vitrinen wichtige Quellen zu seinem Leben und Werk, insbesondere das Manuskript der Karlsschulrede, im Original gezeigt werden konnten.

An den folgenden beiden Tagen wurde in zwölf Fachreferaten Kielmeyers Rede und ihre Bedeutung für die Philosophie des Organischen der Goethezeit diskutiert. Die Referentinnen und Referenten aus den unterschiedlichsten Disziplinen – Biologie, Germanistik, Paläontologie, Philosophie, Physik, Medizin- und Wissenschaftsgeschichte – beleuchteten das facettenreiche Werk und die weitreichende Wirkung Kielmeyers aus verschiedenen Perspektiven.

Als Einführung stellte Kai Torsten Kanz (Stuttgart), der seit zwei Jahren die Kielmeyer-Forschungen innerhalb des Sonderforschungsbereichs 230 leitet, Perspektiven der Forschung und Edition zu Kielmeyer vor. Sein Vortrag ging insbesondere auf die Bedeutung von Kielmeyers Nachlaß für die Philosophie- und Wissenschaftsgeschichte der Goethezeit ein und zeigte die Schwierigkeiten auf, die einer Edition dieses sehr umfangreichen Quellenbestandes im Wege stehen. Veranschaulicht wurde die Editionsproblematik ferner durch Ilse Jahn (Berlin), die endgültig durch einen detaillierten Textvergleich nachweisen konnte, daß ein 1840 erschienener Band über „Allgemeine Zoologie oder Physik der organischen Körper" von Gustav Wilhelm Münter wörtlich mit einer Vorlesungsnachschrift Kielmeyers übereinstimmt.

Weitere Referate stellten Kielmeyers Rede in den Kontext der zeitgenössischen Diskussionen um Organismusvorstellungen. Dabei wurde deutlich, daß Kielmeyers Rolle bezüglich des Problems einer „Lebenskraft" noch nicht geklärt ist. Frank W. P. Dougherty (Göttingen) brachte Belege dafür bei, daß Kielmeyer nicht – wie vielfach behauptet wird – von seinem Göttinger Lehrer Johann Friedrich Blumenbach und dessen Konzept eines „Bildungstriebes" beeinflußt worden war. Kielmeyer griff vielmehr – wie Wolfgang Proß (Bern) aufzeigen konnte – wesentlich auf das von Johann Gottfried Herder in seinen „Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit" schon 1784 entwickelte Konzept der „organischen Kräfte" zurück. Über den Horizont Kielmeyers hinaus gingen die Referate von Peter McLaughlin (Konstanz), der einen Ausblick auf die Organismusvorstellung von Kant bot und die differenzierte Darstellung der Lebenskraftlehren der Goethezeit durch Eve-Marie Engels (Kassel). Sie legte dar, daß die Lebenskraft für die meisten Naturforscher nur ein „Lückenparadigma" darstellte, sie also nur als Vertreter eines vorläufigen methodologischen Vitalismus anzusehen sind.

In den weiteren Vorträgen konnte die Rezeption Kielmeyers in der Biologie und Philosophie exemplarisch aufgezeigt werden. Im Anschluß an Volker Hess (Berlin), der Kielmeyers vergleichende naturhistorische Methode darstellte und auf ihre Bedeutung für die Medizin des frühen 19. Jahrhunderts einging, führte Hans-Uwe Lammel (Berlin) aus, wie der naturhistorische Ansatz Kielmeyers in dem frühromantischen Freundeskreis um den Braunschweiger Professor Stephan August Winkelmann aufgegriffen wurde. Thomas Bach (Stuttgart) brachte schließlich Belege dafür

bei, daß Kielmeyers Stufenfolge der organischen Kräfte seit Schelling die Organismusvorstellung der Philosophie des Deutschen Idealismus beeinflußte.

In einem Überblicksreferat wies Dietrich von Engelhardt (Lübeck) auf die Vielfalt der Positionen zwischen romantischer Naturforschung und spekulativer Naturphilosophie hin; Kielmeyers Standort in diesem Feld müsse erst noch geklärt werden. Anschließend stellte Dorothea Kuhn (Marbach) – von Überlegungen zur Modellbildung in der Naturwissenschaft der Goethezeit ausgehend – mehrere Gedichte Kielmeyers und deren Kritik in Cottas „Morgenblatt für gebildete Stände" vor, ein bislang vollkommen vernachlässigter Aspekt des Kielmeyerschen Œuvres. Das letzte Referat von Marie-Luise Heuser-Keßler wandte sich der Kristallstrukturtheorie des romantischen Mineralogen Christian Samuel Weiß zu.

Einigkeit bestand nach drei Tagen darüber, daß Kielmeyers Leben, Werk und Wirkung weiterer Erforschung bedarf, zumal die Frage nach der richtigen Organismusvorstellung in den Einzelwissenschaften heute ebensowenig gelöst ist wie zur Goethezeit. Das Stuttgarter Symposium hat der Kielmeyer-Forschung wesentliche Impulse und Anregungen vermittelt, die es nun fortzuführen gilt. Die Veröffentlichung der Referate wird für den Herbst 1994, zum 150. Todestag Kielmeyers am 24. September, geplant.

Horst Gravenkamp

Nachbemerkung zu einer redaktionellen Nachbemerkung
(zu *Libri prohibiti. Lichtenberg-Jahrbuch* 1992, 44)

Anm. 20 stützt sich natürlich nicht auf den „Wortgebrauch Schreibkalender", sondern auf den Umstand, daß Leitzmanns Charakterisierung des von ihm 1896 gefundenen Kalenders nicht auf das bekannte Staatskalender-Tagebuch von 1792 paßt. Nachfolgend der erste Satz der Anm. 20 mit Hervorhebungen, die jetzt hoffentlich jedem Leser mein Argument verdeutlichen werden: „Leitzmann erwähnt neben *knappen und unregelmäßigen* Eintragungen in einen Schreibkalender von 1792[1] (womit also nicht der Staatskalender von 1792 mit seinen *tagtäglichen* Eintragungen gemeint sein kann) das Tagebuch von 1770-1773 und das Reisetagebuch von 1774-1775, ‚und schwerlich hat es jemals mehr gegeben'". Duden: *tagtäglich: jeden Tag ohne Ausnahme*). – Auch sollte man den folgenden Befund nicht übersehen: Vor der ersten Tagebucheintragung im Staatskalender 1792 (16.1.) steht von Lichtenbergs Hand, durch einen dicken Strich abgehoben, unübersehbar: *Der Anfang dieses Journals steht am Ende des Kalenders für 1791*. Das Tagebuch im Staatskalender 1792 endet nach *tagtäglichen* Eintragungen am 16.1.1793.[2] Mit diesem Staatskalender-Tagebuch von 1792 vor Augen hätte Leitzmann doch wohl nicht angenommen: „schwerlich hat es jemals mehr gegeben":

Wenn wir also nicht eine unbegreifliche Schludrigkeit Leitzmanns voraussetzen wollen, dann müssen wir folgern, daß er 1896 in Bremen einen (später verschollenen) Kalender von 1792 mit *knappen und unregelmäßigen* Eintragungen Lichtenbergs vorgefunden hat und nicht etwa das Staatskalender-Tagebuch von 1792. Diesen Hinweis halte ich nicht für „gegenstandslos".

1 Wörtlich bei Leitzmann: „[...] neben Einträgen in einen gedruckten Schreibkalender für 1792, die sehr knapp und regelmäßig sind [...]". – Dagegen das Staatskalender-Tagebuch von 1792: Seite für Seite vollgeschrieben mit den tagtäglichen Eintragungen.
2 Ursache der „Phasenverschiebung" (auch in anderen Jahrgängen): Der Kalender für das neue Jahr lag Lichtenberg beim Jahreswechsel noch nicht vor.

Ulrich Joost

Antwort auf Gravenkamp

Vielleicht nicht gegenstandslos, aber jedenfalls in die Irre führend.

Viele Werke der Weltliteratur sind uns nicht überliefert, sondern nur durch Erwähnungen und Querverweise bezeugt oder allenfalls namentlich bekannt, und das regt natürlich die Phantasie an: Man denke an Umberto Ecos „Namen der Rose", dessen ganze Handlung auf der Existenz (und endgültigen Vernichtung) einer Handschrift – dem verlorenen Teil der Poetik des Aristoteles – basiert. Aber solche Ausflüge ins Reich der Phantasie bleiben nicht nur den Romanautoren vorbehalten. Mit mehr oder weniger Sinn und mit mehr oder (zumeist) weniger guten Argumenten betreiben Literaturwissenschaftler schon lange die Schnitzeljagd auf verlorene (oder besser: apokryphe) Texte.

Von ihnen gibt es vor allem zwei Typen: Der eine ist verursacht durch Äußerungen der Autoren selbst, zumeist in der Gestalt „dies oder das habe ich ganz fertig geschrieben". Hierzu gehören Büchners „Aretino"-Drama, Arno Schmidts „Lilienthal"-Roman, bei Lichtenberg das eigene Kompendium der Physik, die Romane „Parakletor" und vom „Doppelten Prinzen", die „Bibliogenie" (und anderes mehr). Nicht immer scheint es den Wissenschaftlern unter den Lesern solcher zumeist brieflichen oder aus Gesprächen tradierten Äußerungen einzuleuchten, daß es sich um Übertreibungen und zumal um Selbstüberschätzungen der Dichter handelte; ja sogar auf Witze sind sie hereingefallen (wie bei Lichtenberg, wo ich zum Beispiel die „ Meßkunst für Eheleute" für eine scherzhaft gemeinte Fiktion halte). Der andere Typus ist nicht minder kaptios. Er basiert auf mißverstandenen, falsch beschriebenen oder ungenau überlieferten Manuskripten, Sachverhalten oder Zeugnissen. Hier ist der Fehler also hausgemacht literaturwissenschaftlich. Als Beispiele nenne ich nur die abenteuerliche Berichterstattung über die Entstehung von Goethes „Urfaust" oder über die Überlieferung von seinem Gedicht „Das Tagebuch"; Lichtenbergs angebliches drittes England-Tagebuch[1] oder desselben letzte angeblich fertiggestellte und bereits ausgedruckte, dann vernichtete Polemik gegen Zimmermann – ein Druck, der in Wahrheit eine Vorrede von wenigen Zeilen gewesen ist.

Bei beiden Typen sollte man sich immer erst fragen, wieweit solche prinzipiell vielleicht nicht völlig sinnlosen Annahmen, die sich aber nicht falsifizieren lassen, in aller Regel aber auch nicht verifiziert werden können, überhaupt in die Wissenschaft gehören und nicht Autoren fiktionaler Werke wie Umberto Eco oder Henning Boëtius vorbehalten werden sollten.

Horst Gravenkamp nimmt nun auch an jenem fröhlichen Germanistenspiel teil. Ich freue mich über jedes neuentdeckte Werk von Lichtenberg, deswegen würde ich

Gravenkamp sein Schreibkalender-Tagebuch für 1792 gern schenken. Freilich treibt er eklektische Kritik: Nachdem er Leitzmann in weit wichtigeren Fragen Ungenauigkeit, falsche Rückschlüsse und Behauptungen nachgewiesen hat (darauf wesentlich laufen seine und Gumberts übrigens korrekte Beweisführungen ja hinaus), will er ihm in dieser Frage „unbegreifliche Schludrigkeit" (ein ziemlich hartes Wort[2] für eine einzelne kleine Ungenauigkeit) nicht unterstellen, nimmt er ihn gar in Schutz vor den Bewunderern seiner Arbeit wie *mir*. Gravenkamps Beweisführung hängt wesentlich davon ab, ob man Leitzmann eine solche „unbegreifliche Schludrigkeit" zu unterstellen habe. In derselben Vorrede läßt sich Leitzmann (neben anderen Fehlern) noch wenigstens zwei weitere kleine Ungenauigkeiten zuschulden kommen:

Zum einen ist seine Bemerkung über die „Unregelmäßigkeit", die Gravenkamp aufgriff, schon deswegen absurd und irreführend, weil sie viel eher auf die hernach eingehend beschriebenen memorabilienartigen Reisetagebücher zuträfe, die bar jeden diaristischen Prinzips sind: In der Tat, sie allein meint der Literaturforscher Leitzmann hier mit ‚Tagebuch', und von diesem Typus Tagebuch „hat es schwerlich jemals mehr gegeben". Zum andern ist das Sudelbuch E nicht in Schweinsleder (S. IX), sondern in Kalbspergament gebunden; müßten wir (würde man Gravenkamps Maßstäbe anwenden) konsequenterweise auch aus dieser „Schludrigkeit" ein verlorenes Buch ableiten? Ich will aber nicht die Grundsätze der Quellenkritik über den Haufen werfen: *Ein* Fehler in einem Text besagt so wenig, daß alles andere notwendig falsch ist, wie *eine* Korrektheit, daß auch alles andere korrekt sein muß.

Indessen glaube ich an diesen aus Leitzmanns anderen Irrtümern abzuleitenden Handschriftenverlust sowenig wie an Existenz und Verlust des 1792er *Schreibkalender-Tagebuchs*. Um das zu begründen, muß ich das sogenannte *Staatskalender-Tagebuch*, das Lichtenbergs Söhne unabhängig voneinander in ihren Aufzeichnungen nachweislich *Schreibkalender* nannten, etwas genauer charakterisieren; alle bisherigen Beschreibungen der Originale dieser Texte (meine eigenen eingeschlossen) sind für diesen Zweck unzulänglich, und vielen Benutzern der Handschriften (wie Mautner, Promies, Gravenkamp), die es im Original jeweils nur kurz in Augenschein nehmen konnten, lagen für ihre weitere häusliche Arbeit nur immer unvollständige Kopien vor, welche nämlich nur (höchstens) die beschriebenen Seiten umfassen. In Wahrheit handelt es sich beim sogenannten Staatskalender-Tagebuch um ein statistisches Handbuch des Kurfürstentums, dem ein gedruckter Terminkalender vorgedruckt ist; in letzterem wechseln monatlich Kalendarium, vergleichender vierfacher Kalender und (bis zum Jahrgang 1793) ein sogenannter „Schreibkalender" (meint: eingedruckte abgeteilte Felder von Tag zu Tag, wie in heutigen Terminkalendern). Im zur Rede stehenden Exemplar waren vom Buchbinder dem Band 1792 je 12 Seiten vor- und nachgebunden, die Lichtenberg vorn leer ließ, hinten mit der Hörerliste u. a. füllte; ferner sind zwischen jedem Blatt 2 Blatt (vier Seiten) Schreibpapier eingeschossen. Lichtenberg hat diese Bücher nun vierfach verwendet:[3] Erstens hat er (dies als einziger Teil seiner Buchführung ganz konsequent) die Hörerlisten für seine Vorlesung mit den Zahlungsvermerken auf vor oder hinter (1792 ausschließlich hinter) den Buchblock gehefteten Blättern geführt und hat auf diesen Seiten und den Innendeckeln auch Buchanschaffungen, Kalendersujets und Briefe planend notiert (diese Listen meint Dieterich in seinem Brief an Ludwig Christian Lichtenberg 15. 8. 1799).

Dann zweitens hat er in den Jahrgängen 1789 (nur ab November), 1790 bis 1796 und 1799 (sechs Wochen, soviel ihm nämlich da noch Zeit blieb) auf den vorstehend genannten Inseln seine „tagtägliche" Tagebuchführung verzeichnet: Pro Woche durch-

schnittlich eine Druckseite, insgesamt nicht viel über 450 Seiten – im Jahrgang 1792 wären es insgesamt etwa 40-45 Druckseiten. Da läßt er aber auch keinen Tag aus. Drittens hat er sich im Kalendarium durch Anstreichungen und ‚Einwortsätze' weitere Termine markiert: Vorlesungen, Schnupftabaklieferungen, die Menstruationen seiner Frau. Schließlich viertens hat er in den Feldern des Schreibkalenders mit einer nun wirklich höchst unregelmäßigen Tagebuchführung begonnen; zumeist stehen dort Briefaus- und -eingänge, Besucher, Zahlungstermine – so, wie dieser Kalender – als Terminkalender – gedacht war, wie er uns in zahllosen anderen Beispielen auch überliefert ist. Im Jahre 1792 sind das pro Woche zwei bis drei Einträge (meist nur zwei), in zwanzig Wochen notiert er gar nichts. Das wäre also sogar im Sinne Gravenkamps „unregelmäßig", nicht „tagtäglich".

Es schiene nun in der Tat schwer begreiflich, das Tagebuch zu übersehen, wenn man nur ein Typoskript oder eine Kopie vor sich hat, die auf die beschriebenen Seiten beschränkt ist. Ein solches Mißverstehen ist aber dann schon viel weniger ausgeschlossen, wenn man sich vergegenwärtigt, daß nach je vier Handschriftenseiten zwei gedruckte Seiten den Text unterbrechen – aber es ist auch alles andere als ausgeschlossen (wie Gravenkamp zur Voraussetzung macht), zumal erstens bei einer raschen Durchsicht für einen kursorischen Handschriftenbericht und besonders dann, wenn der Bearbeiter strikt auf der Suche nach Literarischem ist, was alles auf diese Arbeit Leitzmanns zutrifft. Denkbar ist zweitens sogar, daß die Erwähnung des Schreibkalenders gar nicht auf Leitzmanns eigener Anschauung beruht, sondern auf brieflicher Information der Bremer Lichtenbergs. Hinzu kommt drittens, daß Leitzmanns Vorwort mit den Manuskriptbeschreibungen zwei Jahre nach der Durchsicht des Nachlasses abgefaßt wurde, als er auch nur mehr die von ihm selbst publizierten Handschriften vor sich hatte. Mir scheint die Annahme einer Identität von Schreib- und Staatskalender schon deswegen viel wahrscheinlicher, weil wir sonst neben der „unbegreiflichen Schludrigkeit", für die ich vorstehend mehrere denkbare Erklärungen gefunden habe, unterstellen müßten, daß Lichtenberg in einem Jahr zwei Schreibkalender nebeneinander geführt hätte.

Und daher meine ich, solange Gravenkamp mich nicht durch die Auffindung des von ihm postulierten Handschriftenoriginals oder doch wenigstens einer *echten* Spur widerlegt,[4] daß Leitzmann (oder sein Informant!) den damals kurzzeitig von der Gesamtmasse abgesprengten einzelnen Jahrgang des heute Staatskalender-Tagebuch genannten Manuskripts in Händen hielt.

1 Gumbert hatte aus Lichtenbergs Bemerkung „Buch in Folio" ein verlorenes Tagebuch 1774 folgern wollen; nun bedeutet aber Folio damals auf Handschriften bezogen nur ein Format von 33 x 21 cm (Kanzleibogen): Und das paßt genau auf die als Tagebuch verwandten Seiten des Sudelbuchs „D".

2 Klappenbach-Steinitz: *Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache* 5, 4. Aufl. 1980, 3244: „schludrig:" „salopp abwertend: flüchtig, nachlässig".

3 Die vollständige Publikation der Tagebücher, die ich derzeit gemeinsam mit Christian Wagenknecht vorbereite, wird dieser Trennung zwischen den Rubriken erstmals auch editorisch und typographisch Rechnung tragen.

4 Eine Durchsicht der in der UB Jena erhaltenen Korrespondenz Leitzmanns, insbesondere mit Schüddekopf, Ebstein und den Lichtenbergs, könnte hier Klarheit schaffen; dazu fehlt mir jetzt die Zeit.

Rezensionen

Gert Sautermeister: Georg Christoph Lichtenberg. München: Verlag C.H. Beck 1993 (= Beck'sche Reihe 630: Autorenbücher). 163 S., DM 19,80.

Sprache neigt zur Autorität; sie behauptet diese in der Wiederholung, in der Stereotypie.[1] Selbst die Aufklärung ist mittlerweile ein sprachlich befestigter Gemeinplatz. Immanuel Kants „Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?" (1784) – „Aufklärung ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit"[2] – hat sich zu Prüfungs- und damit zu Herrschaftswissen verfestigt, doch als solches verstrickt es sich in einen performativen Selbstwiderspruch: Es beansprucht jene Autorität, der das „*Sapere aude!*", der Wahlspruch der Aufklärung, widerspricht: „Habe Mut, dich deines *eigenen* Verstandes zu bedienen!"[3] Nur als Losungswort, als Merkmal des Selbstdenkens, durch das man sich zu erkennen gibt, nicht als Parole, als Anweisung an andere, entgeht dieser Wahlspruch der Befehlsgewalt der Sprache.[4] In ihm sitzt – in Form des Autoritätszweifels – der Stachel der Selbstkritik, durch den sich die Aufklärung gegen ihre Selbstimmunisierung schützt; er hält sie an zur ständigen „Reaktivierung einer Haltung – das heißt eines philosophischen *Ethos*, das als permanente Kritik unseres historischen Seins beschrieben werden könnte".[5]

Diese Haltung ist der augenfälligste Zug von Gert Sautermeisters Lichtenberg-Porträt. In ihr geben sich „vielfältige erkenntniskritische und ästhetische Bezüge" zwischen Lichtenbergs Aphorismen, seinen Essays und seinen Briefen zu erkennen, „welche die häufig verkannte Einheit seines Werks bezeugen" (14). Topographisch entspricht diese Einheit dem Spannungsfeld zwischen den drei Polen der objektiven Realität, des konkreten historischen Orts, also der Geschichtlichkeit des erkennenden Subjekts und seiner unverwechselbaren Perspektive: „Wir könnten auch sagen: objektive Realität, lebensgeschichtliche Erfahrung und subjektiver Eigen-Sinn bilden das Dreigestirn, das den Weg der Vernunft erhellt" (23). Vernunft ist in Sautermeisters Lektüre von Lichtenbergs Werk also nicht das Gravitationszentrum der Erkenntnis; Erkenntnis geht – in einem historischen Prozeß wechselnder Konstellationen – hervor aus „einer Vielheit von Erkenntniskräften, wie sie dem Empfinden, dem Traum, der sinnlichen Wahrnehmungskraft, der Körpersprache eigentümlich sind" (149).[6] Ihr will Sautermeister gerecht werden.

Die Karte, mit der er das Spannungsfeld erschließt, in dem diese Vielheit von Erkenntniskräften wirkt, ist Lichtenbergs Sprachkritik. Hier liegt der eigentliche Scharfsinn von Sautermeisters Lichtenberg-Porträt, das gedanklich wie stilistisch besticht durch die sprachliche Gewandtheit seiner Reflexionen und die Reflektiertheit seiner sprachlichen Wendungen, eine Implikation, die Sautermeister mimetisch mit den Aphorismen, Essays und Briefen Lichtenbergs teilt. „Sprachkritik paart sich" bei Lichtenberg „mit kritischer Vernunft" (18) und mündet in weitreichende zeitkritische Diagnosen, doch sie entspringt einer Empfindungsstärke, die ihrerseits symbiotisch aus der Körperlichkeit, der Bild- und Zeugungskraft der Sprache hervorgeht; immer wieder erneuert Lichtenberg diese Kraft durch angewandte, schöpferische

Sprachkritik, indem er durch Wiederholung abgenutzte Redewendungen und Sprachformeln, die ihre Bildkraft verloren haben, wörtlich nimmt (Sautermeister führt hier zahlreiche sprechende Belege an, die er rhetorisch und stilistisch analysiert): „Im Bild bindet Lichtenberg die auseinanderstrebenden Pole zur Einheit, halten sich *Vernunft* und *Empfindsamkeit*, die bestimmenden Gegenkräfte der Epoche, die Waage" (26). Die Sprache ist aber zugleich jener Ort, wo sich die Aufklärung verdunkelt. Die Geheimkraft des Bildes kann einen Beziehungswahn stiften, aus dem sich auch Lichtenbergs von ihm selbst bezeugte Orakelgläubigkeit erklärt: „Auf ihrem Höhepunkt vertieft sich die Aufklärung ins Geheimnis" (40).

Der Spannungsbogen von Sautermeisters Lichtenberg-Porträt stützt sich auf fünf Brückenpfeiler: Sprachkritik, Empfindungsstärke und Bild-Witz Lichtenbergs gewinnt Sautermeister vor allem aus den Aphorismen; die von Lichtenberg zum Druck und nicht zum Druck bestimmten Briefe aus London dokumentieren das Spiegelverhältnis von Welt- und Selbsterfahrung; die Streitschrift „Über Physiognomik; wider die Physiognomen" wie der Hogarth-Kommentar zur Kupferstich-Folge „Der Weg der Buhlerin" weisen Lichtenberg als „Zeit- und Kulturkritiker von Rang" (14) aus; als solcher wird er aber zusehends mehr mit einer fragmentarisierten Erfahrung der eigenen Identität konfrontiert.

Nicht genug hervorgehoben werden kann die Originalität von Sautermeisters Interpretationen und Kommentaren: Immer wieder führt er durch unvermutete, entlegen anmutende Belege zu den Brennpunkten von Lichtenbergs Schreiben und Denken. Die Detailvielfalt und der Nuancenreichtum, die sein Schreibfluß der Leserin und dem Leser beiläufig zutreibt wie beglückendes Strandgut, macht die Lektüre seines Lichtenberg-Porträts dabei zu einem unentbehrlichen Vergnügen.

(Schuldig bleibt der Autor die Einlösung der Prolepse auf S. 56: „Die Aristokraten unter diesen Figuren, Metapher und Ironie, stellen wir an gesonderter Stelle vor", es sei denn, sie erschöpft sich im kurzen Exkurs über Vergleich und Gleichnis auf S. 120-121; auf S. 150 fehlt Anmerkung 7 von S. 24; Aphorismus B 397 auf S. 52 hebt korrekt an: „Er [nicht Es] hatte so wenig Macht über sich selbst, daß ..."; bei der Qualität von Sautermeisters Kommentaren empfiehlt sich zudem – analog etwa zu Gockels Lichtenberg-Buch „Individualisiertes Sprechen" oder zu den „Nietzsche-Studien" – neben dem fehlenden Personen- auch ein Stellenregister.)

Martin Stingelin

1 Roland Barthes: *Leçon/Lektion* (1978). Französisch und Deutsch. Antrittsvorlesung im Collège de France, gehalten am 7. Januar 1977. Aus dem Französischen übersetzt von Helmut Scheffel. Frankfurt/Main 1980, sieht nur eine Möglichkeit, der Unterwerfung und Macht zu entkommen, die in der Sprache verschmelzen: „Uns [...] bleibt nichts, wenn ich so sagen kann, als listig mit der Sprache umzugehen, als sie zu überlisten. Dieses heilsame Überlisten, dieses Umgehen, dieses großartige Lockmittel, das es möglich macht, die außerhalb der Macht stehende Sprache in dem Glanze einer permanenten Revolution der Rede zu hören, nenne ich: *Literatur*" (21-23).

2 Immanuel Kant: *Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?* (1784). In: Ders.: *Schriften von 1783-1788*. Herausgegeben von Artur Buchenau und Ernst Cassirer. Berlin 1922, 167-176. 169.

3 Ebda.

4 Gilles Deleuze und Félix Guattari: *20. November 1923 – Postulate der Linguistik*. In: Dies.: *Tausend Plateaus* (1980). Aus dem Französischen übersetzt von Gabriele Ricke und Ronald Voullié. Berlin 1992, 105-153, gehen davon aus, daß die Grundeinheit der Sprache der Befehl oder das Kennwort, die Parole (*parole*) ist: „In diesem Sinne ist die Sprache eine Transmission des Wortes, das wie ein Befehl oder eine Parole weitergegeben wird, und nicht die Übermittlung eines Zeichens als Information".

5 Michel Foucault: *Was ist Aufklärung?* (1984). Aus dem Französischen übersetzt von Eva Erdmann und Rainer Forst. In: Eva Erdmann, Rainer Forst und Axel Honneth (Hrsg.): *Ethos der Moderne. Foucaults Kritik der Aufklärung*. Frankfurt/Main-New York 1990, 35-54, 45. Foucault hat diese historisch-kritische, experimentelle Haltung der Aufklärung charakterisiert als „historisch-praktischen Test der Grenzen, die wir überschreiten können, und damit als eine Arbeit von uns selbst an uns selbst als freie Wesen" (50).

6 Zum Verhältnis von Wissen, Vernunft und Rationalität vgl. Michel Foucault/Gérard Raulet: *Um welchen Preis sagt die Vernunft die Wahrheit?* In: *Spuren. Zeitschrift für Kunst und Gesellschaft* Nr. 1 & 2 (1983), 22-26 und 38-40, 24: „Seit Max Weber, in der Frankfurter Schule und in jedem Falle bei vielen Wissenschaftshistorikern wie Canguilhem ging es darum, die Form der Rationalität, die als herrschende präsentiert wird und der man den Status *der* Vernunft gibt, herauszustellen, um sie als *eine* der möglichen Formen rationaler Arbeit erscheinen zu lassen". Vgl. auch Gilles Deleuze: *Perikles und Verdi. Die Philosophie des François Châtelet* (1988). Aus dem Französischen übersetzt von Clemens Pornschlegel. Wien 1989, 13: „Es gibt keine reine Vernunft oder Rationalität par excellence. Es gibt heterogene, sehr unterschiedliche Rationalisierungsprozesse, die den Domänen, den Epochen, den Gruppen und den Personen folgen".

Moritz contra Campe. Ein Streit zwischen Autor und Verleger im Jahr 1789. Mit einem Nachwort herausgegeben von Reiner Marx und Gerhard Sauder. St. Ingbert: Röhrig 1993. 84 S., 1 Abb., DM 18,–.

Wie leicht kann die Interessenfreundschaft zwischen Autor und Verleger in Interessenfeindschaft umschlagen. Ein klassischer Fall – jedenfalls nach dem ersten Augenschein – ist der Streit zwischen Karl Philipp Moritz und dem Verleger, Druckereibesitzer und Schriftsteller Joachim Heinrich Campe von 1789. Was da in Zeitungsartikeln und Streitschriften öffentlich ausgetragen wird, ist der neu entstandene Gegensatz zwischen den Interessen des freiberuflichen Schriftstellers und denen des geschäftigen Buchhandels-Unternehmers, subtiler: zwischen Urheber-Persönlichkeitsrecht und Verlags- und Vertragsrecht. Das beginnt mit einem offenen Brief, den Moritz nach seiner Rückkehr aus Italien im Intelligenzblatt der „Allgemeinen Literatur-Zeitung" vom 16. Mai 1789 einrücken läßt, setzt sich fort in Campes Verteidigungsschrift „Moritz. Ein abgenöthigter trauriger Beitrag zur Erfahrungsseelenkunde" (Braunschweig, im Verlag der Schulbuchhandlung) und gleich darauf in der Gegenschrift von Moritz: „Ueber eine Schrift des Herrn Schulrath Campe, und über die Rechte des Schriftstellers und Buchhändlers" (Berlin bei Friedrich Maurer). Im „Braunschweigischen Journal" vom August 1789 tritt Campe abschließend auf.

Fast zweihundert Jahre mußten vergehen, bis die Dokumente dieses Streits wieder im Druck erschienen, unbetitelt und an versteckter Stelle, in Uwe Nettelbecks preziö-

sem und materialreichen Sammelband „Karl Philipp Moritz, Lesebuch", der 1986 bei Greno vorlag. Ursprünglich zur Promotion der groß geplanten Gesamtausgabe gedacht, war das Lesebuch bald vergriffen, die Gesamtausgabe blieb unvollendet, der hochgemute Verlag von Franz Greno verschied darüber.

Offenbar in Unkenntnis dieser betrüblichen Vorgeschichte bringt das verdienstvolle „Kleine Archiv des achtzehnten Jahrhunderts" die Texte des Moritz-Campe-Streits nun nach den Erstdrucken neu heraus. Ein ausführliches Nachwort beschreibt die Sachverhalte ebenso richtig, wie es sich unempfindlich zeigt gegen die ironischen und rhetorischen Züge der Auseinandersetzung. Denn: Weder Moritz noch Campe wollen ihre einfachen Rollen auf dem Buchmarkt im Angesicht eines gebildeten Publikums wahrhaben. Campe gefällt sich in der angenommenen Gestalt des redlichen Wohltäters, Moritz in der des freizügig-unabhängigen Originalgenies, beide aber unterstellen sich wechselseitig die geschäftlichen Interessen, die sie selbst verdecken. So wird ein Streit über Geld- und Rechtsverhältnisse unter der Hand wieder zu Literatur, wobei sich Moritz als der bessere Stilist erweist. – Das Nachwort geht zurück auf einen Bericht, den Gerhard Sauder in dieser Sache beim internationalen Germanisten-Kongreß in Göttingen erstattet hat (Akten des VII. Internationalen Germanisten-Kongresses Göttingen 1985, Band 2. Tübingen 1986).

Hans Altenhein

Udo Dickenberger: Der Tod und die Dichter. Scherzgedichte in den Musenalmanachen um 1800. Eine Sammlung von 220 Spottgrabinschriften. Georg Olms Verlag Hildesheim, Zürich, New York 1991. Germanistische Texte und Studien Band 35, 118 S., DM 24,80.

„Hier lieget Harlekin: doch, stünds bey Harlekinen,
Statt seiner Pierot, und er bey Columbinen".

Dieser Zweizeiler von Johann Benjamin Michaelis ist mir vor Jahrzehnten als Student erstmals begegnet, und ich nahm ihn seinerzeit amüsiert für ein hübsches Beispiel frivoler Schreibweise im Stile der Anakreontik, was ja auch jetzt nicht falsch ist, aber einer weiteren Einordnung bedarf, zu der Dickenbergers Studie verhilft. Einer Epoche, die darüber sinniert, wie die Alten den Tod gebildet – heiter, versteht sich – und Belege aus aller Welt und allen Zeiten zusammenträgt, die nachweisen, wer lachend gestorben ist – am Ende steht ja Mozarts Don Giovanni, wie man weiß, oder auch Bonaventuras Freigeist –, stehen Spottgrabinschriften gut zu Gesicht. Sie wirken wie das Satyrspiel auf die obligat todernste, aber häufig schönläufige Nachrede auf den teuren Verblichenen, setzen das „De mortuis nil nisi bene" außer Kraft, rücken jedenfalls nachträglich die Gewichte ins Lot. Was mir bis dahin *so* nicht bekannt war, ist die Tatsache, daß diese Art Scherzgedichte offenbar im 18. Jahrhundert – und nicht nur in Deutschland – eine beliebte Gattung gewesen: Dickenbergers Einleitung, gestellt unter die Überschrift „Die fröhlichen Musen", macht es deutlich, und es ist verdienstvoll, eine derartige Sammlung erstmals heutigen Augen darzubieten. Sie ist gottlob kein Friedhof verblichenen Witzes, sondern ein Dokument vielfach satirischen Geistes, der beschwingt.

Udo Dickenberger, der 1990 in Stuttgart mit einer Arbeit über die Poesie von Grabinschriften promoviert wurde, hat sich aber nicht nur mit dieser Seite des literarischen Nekrologs befaßt. Soeben ist als Doppel- und Sonderheft des „Marbacher Magazins" 59/1991 ein wunderbares Werk herausgekommen, das den Titel trägt „Der Stuttgarter Hoppenlau-Friedhof als literarisches Denkmal", bearbeitet von Dikkenberger, Waltraud und Friedrich Pfäfflin. Schön der Essay Dickenbergers über die „Poesie auf Gräbern", die literarischen Inschriften des Hoppenlau-Friedhofs, eindrucksvoll das Verzeichnis der Gräber der Dichter, Porträtisten und Illustratoren, Verleger und Buchhändler, die auf diesem Friedhof beerdigt sind: Zahl und Namen von Menschen, die die deutsche Geistesgeschichte befruchtet haben – offenbar ist das Schwabenland doch das Land der deutschen Dichter und Denker gewesen; hinreißend wie immer der Marbacher Stil, Geschichte nicht wie ein Denkmal zu präsentieren, sondern in aufregender Weise zu verlebendigen. Was aber hat das alles mit Lichtenberg zu tun?

Der Bartholomäus-Friedhof gibt keinen Eindruck von denen wieder, die Göttingen im 18. Jahrhundert mit geistigem Leben erfüllt haben; die Gedenktafeln an diversen Häusern der Altstadt sind ein freundlicher, aber karger Ersatz für das, was dazumal pulsierte. Lichtenberg selbst hat ja an der Mode der zeitgenössischen Spottgrabinschriften seinerseits mit Vergnügen teilgenommen. Daß seine Beiträge bei Dickenberger nicht verzeichnet wurden, liegt daran, daß Lichtenberg sie seinen Sudelbüchern anvertraute. Eine Exhumierung sozusagen ist angebracht und Udo Dickenberger hoffentlich dazu bereit. Eine Grabschrift ist allerdings bereits zu Lebzeiten von Lichtenberg formuliert und veröffentlicht worden – im „Göttinger Musenalmanach" 1785, Seite 57, unter der Überschrift „Grabschrift auf einen wichtigen Mann".

> Beim Grab des Herrn von Degenband
> Da weint' niemand und lacht' niemand;
>
> Was aus der Seel' ward nach der Hand,
> das weiß niemand und fragt niemand".

Lichtenberg liefert lediglich die Übersetzung eines englischen Satirikers, Thomas Webb, dessen Text er auf englisch in D 647 (SB 1) notiert hat. Kurioserweise ist Dikkenberger dieser Text von Lichtenberg im „Göttinger Musenalmanach" entgangen; kurioser die Tatsache, daß ein höchst sensibler und weiß Gott gebildeter deutscher Dichter noch vor nicht allzu langer Zeit in einem Vortrag diesen satirischen Text absolut ernst genommen hat und, von ihm berührt, darüber gewichtige Gedanken entwickelte. Das spricht dafür, sich mit diesem Genre so bewandert zu beschäftigen, wie es Dickenberger dokumentiert hat.

W. P.

York-Gothart Mix: Die deutschen Musen-Almanache des 18. Jahrhunderts. München: Beck. 281 S., DM 38,–.

An Monographien zu diesem Thema fehlte es eigentlich nicht, aber schon lange hat sich keine mehr daran gemacht, die verzwickte bibliographische Lage aufzuhellen und die buch-, literatur- und geschmacksgeschichtliche Forschung der letzten 100 Jahre zusammenzufassen, ohne doch sich in dem Gewirr von Einzelautoren und deren Produktionen zu verlieren. Es ist denn auch nur folgerichtig, daß zwar der Almanach-Kritiker Lichtenberg als Gewährsperson zu Wort kommt, nicht aber der Nebenstunden-Almanachpoet Lichtenberg behandelt wird.

Das Ergebnis der Studie befriedigt zwar nicht total, kann sich aber doch sehen lassen. Der Titel der Abhandlung zunächst darf natürlich nicht darüber hinwegtäuschen, daß Wort und Sache in Deutschland erst 1769 aus Frankreich importiert wurde: So ist denn auch fast nur von der großen Epoche 1770 bis ungefähr 1810 die Rede. Der Verfasser hat, wie die Standortnachweise sofort erkennen lassen, fast ausschließlich in Wolfenbüttel gearbeitet, wo er ja auch schon früher einen Katalog zu einer Ausstellung mit diesem Thema („Kalender? Ey wie viel Kalender!" 1986) verantwortet, der dieses Buch hier wünschenswert mit seinen Bildern ergänzt. Er hätte aber sicher gut daran getan, die gerade auch für seine Fragestellung nicht eben geringen Bestände von Göttingen, Weimar, dem Frankfurter Hochstift und dem Marbacher Schiller-Nationalmuseum einmal unter die Lupe zu nehmen.

Das ‚Literärgeschichtliche', wie man früher die eher biographisch-bibliographischen Hintergründe und das Literaturbetriebliche genannt hätte, interessierten (wie angedeutet) den Verfasser weniger; so wird zum Beispiel denn die nach wie vor unentbehrliche Arbeit von C. C. Redlich („Chiffernschlüssel", Schulprogramm Hamburg 1875) nicht mal erwähnt;[1] die wenn auch lückenhafte, doch wichtige „Bibliographie der Almanache, Kalender und Taschenbücher 1750-1860" von Hans Köhring (Hamburg 1929) finde ich nicht; aber die Arbeit von Gerhard Hay von 1975, die die Redlichs zu einem kleinen Teil überflüssig macht, ist jedenfalls bibliographisch nachgewiesen. Auch in der Forschungsliteratur dürften erhebliche Lücken sein: so vermisse ich (ohne systematisch zu suchen) die freilich nur überschauende Abhandlung von Vita v. Lieres (Zeitschrift für Bücherfreunde 1926 H. 6) und damit auch die dort beigezogene ältere Literatur. Aber das ist nicht entscheidend.

Ganz trefflich in Ansatz und Behandlung die praktische Seite von Produktion und Distribution, mit enorm reichem Belegmaterial. Etwas schwächer der jedenfalls beachtliche Versuch, eine Rezeptionsgeschichte zu schreiben: Die Studie hätte im Titel die Ergänzung tragen dürfen: ‚und ihre Leser'. Systematisch vor allem nach den Wolfenbütteler, dann auch nach Kieler, Berliner, Wiener und Budapester Beständen sind Bibliotheksverzeichnisse (Verkaufskataloge – das heißt, sie müssen nicht notwendig vollständig die Bestände der betreffenden Bibliotheken wiedergeben!) vorwiegend norddeutscher, aber auch einiger österreichischer und ungarischer Privatleute durchgesehen. Lichtenberg, der Mix durch Gumberts Arbeit keine Mühe bereitet hätte, hat er nicht zur Kenntnis genommen; jener hinterließ bei seinem Tod 1799 wenigstens 5 Musenalmanache (BL Nr. 1567,1569. 1570 (3); weitere sind verbürgt. Auch von Gottfried August Bürger, dem Almanach-Herausgeber, hätte man doch gern gewußt, wieviel er so besaß, als er starb: 31 zähle ich

unter den Nummern 396. 917-920 seines Nachlaßkataloges (Universitätsarchiv Göttingen).

Freilich zeigen die statistischen Erhebungen und ihre Auswertungen die alten Probleme der Leserforschung, die bislang fast immer von allzu kleinen Korpora ausgeht: soll ich allen Ernstes eine Auszählung für signifikant halten, die (Mix S. 118 f.) über 50 Jahre je 1-3 Bibliotheksverzeichnisse mit zwischen 0 und 2 Musenalmanachen auflistet? 100 Kataloge, von denen 34 Musenalmanachen enthalten, sind einfach zu wenig, um daraus irgendwelche anderen Rückschlüsse ziehen zu dürfen, als: in jedem dritten Katalog finden sich welche. Die Auswertung nach Berufen ist noch suspekter, denn hier gehen – neben den Schwierigkeiten bei den zahlreichen nicht namentlich genannten oder sonst nicht ermittelbaren Vorbesitzern – offensichtlich reine Ehrentitel mit Berufsbezeichnungen durcheinander, die zumal nicht erkennen lassen, ob etwa eine berufliche Verwendung hinter einer größeren Zahl von Almanachen sich verbarg, wie bei Ebert 1795 (S. 123), der eben Professor für Ästhetik war; auch hätte Mix sich fragen müssen, ob seine Statistik durch derlei größere Zahlen nicht unsinnig verzerrt wird, und wie wohl sonst diese Zahlen zustandekommen: Der Ratsapotheker Jordan in Göttingen hinterließ ja doch wohl seine 107 Kalender (S. 124) nicht, weil er ein so großer Liebhaber der Poesie war, sondern offenbar, weil er eine Leihbücherei führte.[2] Folgerichtig erschließt das Register denn auch nicht die Bibliographie der Bibliotheksverzeichnisse.

Der Schwerpunkt der Forschung wird mit den Leserstudien allerdings ein bißchen verschoben: Interessierte sich der Germanist früher mehr für den Dichter und den Redaktor, so jetzt überwiegend für Leser und Markt. Die Wahrheit sollte, wie so oft, in der Mitte liegen und keinen der denkbaren Bereiche auslassen. Die künftige Kalender- und Almanachforschung wird aber an diesem Buch nicht vorbeikommen; dort wo es nicht vollständig sein konnte, ist es doch wenigstens in vieler Hinsicht musterhaft und im Irrtum lehrreich.

Justus Möser: Briefwechsel. Neu bearbeitet von William F. Sheldon in Zusammenarbeit mit Horst-Rüdiger Jarck, Theodor Penners und Gisela Wagner. Hannover: Hahnsche Buchhandlung 1992 (= Veröffentlichung der Historischen Kommission für Niedersachsen etc. 21). 762 S., DM 198,–.

Es ist mir ein besonderes Vergnügen, ein Buch anzuzeigen, bei dessen ersten Anfängen ich kritischer Zuschauer war und (besserwisserisch) der Diskussion beitragen durfte: als William Sheldon nämlich sein Editionskonzept vorstellte. Viele der seinerzeit heiß umkämpften Richtlinien sind wünschenswert und mit viel Augenmerk verwirklicht worden, wie überhaupt die ganze Ausgabe von der gelassenen Übersicht und pragmatischer Sparsamkeit der Historiker zeugt, die den Germanisten nicht alle extremen Maßnahmen der Editorik nachahmen müssen (was für Dichtungen wie denen von Hölderlin, Klopstock oder Büchner gilt, ist für expositorische Prosa noch lange nicht angemessen); ich bin seither auch ein gutes Stück von den damaligen Positionen (etwa jede Lesart und jede innerhandschriftliche Variante mitteilen zu müssen) abgerückt.

Vor allem aber: Diese dringend erwartete Ausgabe eines Briefschreibers, der für die Geschichtsforschung im nordwestdeutschen Raum (unter anderm zum Lehenswesen) und nicht zuletzt auch für die Entwicklung des Deutschen zur Literatursprache von

herausragender Bedeutung ist, wurde denn doch noch in halbwegs angemessener Zeit fertig.

Sympathisch, daß die Herausgeber von einer ‚Neubearbeitung' reden und damit an die alte Ausgabe ihrer Vorgänger Beins und Pleister anknüpfen wollen: Indessen ist hier das Material – ich entnehme die folgenden Zahlen dem Vorbericht – der alten Ausgabe (296 Nummern) mehr als verdoppelt (67 verstreut publizierte und 293 ganz ungedruckte) und in 23 Fällen wesentlich ergänzt worden: sie haben mithin eine vollkommen eigenständige Leistung vorgelegt. Auch bei den schon publizierten ist der Kommentar überall eingehender und genauer als in den alten Abdrucken, wird aber den anzunehmenden Bedürfnissen künftiger Leser sicherlich noch nicht voll genügen. Über die Arbeitsverteilung und Verantwortlichkeiten gibt das Vorwort, über die früheren Editionen und die Richtlinien die Einleitung knappen doch hinlänglichen Aufschluß (was dort steht, muß ich also hier nicht wiederholen). Die ergänzenden Beilagen sind aufs äußerste sparsam, aber wenigstens alle da: Bibliographien veralten allerdings immer sehr rasch; Sachregister werden niemals allen Benutzern Genüge tun – aber es ist wenigstens überhaupt eins angelegt, und diese wichtige Arbeit bleiben uns leider die meisten Briefeditoren und nicht selten aus bloßer Feigheit schuldig. Mithilfe des Personenregisters finde ich gleich einen kleinen Fehler: der Lichtenberg in Nr. 537 S. 601 ist nicht Georg Christoph, sondern sein Bruder Ludwig Christian.

Frauenleben im 18. Jahrhundert. Herausgegeben von Andrea van Dülmen. München/Leipzig und Weimar: Beck/Kiepenheuer 1992. DM 44,–.

Ich liebe Bücher, aus denen man etwas lernen kann: dieses hier gehört dazu. Das ist besonders deswegen so erfreulich, weil mir jemand die Möglichkeit gibt, mein Urteil selber zu bilden; allein durch geschickte Auswahl und kluge Anordnung wird eine Welt eröffnet, die seit nicht allzu langer Zeit intensiv erforscht wird, aber auf eine Weise, welche öfters doch allzusehr an der Oberfläche stecken bleibt, nicht zuletzt auch, indem vorgefaßte Meinungen und längst nicht geprüfte Hypothesen dem Leser aufgenötigt werden. Hier dagegen tritt die Herausgeberin fast ganz zurück, präsentiert nur die für sich redenden Quellentexte, die nur knapp (aber völlig ausreichend!) eingeführt sind und noch sparsamer mit Einzelstellenerläuterungen erhellt werden. Soweit ich das übersehen kann, tut sie es sehr genau und aus umfassender Kenntnis heraus: 211 verschiedene Quellen verzeichnen die Nachweise. Das deutet für sich schon auf ein repräsentatives Panorama des Zeitalters; die Herausgeberin muß allerdings ziemlich belesen sein, denn hinter manchen Titeln würde man zunächst nichts für ihr Thema Geeignetes suchen (sie muß also mit viel mehr Übersicht gesammelt haben, als das sonst bei derlei Anthologien, die immer wieder aus einander abschreiben, zumeist der Fall ist). Auch die Qualität der Quellen (von zeitgenössischen Drukken bis hin zu allerneuesten Editionen) ist vorzüglich; und gut angeordnet und sortiert ist das Bild des Zeitalters dann außerdem noch.

Fraglos wird man der Herausgeberin vorwerfen, daß sie sich mit dieser Selbstbeschränkung und Zurücknahme vor der ‚eigentlichen' Arbeit drücke.

Die Texte sind an den Rändern öfter gar zu abrupt gekürzt, vermutlich um den Band trotz der Vielfältigkeit noch einigermaßen schmal zu halten; das ist schade, geht doch einigemale wichtiger Kontext verloren. Das Quellenverzeichnis ist ein bißchen ungeschickt sortiert, mal nach Herausgeber, mal nach Verfasser oder historischer

Gestalt: letzteres hätte durchgehend Leitprinzip sein müssen, zumal um es auch für sich als Bibliographie verwenden zu können. Aber die Folgen dieser beiden Einwände machen es höchstens den Freibeutern schwieriger, die Anthologie eilig zu plündern; der geneigte Leser hingegen versteht's auch so. Und (ohne in die leidige Diskussion der Frauenforschung einsteigen zu wollen: ich habe bis zur Stunde noch nicht begriffen, was der ‚weibliche Diskurs' sein soll) nun kann er weiterlesen, selber Bezüge herstellen, seinen eigenen geschlechts-, kultur- oder sonstwie geschichtlichen Interessen nachhängen.

Gotthold Ephraim Lessing. Werke und Briefe in zwölf Bänden. Hrsg. von Wilfried Barner zusammen mit Klaus Bohnen, Gunter E. Grimm, Helmuth Kiesel, Arno Schilson, Jürgen Stenzel und Conrad Wiedemann. Bd. 11/1+2: Briefe von und an Lessing 1770-1776. Hrsg. von Helmuth Kiesel unter Mitwirkung von Georg Braungart, Klaus Fischer und Ute Wahl. Frankfurt/Main: Deutscher Klassiker Verlag 1988. DM 128,–; DM 136,–.

Endlich, endlich ist sie da: eine neue Gesamtausgabe des Briefwechsels von Lessing. Ob es nun gerade die ist, die wir uns seit langem gewünscht haben, stelle ich erstmal dahin. Tatsache ist aber, daß die Edition von Muncker in seiner Gesamtausgabe ein paar entscheidende Mängel hatte: 1) sie war völlig unkommentiert, hatte nur Textkritik, was die Erläuterungen nicht ersetzt; 2) sie wurde alsbald durch neue Funde überholt, die zum Teil so entlegen publiziert waren, daß man sie nicht fand; 3) sie hatte zwei Chronologien: Die Brief von Lessing und die an ihn. Der letztere Einwand wurde dadurch gemildert, daß nach Vorgang von August Sauers Kleist- und Carl Christian Redlichs Lessing-Briefausgaben (in Hempels Klassikern) jeweils in der Überschrift gleich die Bezugsbriefe genannt wurden, was Albrecht Schöne und ich in Bw nachgeahmt haben, die Herausgeber der hier anzuzeigenden Ausgabe aber unterließen. Und 4), ganz nebenbei, war sie antiquarisch teuer und als Neudruck bei der Apotheke de Gruyter noch teurer. Wenigstens diese Mängel sind also jetzt behoben.

Worin nun bestehen die Nachteile und Unterlassungssünden der neuen Ausgabe? 1) Sie hat keine *Bandregister* (hatte Muncker allerdings auch nicht; es soll ja wohl auch bald ein Gesamtindex erscheinen); 2) der *Kommentar* ist ein bißchen ungleich: die philosophischen Erläuterungen – ich vermute, von Braungart – sind vorzüglich; dürftig und oft überflüssig dagegen sind die Fremdwörter und Zitate: offensichtlich sind hier die Erläuterungen mit einem einbändigen Fremdwörterlexikon, zum Beispiel von Heyse, Petri oder Looff, erklärt, die biographischen zu guten Teilen offenbar nach Alfred Schöne und Richard Daunicht; und selten weiter geprüft oder ergänzt. Völlig überflüssig scheinen mir die etymologischen Angaben bei den Worterläuterungen, die manche Kollegen wohl gar kindlich finden möchten: Ich glaube, die Benutzer unserer Ausgaben nicht falsch einzuschätzen, wenn ich behaupte, daß diejenigen, die nicht wissen, daß sich (zum Beispiel) hinter ‚remittieren' das lateinische Verbum ‚remittere' verbirgt, es auch gar nicht wissen wollen: sie interessieren sich allein für die Wortbedeutung. Aber das ist noch fast Geschmackssache.

Keine Geschmackssache dagegen sind 3) die pseudo-logischen Begründungen der abenteuerlichen *Textgestaltungsprinzipien*, und daran lohnt es doch einen Augenblick festzuhalten: Bekanntlich hat der Herr Verleger, Unseld senior, die ganze Reihe der Deutschen Klassiker ab der frühen Neuzeit mal wieder in das Prokrustesbett der

‚behutsam modernisierten Orthographie unter *Wahrung* des *Lautstandes*' gezwängt. Ich wollte es mir eigentlich versagen, über die Hervorhebungen hinaus schon wieder diesen editorischen Unfug zu kommentieren: das hatten wir alles schon und beleidigt jeden denkenden (oder zumindest jeden historisch denkenden) Leser. Das ist nicht zuletzt deswegen auch bizarr, weil in den Anmerkungen historische Texte (als zitiert) in ihrer originalen historischen Orthographie erscheinen. Nun haben die Lessing-Herausgeber aus editorisch schlechtem Gewissen und in dem ehrlichen Bemühen, doch historisch adäquat zu verfahren, dem Herrn Verleger noch ein paar weitere Zugeständnisse abgetrotzt, die in sich so widersprüchlich sind, deren Begründung vor allem so töricht ausfällt, das ich es mir verbitte, einen solchen Unsinn als *Begründung* präsentiert zu bekommen: Da steht also als Beispiel für gewandelten Lautstandes: ‚Wallfisch', ‚Hülfe', ‚Erzehlung': gut das mag angehen (aber nicht vergessen: ‚Walnuß' heute ist keine Wahrung des Lautstandes: ‚Schreib wie du sprichst'. Und was sollen die armen Leute machen, die auch heute noch so sprechen). Gleich im folgenden Abschnitt werden dann aber als bloße ‚altmodische' Schreibformen und demnach modernisierbar angeführt: ‚Königinn' (na schön), ‚blos' (sollte Lessing das Wort nicht vielleicht doch mit kurzem -o- gesprochen haben?) ‚Leerm' (sollte er nicht etwa gut obersächsisch es mit langem, gespreiztem -e- gesprochen haben?). Man weiß nämlich einfach nicht genau, welche Wörter aus lautlichen, welche aus etymologischen oder anderen Gründen damals so oder so geschrieben wurden. Niemand wird leugnen, daß Orthographie auch Wandel in der Hochlautung beschreiben kann, weil jene nicht so leicht veränderbar ist wie diese. Aber man wird auch nicht leugnen, daß sich selten sichere Angabe machen läßt, ob überhaupt in einem je bestimmten Fall der Lautwandel stattgefunden hat, und (wenn es sich denn plausibel machen läßt) ist vor allem völlig unklar, wann genau das jeweils gewesen ist. Über Lessings und seiner Zeitgenossen Aussprache sagt seine Orthographie nahezu nichts.

Noch abstruser wird es bei der Schreibung der Fremdwörter. Die werden nämlich in der originalen Form belassen. Da aber einige morphologische Änderungen schon vorher verfügt waren, gibt es jetzt eine Reihe von halb belassenen, halb modernisierten Fremdwörtern; ‚concretisiren' würde nicht etwa ‚konkretisieren' werden, sondern ‚concretisieren', ‚Policey' nicht etwa ‚Polizei', sondern ‚Policei' und so fort. Zu schön auch, daß einige Korrespondenten weniger modernisiert werden durften als andere, um deren ‚historisches Kolorit' stärker zu wahren. Man fühlt sich diesmal freilich nicht in einen Talmi-Laden versetzt, in dem neue Artefakte ‚auf alt' patiniert sind, sondern in ein Antiquitätengeschäft, in dem alte Stücke ein klein wenig auf neu poliert wurden. Übrigens bin ich gespannt, wie der Deutsche Klassiker-Verlag auf die bevorstehende Rechtschreibreform reagieren wird: Dann kann er wieder von vorn anfangen.

Das übrige befriedigt mich. Natürlich hätte längst einmal eine wirklich einläßlich für unsere Zeit kommentierte Edition der Briefe hergemußt: Warum wurde und wird in Wolfenbüttel, wo es eine Lessing-Akademie und eine Gesellschaft zur Erforschung des 18. Jahrhunderts und jede Menge Aktivitäten und Arbeitsstellen gibt, so etwas nicht längst begonnen? Was die Herausgeber hier geleistet haben, ist ohne all die Hilfsmittel, die es in Wolfenbüttel gibt, in Nebenstundenarbeit entstanden und insofern allein schon beeindruckend.

Um abschließend noch ein bißchen zu mäkeln: Etwas schwach ist die gerade für Lessing naturgemäß wichtige theatergeschichtliche Ermittlung ausgefallen: So ist (Briefe 1770-1776, S. 21 Z. 32) „Mad. Schuch" zwar richtig bestimmt, aber sie mag

vielleicht zu Alfred Schönes Zeit (1885) „nicht weiter bekannt" gewesen sein; spätestens seit R. M. Werner („Schriften des Vereins für Theatergeschichte" 13, 1902, 362) ist sie das nicht mehr, heißt Maria Schuch geb. Jaquemain (* 1750). Auch fehlt es hier an Binnenverweisen zum übrigen Werk Lessings: Der S. 160 Z. 21 erwähnte Schauspieler Merschy wird auch in der „Hamburgischen Dramaturgie" genannt.

Die paar Druckfehler[3] und Unzulänglichkeiten[4], die ich mir sonst im Vorbeigehen notiert habe (denn Lessings Briefe erzielen und verdienen eine gespannte Aufmerksamkeit auf sie bei der Lektüre, ohne ständig die Fehler anderer aufmutzen zu wollen, und so blieb der Bleistift meist liegen) bräuchten eigentlich gar nicht erwähnt zu werden.

(Wird fortgesetzt).

U. J.

1 Ich nutze die Gelegenheit, ein paar Nachträge zu dieser glänzenden und seltsamerweise inzwischen gänzlich unbekannten Arbeit des klugen Lessing-, Herder-, Hainbund- und Claudiusforschers anzuhängen: *S. 12 Anm. 6:* J. C. Dieterich] ist doch wohl viel eher Lichtenberg oder Bürger (oder beide), vgl. B. Achenbach im *Photorin* 5, 1982, 61. *S. 13:* E. O. doch wohl eher wie S. 32 (s. u.). *S. 15:* G.L. = Lichtenberg (vgl. Bw 1, Nr. 109 f.); ebenso 1800; Gleim 1774] lies 1775. S. 18: L. 1786 könnte thematisch sehr wohl Lichtenberg sein; bislang gibt es aber noch keinen positiven Beleg. *S. 23:* J. G. Rr. fehlt 1800; auch hier dürfte es sich um Richter handeln. *S. 29:* Ungenannt 1780, 152 (***) ist Lichtenberg; vgl. *Göttinger Jahrbuch* 1978, 150 f. nach Bürgers Brief an Dieterich 20. 9. 1779. *S. 30:* Ungenannt 1787, 92: v. Bülow in Wolfenbüttel; vgl. Bürgers Brief an ihn 29. 11. 1787. *S. 32:* E. O. ist C. C. Oye; vgl. Voß an Goeckingk 29. 7. 1778. – F. (ebenso wie *S. 33* H) ist Heinse, wie Redlich selbst auf der Rückseite des Titels nachtrug.

2 W. Ebell (*Memorabilia Gottingensia* 1969) nennt ihn zwar nicht; er hebt jedoch auch hervor (S. 155 ff.), daß in dieser vorbiedermeierlichen Phase in Göttingen eine Reihe von privaten Zirkeln existierten, die stillschweigend geduldet waren, wenn sie ganz uneigennützig (wie die der Professoren) und vor allem nicht mit Zeitungen versehen waren. Übrigens führte Jordans Kollege Sander einen Lesezirkel (mit besonderer Erlaubnis, weil er Zeitschriften und Zeitungen verlieh).

3 Für die nächste Auflage, ganz leicht zu korrigieren: Briefe 1770-1776 S. 1141 zu 823 Z. 11: die Dame heißt natürlich nicht Kleu(c)ke, sondern Klencke. Weiteren Kleinkram können die Herausgeber bei mir abfragen.

4 S. 869 zu S. 12 „konfessionelle Kontroverse" ist in dieser Kürze für Lavaters Bekehrungsversuch bei Moses Mendelssohn geradezu bodenlos schief.

Elke Clauss: Liebeskunst. Untersuchungen zum Liebesbrief im 18. Jahrhundert. Stuttgart, Weimar: Metzler 1993 (=Metzler Studienausgabe). 291 S., DM 78,–.

Die Forschung zum Brief des 18. Jahrhunderts ist in Bewegung geraten: In den letzten Jahren erschienen diverse Publikationen zu diesem Forschungsfeld. Die Studie von Elke Clauss behandelt einen bis in jüngste Zeit vernachlässigten Gegenstand: den Liebesbrief im 18. Jahrhundert. Der Haupttitel der Arbeit, „Liebeskunst", gibt die Zielrichtung der Oldenburger Dissertation zu erkennen: „Liebe und Kunst als Konstituenten des Liebesbriefes" (274).

Untersucht werden die Briefwechsel zwischen Friedrich Gottlieb Klopstock und Meta Moller 1751-1754, Gotthold Ephraim Lessing und Eva König 1770-1776 sowie die ohne Antwortbriefe überlieferten Briefe Johann Wolfgang Goethes an Charlotte von Stein 1776-1786 und Heinrich von Kleists an Wilhelmine von Zenge 1800-1802. Vor dem Hintergrund des Individualisierungsprozesses im 18. Jahrhundert wird die Gleichzeitigkeit des Wandels der Liebesauffassung und der Genese des Liebesbriefes konstatiert. Vorschnellen Erwartungen wird jedoch seitens der Autorin entgegengetreten: „Eine definitive Beantwortung dessen, was der Liebesbrief recht eigentlich sei, kann nicht erwartet werden [...]". (15) Vielmehr geht es Clauss „um die Erkundungen eines Gefühls, pendelnd zwischen neuer Norm und individuellem Interpretationsbemühen und um dessen schriftliche Präsentation und seine Stilisierung". (15) Zu Recht betont die Autorin, daß der Brief, speziell der Liebesbrief, durch die „Doppelheit von literarisch-ästhetischer Stilisierung und alltäglicher Information" (12) gekennzeichnet sei. In einem zweifachen Zugriff sollen die Briefe sowohl kommunikationstheoretisch und textpragmatisch als auch historisch-ästhetisch erfaßt werden (15).

Interessante Aspekte des untersuchten Materials werden von der Autorin diskutiert. Mit scharfem Blick für Veränderungen innerhalb der Korrespondenzen und für die Verwendung fiktionaler Elemente in den Briefen betont Clauss bei der Analyse des Briefwechsels Moller-Klopstock die Bedeutung des Wettkampfmotivs – wer von den beiden liebt am stärksten? –, ferner die Formulierung von Ähnlichkeit in den Briefen vor der Verlobung und die Formulierung von Gleichheit und die Transzendierung und Sakralisierung der Liebesbeziehung in den Briefen danach. Eine besondere Bedeutung wird Klopstocks frühen Oden „Die künftige Geliebte" und „Daphnis und Daphne" zugesprochen, an deren Muster der Briefwechsel respektive der „Dichter-Mann" sich orientiere. Bei der Korrespondenz Lessing-König stellt Clauss einen Verlauf in vier Phasen fest, wobei deutlich wird, daß die Dynamik der Beziehung stark von dem Medium Brief und den Schwierigkeiten bei der Briefzustellung abhängig ist (beide Korrespondenten waren wiederholt auf Reisen). Auch wird Lessings Verzicht auf briefliche Liebesbezeugungen im Zusammenhang damit diskutiert, daß sich der Wolfenbütteler Bibliothekar wiederholt über körperliches Unwohlsein äußert. Bei der Untersuchung der Briefe Goethes steht der Werther-Bezug im Vordergrund; ausführlich wird die „Zeichnerklage" des Schreibers und seine Thematisierung des Essens und der Passionscharakter der Goetheschen Liebe dargestellt. Kleists Briefe zeigen nach Clauss die „Problemlage moderner Subjektivität" (210), wobei sich Kleist, in Ermangelung einer Authentizität garantierenden Sprache der Liebe, anderer Diskurse bedient: „Versuchsreihen über die Aufklärung des Weibes, über den Geheimbund der Liebe und über die erotische Rede im idyllischen Gewand [...]" (210). Kurz, er produziere Literatur.

Doch worauf läuft die Untersuchung hinaus? Um es vorweg zu nehmen: Die anfangs geweckten Erwartungen werden enttäuscht. Am Ende heißt es: „Die schriftliche Veräußerung neuzeitlicher Subjektivität bedarf des Schutzmantels der Poesie, gerade weil in einer entzauberten Welt *nur noch* [Hervorhebung von mir] ästhetische Fiktionen Sinnwelten beschwören und zur Evidenz bringen können. Denn: ‚Das Leben ahmt die Kunst weit mehr nach als die Kunst das Leben' (Oscar Wilde)". (275) Diese Beschreibung gilt nach Clauss im Positiven für die Briefe der Männer Klopstock, Goethe und Kleist, in denen zwar ein autobiographisches Ich entworfen wird, doch „*nur* [Hervorhebung von mir] ein fiktives Ich brieflich agiert" (273). Der vierte

im Bunde, Lessing, vertrete, so Clauss, eine andere Richtung des Liebesbriefschreibens bzw. Nicht-Liebesbriefschreibens, das Schreiben unter Verzicht auf den ästhetischen Schutz, bei dem jedoch die Mitteilung von Intimität unterbleibt (und auch vom Schreiber gar nicht gewünscht ist). Durch diese klaren Zuweisungen – Klopstock, Goethe, Kleist: Liebe/Kunst einerseits, Lessing: keine Liebe/keine Kunst andererseits – wird das Spannungsfeld, in dem die Untersuchung durch das Postulat der „Doppelheit" des Briefes zunächst angesiedelt scheint, befriedet und das briefliche Material reduziert.

Wie werden die jeweiligen Ergebnisse präsentiert? Wie gesagt, viele interessante Aspekte der Korrespondenzen werden aufgespürt, doch einem ärgerlichen, in der Briefforschung weit verbreiteten Verfahren folgend, wird kein Brief vollständig untersucht. Das heißt zum Beispiel, daß fiktionalisierte Briefpassagen – mit anderen dementsprechenden Passagen montiert, zum Teil üppig umstellt von Aussagen etwa Simmels, Barthes', Luhmanns, F. A. Kittlers – nicht in ihrem Zusammenspiel mit dem jeweiligen Briefkontext betrachtet werden. Vielmehr wird aus den geschickt gewählten Zitaten eine abgesonderte, neue Geschichte der Briefe geschrieben, die die kommunikative wie auch die ästhetisch-literarische Seite verkürzt.

Besonders deutlich wird diese Verkürzung bei den beiden Korrespondenzen, von denen auch die Briefe der Frauen überliefert sind. Merkwürdig ist, daß die Briefe von Meta Moller und Eva König, die in der Forschung als außergewöhnliche Briefschreiberinnen bekannt sind, kaum berücksichtigt werden. Zwar macht Clauss gleich zu Beginn deutlich, daß die Briefe der Männer – Autoren, das heißt „‚namhafte' literarische Person[en] und nicht nur durch Privatnamen identifiziert" (15) (dies gilt für Kleist zum Zeitpunkt der Korrespondenz mit seiner Braut jedoch nicht) – im Zentrum ihres Interesses stehen, doch bedarf es schon einer eingeschränkten Wahrnehmung, die Einwirkung der Briefe der Frauen auf die jeweilige Korrespondenz und ihre Dynamik weitgehend zu übergehen. Ist es wirklich so, daß Lessing die „Briefregie" übernimmt, „punktum" (91)? Ist eindeutig Klopstock in der Korrespondenz mit Meta Moller der „Gebieter der Schrift" (59)? Zweifel, was die uneingeschränkte Gültigkeit dieser Beschreibungen angeht, sind anzumelden. Passen sie etwa zu den in vielen Briefen Meta Mollers gezeichneten (weiblichen) Selbst- wie auch (männlichen) Fremdbildern (vgl. etwa die Briefe vom 13. 7., 20. 9. und 5. 10. 1751)?

Wiederholt wird auch die Kommunikationssituation zu wenig in Anschlag gebracht. So etwa wird kaum beachtet, daß der Briefwechsel Lessing-König als ein freundschaftlicher beginnt, von „Liebe" deswegen zunächst gar nicht die Rede sein kann und später möglicherweise ob der Geheimhaltung der Beziehung auch gar nicht sein darf. Bei den Briefen Meta Mollers zu Anfang der Korrespondenz wird zu wenig in Erwähnung gezogen, daß deren Verfasserin in der Beantwortung der Klopstockschen ‚Liebesbekundungen' anzunehmen hatte, daß die große, ‚unsterbliche' Liebe des Messias-Dichters seine Cousine Maria Sophia Schmidt (Fanny) ist. Fraglich ist im übrigen auch, warum nicht der gesamte Briefwechsel zwischen Moller und Klopstock Gegenstand der Untersuchung ist; die Entscheidung, die Zäsur bei den Brautbriefen zu setzen und die Briefe der Ehezeit nicht zu untersuchen, wird leider nicht transparent gemacht.

Detailliert zeigt die Studie von Clauss Selbst- und Fremdbilder der briefschreibenden Männer auf, die Antworten der Korrespondentinnen erscheinen als zweitrangig. Bedenklich stimmt es dann in diesem Zusammenhang, wenn es an einer Stelle über Briefe Meta Mollers vom Spätsommer 1752 – recht modisch – heißt: „In das Span-

nungsfeld von Begehren und Schrift, bisher immer und nur vom Mann getragen, dringt jetzt die Frau, indem sie ihren Körper dem Schriftsinn aussetzt und damit eigenes Begehren formuliert" (59) und wiederum dadurch „zum Subjekt ihrer eigenen Rede" (60) aufrückt. Ansonsten wird von den Briefen Mollers gesagt, sie produzierten in jenem „weiblichen Strom von Sprache" jenen „Sprachteppich" (26), von dem aus sich der Autor Klopstock selbst stilisieren könne. Läuft Clauss nicht Gefahr, durch die theoretischen Metaphorisierungen von Weiblichkeit und einer zu starken Orientierung an den Weiblichkeitsbildern der Männer ihrerseits ein prekäres Weiblichkeitsbild zu produzieren?

Zum Abschluß sei es der Rezensentin erlaubt zu bekennnen, daß sie durch die zwar nicht so raffiniert servierte, aber reichhaltige Kost, die Ulrich Joosts Arbeit über Lichtenberg den Briefschreiber darstellt, mehr über das Briefeschreiben im 18. Jahrhundert erfahren hat als durch die Studie von Elke Clauss über den Liebesbrief. Schade nur, daß von Lichtenberg keine funkensprühenden Liebesbriefe überliefert sind.

Ute Pott

Barbara Lösel: Die Frau als Persönlichkeit im Buchwesen. Dargestellt am Beispiel der Göttinger Verlegerin Anna Vandenhoeck (1709 - 1787). Wiesbaden: Otto Harrassowitz 1991 (Buchwissenschaftliche Beiträge aus dem Deutschen Bucharchiv München Bd. 33). 228 S., brosch., DM 98,–.

Erst jüngst beklagte Reinhard Wittmann in einem Überblick über die Entwicklung des deutschen Buchhandels,[1] daß noch jene Detailuntersuchungen zu einzelnen, selbst zu herausragenden Verlagen ausstehen, die mit den Realitäten des Buchmarktes im 18. Jahrhundert vertraut machen können, der damals von starkem Wachstum und folgenreichem Strukturwandel bestimmt war, als man vom traditionellen Tauschhandel zum Konditionsverkehr überging. Die vorhandenen Chroniken älterer Buchhandelsfirmen bevorzugten meist biographische Tatbestände und die familien- und lokalgeschichtlichen Beziehungen, auch die Bindungen zu Autoren, vernachlässigten aber, meist mangels ausreichender archivalischer Quellen, die Produktion selbst und deren Absatz. Andererseits werden viele längst untergegangene, damals aber bedeutende Firmen oft zitiert, fanden jedoch bisher überhaupt noch keinen Bearbeiter und leben allein in Antiquariatskatalogen weiter. Erst seit 1988 gibt es wenigstens eine Übersicht der im Zeitraum von 1701 bis 1750 tätigen Unternehmen: das von David L. Paisy in der British Library erstellte Verzeichnis deutscher Buchdrucker, Buchhändler und Verleger,[2] bei dem beispielsweise für Göttingen 16 Namen ermittelt wurden. Doch diese knapp gefaßte Zusammenstellung versteht sich notgedrungen als Zwischenbilanz und ihr Autor bemängelt ebenfalls die „teilweise noch sehr in den Anfängen" steckende Quellenforschung.

Umso erfreulicher ist es, daß für zwei in jener Epoche aufblühende Göttinger Handlungen jetzt bibliographische Listen vorliegen, die den Umfang der Verlagsproduktion anzeigen, sowohl die Zahl der getätigten und vertriebenen Veröffentlichungen als auch die weitgefächerte Thematik der angebotenen Werke. Elisabeth Willnats Arbeit über die sich an Titeln ablesbaren Leistungen des Druckerverlegers Johann Christian Dieterich ist inzwischen als Band 39 in der Reihe „Archiv für Geschichte des Buchwesens" erschienen und wird noch gesondert zu behandeln sein.[3]

Eine solche Untersuchung entstand auch für das Konkurrenzunternehmen, für den älteren Sortimentsverleger, beschränkt jedoch auf die Zeitspanne von 1750 bis 1787, als Anna Vandenhoeck nach dem Tode ihres Mannes die Firma in glücklicher und umsichtiger Weise weiterführte – mit dem Erfolg, daß sich der Verlag bis heute kontinuierlich fortentwickeln konnte. Aufgespürt und chronologisch erfaßt wurden als Primärquellen weitgehend sämtliche Verlagsprodukte, weil sie sich nach der bestehenden Abgabeverpflichtung in der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek befinden mußten. Eine Autopsie an Hand der erreichbaren Exemplare erwies sich als notwendig, weil weder die zeitgenössischen Meßkataloge noch der Verlagskatalog von 1901 als zuverlässig oder vollständig gelten können. Im ersteren Fall ist mit später nicht realisierten Ankündigungen oder unterlassenen Meldungen zu rechnen, im letzteren mit einer ungenauen Überlieferung, weil das Belegarchiv des Verlages zwangsläufig Lücken aufweist. Gegenüber den nunmehr zweifelsfrei ermittelten 496 Titeln kann man einen Rest von nicht nachweisbaren 30 Titeln vernachlässigen, bei denen offen bleiben muß, ob sie womöglich nur geplant und avisiert wurde, oder ob sie augenblicklich unauffindbar sind oder sich in einer geänderten Fassung anderswo verbergen. Ausgegliedert wurde eine Gruppe von weiteren 58 Titeln, die nicht eindeutig dem Verlag zugeschrieben werden konnten, weil es sich wohl um Kommissionsware handelte, wie sie auch heute nicht ganz ungewöhnlich ist. Offensichtlich hat die Vandenhoecksche Handlung auch Bestände von Kollegenfirmen verwertet oder den Vertrieb der von einem Autor auf eigene Kosten angefertigten Bücher übernommen: willkommen gerade in einer Zeit des Tauschhandels, um mit einem ausreichend großen Angebot aufwarten zu können. Vielleicht wäre es zweckmäßig gewesen, diese Gruppe mit gesonderter Kennzeichnung trotzdem zu integrieren. Den Buchwissenschaftler interessiert vor allem die Analyse einer solchen Bestandsaufnahme, die statistisch aufzuschlüsseln und zu gewichten wäre: welchen prozentualen Anteil die einzelnen Wissenschaftsdisziplinen an der Gesamtheit aufwiesen, wie sich die Quote der lateinisch und deutsch abgefaßten Veröffentlichungen verschob, wie sich während eines Zeitraumes das quantitative Angebot entwickelte – und noch andere, für die Buchhandelsgeschichte wichtige Fragen. Solche Überlegungen hat die Autorin jedoch nicht angestellt, sondern lediglich eine Gliederung nach den damals vorkommenden acht wissenschaftlichen Fächern vorgenommen, überdies bedeutende, berühmte Autoren vorgestellt. Sie vermittelte damit ein Abbild der seinerzeitigen Göttinger Verhältnisse: wer was lehrte, wer was in diesem Verlag veröffentlichte. Manche Lebensläufe findet man in bio- und bibliographischen Nachschlagewerken gründlicher abgehandelt, hier hätte ein ausführliches Personenregister genügt. Ob man im heutigen Sinne von einem Verlagsprogramm sprechen kann, muß angesichts der damaligen Bedingungen bezweifelt werden, zumindest kann es mißverständlich sein. Denn die innovative Projektierung und redaktionelle Organisation wissenschaftlicher Veröffentlichungen durch den Verleger ist erst bei gleichzeitiger Spezialisierung im 19. Jahrhundert möglich und üblich, wobei dann neben kaufmännischem Handeln sogar wissenschaftliche Fachkompetenz erforderlich wird. Im 18. Jahrhundert aber erfüllte die Vandenhoecksche Buchhandlung überwiegend eine von ihr erwartete Dienstleistung und das in einer Monopolstellung, die sie erst seit 1765 mit dem Konkurrenten Dieterich teilen mußte. Angewiesen war man dabei vor allem auf die schriftstellerische Produktivität und auf das überregionale Ansehen der Mitglieder der Georgia Augusta, und so bestimmten glückliche Zufälle die Titelliste und das buchhändlerische Angebot, allerdings auch bemerkenswerte Defizite. Nicht über-

sehen darf man dabei, daß die Beziehungen schreibender Gelehrter zu einem Verleger aus verschiedenen Gründen stets ambivalent waren und immer noch sind. Einem gegenwärtigen Trend folgend ist die nach Meinung der Autorin bisher verkannte Person der Verlegerin in den Vordergrund gerückt, wie es schon der Titel ihrer Untersuchung ankündigt. So ist die eigentliche bibliographische Erfassung der Verlagstätigkeit durch eine Erwartungen weckende Biographie ergänzt. Die spärlichen Quellen geben nicht viel her, so daß es darauf angekommen wäre, sie durch eingehende Nachforschungen über das bisher Bekannte hinaus zu erweitern. Denn über die Herkunft und den Bildungsgang der gebürtigen Engländerin erfahren wir auch hier nichts, obwohl es wichtig wäre, mehr zu wissen über eine Frau, die in einer freieren Luft aufgewachsen war, ehe sie und ihr Mann sich ohne zunftmäßiges Beziehungsgeflecht in die Enge einer kurhannöverschen Kleinstadt einleben mußten. Einer ihrer ersten Autoren hat das nicht ausgehalten, jedoch unsere Autorin hat hier nicht einmal bemerkt, daß die von der Witwe testamentarisch begünstigte Reformierte Gemeinde 1751 von dem Glaubensgenossen zumindest ihres Mannes gegründet wurde, von jenem Albrecht von Haller nämlich, der auch geschäftlich Bundesgenosse wurde, als einflußreicher und produktiver Gelehrter in der Frühzeit der Universität. In einem entscheidenden Punkt ist jedoch auf Grund der wenigen Zeugnisse, die schon in der Verlagsgeschichte Ruprechts[4] ausgewertet wurden, eine verläßliche Aussage über die unternehmerisch tätige Kauffrau erschwert: in welchem Maße die haftende Inhaberin einerseits und der von ihr beauftragte Geschäftsführer andererseits am Tagesgeschäft und an den Erfolgen jeweils beteiligt waren – auch bei einer ähnlichen Konstellation anderswo könnte man das nur schwer einschätzen. Aus formalen Rechtsakten, als die Unterschriften unter Verlagsverträge anzusehen sind, läßt sich das nicht ablesen. Jedenfalls hatte die Prinzipalin die hauptsächliche Vertriebsarbeit dem jungen Carl Friedrich Ruprecht überlassen, denn dieses selbständige Handeln setzte die persönliche Anwesenheit am Messeplatz Leipzig voraus. Sicherlich verdient die klug wirtschaftende, reputierliche und deshalb angesehene Firmenchefin allen Respekt, weil sie ein relativ junges Unternehmen auch in einer Zeit wachsenden Wettbewerbs gescheit fortführte und nachhaltig zu sichern verstand, nicht zuletzt dank des Vertrauens, das sie ihrem Mitarbeiter und Partner entgegenbrachte. Sie verfügte über nicht unbeachtliche Einkünfte und über Vermögen, damit aber auch über Unabhängigkeit und über ein Sozialprestige, das dem der Göttinger Professoren nicht viel nachstand. Ob sie in einer solchen Position gegenüber männlichen Kollegen benachteiligt war, wie die Autorin vermutet, scheint fraglich. Allerdings ließ und läßt sich das verlegerische Geschäft kaum konfliktlos betreiben: sei es der Ärger mit Autoren, sei es der Streit mit Konkurrenten. Ohne aber jetzt die bestimmende Rolle der Anna Vandenhoeck verkleinern zu wollen, eines kann man gewiß nicht, wie es die Autorin arglos und ohne rechte Beweise tut: sie den aufgezählten bekannten Buchhändlernamen jener Zeit einfach gleichzusetzen – denn diese Verleger haben von sich aus Handelsbräuche verändert oder spekulativ neue Leserschichten erobert. Die Vermutungen der Autorin, die sich schließlich auf die konventionelle Pose eines Porträts berufen möchte, reichen als Belege für die von ihr erwünschte hochgestimmt Einschätzung nicht aus. Dem widerspricht nicht, daß wir es mit einer in verschiedener Hinsicht interessanten Frau zu tun haben, über die wir vielleicht demnächst einmal besser aufgeklärt werden.

Die Arbeit ist in eine wissenschaftliche Reihe aufgenommen worden. Unverständlich bleibt es daher, warum die Herausgeber die mitgeteilten Fakten, die manchmal widersprüchliche Argumentation und die oft ungeschickte Schreibweise nicht kritisch

überprüft haben. Sie hätten die Behauptung korrigieren müssen, daß die Schlözerschen „Staatsanzeigen" 1793 von Metternich verboten worden seien — der spätere Staatskanzler, damals zwanzig Jahre alt, hatte seine politische Laufbahn noch nicht einmal begonnen. Den angesehenen Publizisten andererseits als „schillerndste Figur" zu bezeichnen, was nur negativ gemeint sein kann, ist wohl ebenso eine sprachlich mißglückte Formulierung wie die der landsmannschaftlichen Bewußtheit Hallers bescheinigte „Hin- und Hergerissenheit". Daß die Unterweisung in den sogenanten ritterlichen Künsten nicht zuerst „adelige Vergnügungsgelüste" befriedigen sollte, sondern für einen Teil der Studenten unerläßliche Voraussetzung für eine künftige Karriere im Staatsdienst war, scheint der Autorin unbekannt zu sein. Es ist schade, daß solche ahnungslosen Mißdeutungen und saloppen Ausdrucksformen die sorgfältige und gewissenhaft vorgenommene Fleißarbeit beeinträchtigen. Dennoch ist es jedenfalls eine begrüßenswerte Materialsammlung, die mittels eines bibliographischen Verzeichnisses und durch ergänzende Angaben zu den Autoren deutlicher und umfassender als bisher die erfolgreiche, beständige Entwicklung eines Wissenschaftsverlages, angesiedelt in einem universitären Zentrum der Aufklärungszeit, verfolgen läßt – verknüpft mit dem Aufstieg einer fortschrittlichen, aufblühenden Hochschule, eingebunden in den Wandel des Buchmarktes und der buchhändlerischen Verkehrsordnung. Zu wünschen wäre, daß eine solche bibliographische Erfassung der Produktion auch anderen deutschen Verlagen zuteil wird, um die Ausbildung des Verlagsgewerbes im 18. Jahrhundert in seiner ganzen Breite genauer erfahren zu können.

Peter Neumann

1 Reinhart Wittmann: *Geschichte des deutschen Buchhandels.* München 1991, 134.
2 David L. Paisy: *Deutsche Buchdrucker, Buchhändler und Verleger 1701-1750.* Wiesbaden 1988.
3 Elisabeth Willnat: *Johann Christian Dieterich – ein Verlagsbuchhändler und Drucker in der Zeit der Aufklärung.* Frankfurt/Main 1993.
4 Wilhelm Ruprecht: *Väter und Söhne. Zwei Jahrhunderte Buchhändler in einer deutschen Universitätsstadt.* Göttingen 1935.

Hans-Ulrich Wehler (Hrsg.): Europäischer Adel 1750-1950. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1990 (= Geschichte und Gesellschaft. SoH 13). DM 74,–.

Obwohl eine überaus reichhaltige Literatur zum Adel seitens der Mediävisten und Frühneuzeit-Historiker der Forschung zur Verfügung steht, ist die Entwicklung des deutschen Adels in den beiden Jahrhunderten zwischen 1750 und 1950 und damit die zweihundertjährige Phase ihres letzlich tödlichen Niedergangs, bisher kaum in der wissenschaftlichen Diskussion zum Thema erhoben worden; – so ist nach 1945 in nunmehr fast einem halben Jahrhundert gerade ein gutes Dutzend herausragender Bücher erschienen. Das ist ein geradezu verblüffender Tatbestand: Handelt es sich doch insbesondere bei dem deutschen Adel um eine Machtelite, die sich tausend Jahre an der Spitze des politischen Systems zählebig gehalten haben, – er gehört also mit der ganzen Summe seiner Eigenschaften zu jenen Sonderbedingungen, auf die Max Weber die Einzigartigkeit des Okzidents zurückgeführt hat. Zum anderen fühlt sich

die deutsche historische Forschung in der Regel von Neuland angezogen, in der ein hoher Grenznutzenwert für die erforderlichen Investitionen winkt.

Während sich die moderne Sozialgeschichte also in den letzten Jahrzehnten primär mit der Erforschung der Sozialgeschichte der Arbeiterschaft vom späten 18. Jahrhundert bis in die Gegenwart beschäftigt hat – hiervon zeugt das vierbändige Werk Conzes, Engelhardts und Tenfeldes, – und sich hieran eine vielschichtige Untersuchung des „deutschen Bildungsbürgertums" anschloß, gelang es Hans-Ulrich Wehler nunmehr, den deutschen Adel mit vorliegenden Buch zu thematisieren und die Erforschung des modernen Adels endlich zügiger in Gang zu bringen.

Auf drei allgemein in die Adelsproblematik einführende Aufsätze („Aspekte der Geschichte des Adels im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit"; „Der alteuropäische Adel – ein verfassungsgeschichtlicher Typus?"; „Konzeptionelle Bemerkungen zum Obenbleiben: Adel im 19. Jahrhundert") folgen neun länder- bzw. regionalspezifische Beiträge sowohl über den deutschen als auch über den russischen, österreichischen, polnischen und italienischen Adel, die trotz ihrer anscheinend sehr heterogenen Fragestellungen den unübersehbaren Vorteil mit sich bringen, daß durch komparative Geschichtswissenschaft die Enge rein national- oder regionalhistorischer Fragestellungen überwunden werden kann. Sehr weitblickend konzipiert, und damit diese Dimension erst eröffnend, erwies sich die detallierte redaktionelle Vorarbeit Wehlers, der neben der Auswahl der vorliegenden zwölf Aufsätze den Autoren einige Leitfragen zur Adelsgeschichte mit an die Hand gab, so daß teilweise eine enge thematische Verzahnung zwischen der deutschen und europäischen Adelsgeschichte schon zu diesem frühen Zeitpunkt erreicht wurde. Die Beschränkung auf wichtige Fragen, wie die politische und rechtliche Stellung, die Positionen innerhalb der regional- und nationalgesellschaftlichen Sozialstruktur, der ökonomischen Lage sowie der kulturellen Hegemonie des Adels ermöglichen eine vergleichende Strukturanalyse, auf deren Grundlage in nächster Zukunft weitere Abhandlungen zur Stellung des Adels in der europäischen Geschichte zu erwarten sind.

Stefan Nolting

Georg Stanitzek (Hrsg.): Systemtheorie? Anwenden? In: Literaturwissenschaft. Ein Grundkurs. Hrsg. von H. Brackert und J. Stückrath. Reinbek: Rowohlt 1992, S. 650-663. DM 32,90.

In die an Überraschungen und Merkwürdigkeiten nicht gerade arme Wirkungsgeschichte Lichtenbergs ordnet sich jetzt der interessante Versuch ein, die literaturwissenschaftliche Anwendbarkeit der Luhmannschen Systemtheorie an einer Lichtenbergschen „Sudelbuch"-Bemerkung' zu erweisen. Georg Stanitzeks Beitrag „Systemtheorie? Anwenden?" zur Neuauflage einer bekannten „Einführung" in die Literaturwissenschaft arbeitet an der Deutung von L 858, um einige systemtheoretische Grundbegriffe praktisch zu erproben. Ziel des Textes ist es nicht nur, den Anfängern und Anfängerinnen unseres Faches eine anspruchsvolle Theorie (bzw. ihre Anwendung) zu präsentieren, sondern auch die Behauptung eines gestörten Verhältnisses zwischen Literaturwissenschaft und (System)-Theorie zu relativieren. Daß der theoriefeindliche Vorwurf der „Textferne" als seinerseits theorieabhängige Behauptung entlarvt werden kann, ist dabei weniger interessant als die Replik auf die immer wie-

derkehrende Frage nach der Anwendbarkeit von Theorie, die intelligent-vertrackte und ziemlich voraussetzungsreiche Untersuchung des Anwendungsbegriffes anhand der Lichtenbergschen „Anwendungsbemerkung" L 858: „*Wie* kann man *diese Zeile* JETZT anwenden?"

Wie also kann man die Systemtheorie Luhmannscher Prägung anwenden, und was heißt hier: anwenden? Schon am „unvollständigen" Zitat von L 858 kann die literaturwissenschaftliche Unterscheidung zwischen Text und Kontext, die Selektivität des literaturwissenschaftlichen Beobachtens deutlich gemacht werden; die Beobachtung der Beobachtung des „Wortlauts" des Zitates, der unterschiedliche Interpretationen gleichermaßen zuzulassen scheint, verweist schließlich auf die Rekursivität der Bemerkung. Während die Beobachtung der „vollständigen" Notiz die Deutung nahelegt, jene Bemerkung sei eine Konstante, die jeder Lesefrucht die Anwendungsfrage folgen läßt, sozusagen ein konstanter „heurist." Imperativ, nach Anwendungsbezügen zu suchen, bezeugt ein anderer Blick, der die handschriftliche Betonung *diese Zeile* ernst nimmt, daß sich die Frage auf die Anwendung von „Anwendung" richtet, d.h. auf sich selbst, so daß „Anwendung" gewissermaßen in zweiter Potenz erscheint.

Da die systemtheoretische Perspektive als erstes zu fragen zwingt, ob die merkwürdige, unverständliche Lichtenbergsche Bemerkung als „Kommunikation" fungiert, die sich durch die Kombination der „Selektionen" Information, Mitteilung und Verstehen auszeichnet, kann die besondere Hinsicht, in der sich L 858 als Kommunikation qualifiziert, bestimmt werden. Die Legitimität dieser Frage zeigt sich z.B. darin, daß in manchen Editionen die Bemerkung und somit die für das „Verstehen" notwendige öffentliche „Annahme" fehlt. Die Information des ersten Satzes von L 858 liege, so Stanitzek dann recht kurzschlüssig, „in der *Form* der Mitteilung", die auf ihr „Medium", auf Sprache und vor allem Schrift aufmerksam mache. Die „Form" verweise außerdem auf Fragen der „gelungenen" Form, auf Kunst als „soziales Subsystem" mit der Codierung schön-häßlich und auf den Unterschied zwischen Wissenschaft und Kunst: auf Wissenschaft, die nach Anwendungen fragt, und auf Kunst als modernes autonomes soziales System, das sich von direkten Anwendungsfragen gerade emanzipiert hat.

Anschließen und einbauen lassen sich hier Gattungsprobleme der Aphoristik, Fragen nach der Klassizität Lichtenbergs und schließlich eine Sprachtheorie, die die Möglichkeit einer intentionalistisch-handlungsbezogenen Privatsprache trotz Unverständlichkeit ausschließt: Auch für den Autor selber kommen „die ‚eigenen' Notate nur als Kommunikation in Betracht".

Die Anwendungsfrage des Textes: „Wie kann man Systemtheorie jetzt anwenden?" und L 858 müßten schließlich auf ihn selbst angewendet werden: Wie kann man Stanitzeks Text jetzt anwenden? Ich vermute, daß der Text als „Einführung", die von der Differenz Theorie-Praxis lebt, zu viele Voraussetzungen macht und letztlich genauso wie sein Gegenstand L 858 zu vertrackt-selbstbezüglich, zu originell ist, als daß ihn, wie der Pädagoge Johann Bernhard Basedow 1756 über einführende Texte schreibt, „ein jeder verstehen kann, wer auch keine Vorlesungen darüber gehört hat". Es werden hier eher die „besondern Gedanken des Verfassers" vermittelt, die nur den schon „geübten Lesern" zugänglich sind. Aber die Autorität, über die Anwendbarkeit zu entscheiden, würde wohl nur den „Praktikern", den Leitern von Einführungsseminaren zugestanden, die ihren Studenten und Studentinnen eine solche systemtheoretische „Packung", einen nicht-doxographischen Text mit Gegenständen, die quer zur „Anwendung" stehen, zur Anwendung verschreiben.

Kerstin Stüssel

Ursula Geitner: Die Sprache der Verstellung. Studien zum rhetorischen und anthropologischen Wissen im 17. und 18. Jahrhundert. Tübingen: Niemeyer 1992. DM 112,–.

Über jemanden zu sagen, sie oder er könne sich gut verstellen, sei ein begabter Schauspieler und schwer zu durchschauen, mag zwar gelegentlich von Neid und Bewunderung künden, ist aber meistens ein schwerwiegender Vorwurf oder dient dazu, den Bereich der Politik, der Karrierepolitik, zu identifizieren. Diplomaten, Politiker und karriereehrgeizige Personen sind die Paradebeispiele für Verstellungskünstler, erlaubt und vorteilhaft ist Verstellung in manchen Sportarten, und notgedrungen akzeptiert wird sie neuerdings wieder, wie Zeitgeistanalytiker und Trendforscher behaupten könnten, als strategisches Instrument im komplizierten Kampf um Stellen, Einkommen und Macht, nachdem sie zu Zeiten ökonomischen Wohlstands im Zeichen großzügiger „herrschaftsfreier Kommunikation" verpönt war.

Die ältere Geschichte der Verstellungskunst, ihren weitaus positiveren alteuropäischen Leumund, der indes nicht verhindern konnte, daß sie im 18. Jahrhundert unter einen fundamentalen moralischen Verdacht geriet, und die weitreichenden Konsequenzen des Verstellungskonzepts präsentiert jetzt mit großem Kenntnisreichtum die vorliegende Arbeit der Kölner Literaturwissenschaftlerin Ursula Geitner. Unter explizit komparatistischer Perspektive zeigt sie zunächst an Aristoteles, Quintilian, Gracian, Macchiavelli, Castiglione, Christian Weise und Thomasius, aber auch an vielen nicht-kanonischen Texten die rhetorischen, „politischen" und anthropologischen Voraussetzungen für die Karriere der „Dissimulation", die Natürlichkeit immer als Effekt von Kunst begreift, der Kunst nämlich, die Kunst zu verbergen. Die Welt des Hofes und die Bedürfnisse der bürgerlichen *homines noves*, die durch ihren Eintritt in fürstliche Verwaltungen im 17. Jahrhundert Mobilität in die festgefügte *ordo*- und Standeswelt induzieren, begünstigen die Karriere der Verstellungskunst und der komplementären „Kardiognostik" auch in Deutschland, wie die Verfasserin an vielen, auch unbekannten Quellen, vor allem an höfischen Klugheitslehren, zeigen kann.

Verstellungskunst ist bis weit in das 18. Jahrhundert hinein eine legitime und notwendige Technik individueller Interessendurchsetzung. Erst mit dem Aufkommen von Empfindsamkeit und Physiognomik wird die Verstellung und mit ihr die Körpersprache, die *actio* der Rhetorik, nicht mehr als erlernbare, aber auch durchschaubare Kunst, sondern als moralischer Defekt beschrieben, der verhindert, daß die menschlichen Verhältnisse so transparent und unentfremdet sind, wie sie – in einer allerdings utopischen Perspektive – sein könnten. Insbesondere der sich nicht auf *eine* Identität festlegende, proteische Mensch, der von Nietzsche später als Prototyp des modernen Künstlers beschrieben wird, gerät in den Verdacht von Prinzipienlosigkeit und moralischer Verkommenheit, auch wenn er unter dem konsequenten Primat des Eigeninteresses lediglich die schnelle Durchschaubarkeit und Beurteilung der Verhältnisse bedroht. Die Utopie eines grenzenlosen, unproblematischen und natürlichen Verstehens der Tugendhaften, wie sie etwa die „Moralischen Wochenschriften" entwerfen, steht der Verstellung der einzelnen feindlich gegenüber. Daß diese Utopie der Authentizität ihre tyrannischen Schattenseiten hat, erweist sich, sobald sich eine *Gemeinschaft* offener, transparenter und tugendhafter Individuen auf Kosten der Skeptiker profiliert, denen ihr Zweifel am anthropologischen Optimismus zum moralischen Verdikt, zum permanenten Verstellungsverdacht und zum gesellschaftlichem Ausschluß gereicht. Daß alle Behauptungen, aus der Fülle des Herzens zu reden, wie man

sie aus dem deutschen Pietismus, aber auch aus Rousseaus „Confessions" kennt, ihrerseits als rhetorische Verstellung von Verstellung erscheinen können, bildet eine entscheidende Wendung der skizzierten Debatte, die von Geitner mit dem Blick für das Wesentliche, aber nicht ohne Wiederholungen beschrieben wird. Die Paradoxien, in die sich der Impetus, die Welt ein für allemal von der Verstellung zu befreien, verstrickt, werden klar hervorgehoben, genauso wie seine totalitären Folgen.

Das kommunikationstheoretische Reflexionsniveau der Arbeit erlaubt es, die Debatte um die Verstellungstechnik nicht nur als eine innerrhetorische, vor allem um Körpersprache und Theatralisierung kreisende Auseinandersetzung zu begreifen, sondern auch ihre gesellschaftlichen, vor allem aber ihre hermeneutischen und literaturtheoretischen Implikationen zu beobachten.

Die Auseinandersetzung zwischen Lavater und Lichtenberg gehört unter dieser Horizonte öffnenden Perspektive zur Reaktion auf die Verstellungsdebatte, die in der aufkommenden modernen Gesellschaft virulent wird, weil sie sich von der hierarchischen Ständeordnung, in der die Dissimulationskunst ihre Heimat hat, polemisch absetzt. Ähnlich wie Rousseau antwortet Lavater auf den prinzipiellen Verdacht auseinander, daß sich die Menschen immer und überall verstellen könnten. Die Rousseausche „Lösung" seiner geschichtsphilosophischen Last ist der Verweis auf das Innere, das bei der ehrlichen „Confession" in einer Art Gefühls- und Herzensseismographie nach außen trete und ganz und gar erkennbar werde. Lavater hingegen setzt auf das körperliche Außen, dem der feste Charakter, nicht das wechselhafte Schicksal des Individuums eingeschrieben ist. Die „festen", das heißt „unverstellbaren" Teile des Körpers ermöglichen schnelle, eindeutige, sichere und apodiktische Urteile. Daß Lavater, der den Verstellungskomplex zunächst zu vermeiden sucht und ihn erst in den „Physiognomischen Fragmenten" explizit bearbeitet, schon in der 1772 erschienenen Abhandlung „Von der Physiognomik" auf die Verstellungsproblematik reagiert, zeigt sich an diesem Rekurs auf „festen Teile" als Basis seines physiognomischen Verfahrens; von dort aus werden alle Verstellungsversuche als sinnlos und durchschaubar begriffen. Dies diagnostiziert Lichtenberg ironisch-anspielungsreich: „Herr Lavater hält die Nase für das bedeutendste Glied, weil keine Verstellung auf sie würkt". Die körperlichen Details sind für Lavater natürliche Zeichen einer göttlichen Sprache, die keine Auslegungskontingenzen zuläßt. Der Utopie einer Gemeinschaft unmittelbar miteinander kommunizierender Individuen, an der Lavater mit religiösen Vorgaben teilhat, setzt Lichtenberg entgegen, daß die menschliche Seele immer noch „unzukommlich" sei; sie entzieht sich mit ihrer „Befestigungskunst" allen Angriffen, wobei die selbstbeobachterischen Attacken des Ichs ebenso vergeblich sind wie die Anstürme der Fremdbeobachter. Daß Lichtenberg, wie Geitner behauptet, eine prinzipielle Unzugänglichkeit der menschlichen Seele voraussetze, kann jedoch nicht aus seiner Anti-Physiognomik allein geschlossen werden; erst Lichtenbergs theoretische Ausführungen zur autobiographischen Erkenntnis (zum Beispiel F 816, K 76) könnten diese Verallgemeinerung rechtfertigen.

Der Lavaterschen Ausflucht in die feststehende „Anlage" des Menschen stellt Lichtenberg die gleich große Wahrscheinlichkeit von Korruption und Perfektion gegenüber; denn in dieser „Welt von Chamäleonism mit Freiheit" sei damit zu rechnen, „daß lange nach Formierung der festen Teile des Körpers der Mensch einer Verbesserung und Verschlimmerung fähig ist". Gegen die Physiognomik Lavaterscher Prägung setzt Lichtenberg in Anklang an die Kardiognostik der Frühaufklärung auf „kluge" Maximen einer Menschenkenntnis, die die konkreten gesellschaftlichen

Ungleichheiten berücksichtigen und die von Geitner, wohl um weitere Wiederholungen zu vermeiden, übersprungen werden: Das sokratische *Rede, damit ich dich sehe*, das biblische *An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen* und die Erfahrung des „gemeinen Lebens": „Wer gegen sein Gesinde gut ist, ist meistens im Grunde gut: man verstellt sich nicht leicht gegen Leute, die man für ihre Dienste bezahlt und von einem abhängen, die man der Ehre der Verstellung gegen sie nicht würdig erachtet, und die man nicht fürchtet".

Geitners Aufmerksamkeit richtet sich vor allem auf die zeichentheoretischen Implikationen der antiphysiognomischen Abhandlung Lichtenbergs, die eine Vorform des modernen Strukturalismus bilde: Statt von Äußerem auf Inneres zu schließen, beschränkt sich Lichtenberg darauf, Elemente des Äußeren – Waden und Arme – zu vergleichen. Die Differenz *zwischen* den Zeichen ist damit zum entscheidenden Faktor der Menschenkenntnis geworden, während die unterstellte Beziehung zwischen Signifikanten und „innerlichem" Signifikat *Charakter* als „Beilegung von transzendenter Bedeutung" erscheint, die, da sie so wenig behutsam in ihren praktischen Konsequenzen ist, nicht das „Leiden einer einzigen unschuldigen Seele" lohne.

Die Nähe von Lichtenbergs Denken zu neueren literaturtheoretischen Überlegungen erweist auch die von der Verfasserin leider übergangene Einleitung von 1778 zur zweiten Auflage seiner antiphysiognomischen Abhandlung: Die Einleitung arbeitet zur Selbstsituierung mit dem Verweis auf die Materialität der Zeichen und einem Vergleich von Schrift und Gesicht: Der erste unleserliche Druck werde hiermit durch einen „gröbern Druck" mit einigen „Zusätzen" ersetzt, die „größtenteils des Lichts wegen hinzugekommen (sind), wodurch nicht jede Schrift, so wie nicht jedes Gesicht" gewinne. Die Bedeutung eines Textes kann also nicht durch die Annahme eines transzendentalen Signifikats besser ermittelt, sondern nur durch Addita, durch Zusätze, Kommentare, Vorreden und andere „Paratexte" umkreist werden, die nicht immer eine besser Bedeutungsübermittlung garantieren; denn was zur Einengung des Auslegungsspielraumes führen soll, erweitert ihn doch oft nur zusätzlich. Was der „Mißdeutung meiner Absicht" vorbeugen soll, kann möglicherweise ebenfalls mißgedeutet werden.

Mit diesem Vergleich werden die schädlichen Konsequenzen einer häufig vorkommenden Übertragung der Physiognomik auf die literaturwissenschaftliche Hermeneutik sichtbar: So wie die Annahme einer eindeutigen Relation zwischen Körper und Charakter mindestens zu vitiösen Zirkelschlüssen führt, so auch der Schluß vom Text auf die Autorpersönlichkeit und ihre Intentionen. Eine Literaturwissenschaft, die dies nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch anerkennen würde, müßte, dafür plädiert Geitners Text implizit, literarische Phänomene konsequent als Verstellungsphänomene, als Entkopplungen von sichtbarem Text und Absicht des Verfassers ernst nehmen und dürfte nicht versuchen, sie mit dem Beelzebub einer willkürlichen Kopplung von Zeichen und Zeichenverwender auszutreiben. Ein Gebot literaturwissenschaftlicher Klugheit wäre dann die Untersuchung der historischen Modi literarischer „Verstellung", vor allem jener Gattungen, die sich nicht zur traditionellen poetischen „Lüge" bekennen, sondern die behaupten, durch einen Rekurs auf die Person des Autors ehrlich und authentisch zu sein.

Daß die vorliegende Arbeit solche und andere Themen, z.B. die Debatte um den weiblichen Geschlechtscharakter und die Verstellung, plausibel integriert, macht ihre besondere Qualität aus; es sind ihr daher vielfältig interessierte Leser zu wünschen.

Kerstin Stüssel

Gerhard Hartl, Karl Märker, Jürgen Teichmann, Gudrun Wolfschmitt: Planeten, Sterne, Welteninseln: Astronomie im Deutschen Museum. München und Stuttgart, Deutsches Museum und Franckh-Kosmos Verlag 1993. brosch., DM 29,80.

Das Buch ist ein Buch zur Ausstellung, nämlich zur neuen Abteilung Astronomie des Deutschen Museums. Rudolf Kippenhahn, Vorsitzender des Wissenschaftlichen Beirats für die Gestaltung, fragt im Vorwort zuerst und am Schluß: wer war Maria Fellner? Diese alte Dame hatte mit einem Vermächtnis von einer halben Million den Stein ins Rollen gebracht; bis heute sind ihre näheren Motive noch nicht bekannt. Kippenhahn beschreibt die Probleme jedes Autors, der seinen vielfach verknüpften Stoff in ein einfaches Hintereinander bringen will. Dabei hat es ein Autor eigentlich noch schwerer: bei ihm ist wirklich eine *ein*dimensionale Ordnung vorgegeben, während Ausstellungsmacher die *drei* Dimensionen des Raums zur Repräsentation der Zusammenhänge nutzen könnten. Eigentlich sehe ich zwei grundlegende Ordnungsprinzipien: nach Objekten und nach Methoden. Bei einem Museum tritt dazu noch die historische Entwicklung, aber die ist vor allem mit den Methoden korreliert.

Daß die Anordnung unüblich ist, spricht nicht gegen sie, aber auch noch nicht für sie. Es scheint sich um eine Art Wiederkehr zu den Objekten auf höherer Stufe zu handeln. Der Rezensent hat die Ausstellung auch noch nicht gesehen, kann also nur über das Buch berichten. Es soll aber – wiederum nach Kippenhahn – auch allein zu genießen sein.

Die vier Autoren sind für die Abfassung der einzelnen Kapitel zu unterschiedlichen Ensembles zusammengetreten – solistisch bis Trio. Die Abbildungen sind opulent, meistens wirklich zuständig und oft auch außerwissenschaftlich interessant (z.B. Pikkerings „Harem" von Damen, die ihm zuarbeiteten).

Bei einigen Kombinations-Figuren aus quantitativen Diagrammen und bildmäßiger Information behindern ein zu starker Untergrund und/oder zu kleine Typen die Lesbarkeit. Der Text im Innern der Sonne (S. 139) ist auch mit Lupe nicht mehr zu entziffern. Einige Bilder sind ohne Not zu bunt. Aber im Großen und Ganzen ist die Illustration einer der großen Pluspunkte des Buches.

Falls Lichtenbergianer vor allem die Wissenschaft des 18. Jahrhunderts interessiert, so muß offen gesagt werden, daß diese nur einen kleinen Raum einnimmt. Das entspricht ja auch dem Stoff-Anteil, wird aber durch den gewollten Akzent auf die Astrophysik noch verstärkt. Bei allem Verständnis dafür, daß eher die grundsätzlichen physikalischen Erkenntnisse repräsentiert werden sollen, hätten auch einige der „Alten" noch mit inkorporiert werden können: z.B. bei der relativistischen die mögliche klassische Lichtablenkung und bei der Großstruktur des Universums die Tatsache, daß schon Alexander von Humboldt die lokale Supergalaxis erwähnt. Immerhin ist Herschels Entdeckung der infraroten Strahlung durch ein historisches Bild vertreten und alte Winkelmeßinstrumente erscheinen an verschiedenen Stellen. Zu loben ist ein komponiertes Bild von Astrolabium und zugrundeliegender stereographischer Projektion: so macht das schöne Messing auch Sinn! Dagegen posiert Friedrich Becker auf S. 118 ersichtlich nicht vor dem wirklichen Teleskop auf dem Stokkert, sondern vor einer Zeichnung desselben.

Am Schluß des Buches gibt es ein ausführliches Verzeichnis: Literatur, Bildquellen, Namen- und Sachregister und eine Liste der Stifter und Leihgeber (in der Maria Fellner fehlt). Für alle die die ungewohnte Ordnung nicht stört, und vor allem für Flaneure, die heute und morgen an verschiedenen interessanten Punkten der neuen Astrono-

mie einen Spaziergang machen und dabei noch die Personen und Instrumente der Handlung sehen wollen, ein sehr empfehlenswertes Buch. Und auch in Hinsicht auf den moderaten Preis ein Genuß ohne Reue!

Peter Brosche

Rainer Baasner: Das Lob der Sternkunst. Astronomie in der Aufklärung. Abh. Akad. Wiss. Göttingen, Math.-Phys. Klasse, Dritte Folge, Nr. 40. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1987. 239 S. 20 Figuren. kart., DM 80,–.

Wenn wir die „zwei Kulturen" nur als die beiden Ecktürme ein und desselben großen Kultur-Palastes ansehen, dann gibt es auf beiden Seiten Insassen, die sich aus den Fenstern mal freundlich zuwinken. In den Verbindungsbau mit seinem vielen Gerümpel traut sich aber kaum einer hinein – obwohl gerade da vielleicht die unentdeckten Schätze liegen, während in den gut beleuchteten, durchlüfteten und eindeutig den Disziplinen zugeordneten Bibliotheken der Ecktürme meist nur Bekanntes noch einmal aufgewärmt werden kann.

Es ist also jetzt, da das Rezensionsexemplar endlich eingegangen ist, immer noch angebracht, von einer schon einige Jahre zurückliegenden Expedition in jenes dunkle Zwischenreich zu berichten. Rainer Baasner hat sich in den Kammern umgesehen, die zwar der Astronomie zugeordnet waren, um die sie sich aber schon lange nicht mehr selbst gekümmert hat. Er geht natürlich, wie es sich gehört, von den anerkannten großen Namen aus, die die Geschichte beider Seiten, vor allem der Naturwissenschaften, geprägt haben. Auch die Großen hatten ihre Nachtseiten und Träume, aber die sind noch eher bekannt. Das wirklich Spannende und Neue ist die Begegnung mit den Anderen, den wissenschaftlichen Lichtern 2. Größe, den Popularisatoren, den Transformatoren in andere Sprachen, ins Philosophische und Poetische. Für sie sind natürlich gewisse Themen anziehender als andere: die Ursache der Gravitation, die Bewohnbarkeit der Himmelskörper, die Natur der Kometen – so etwas regte bestimmte Köpfe an und auf, und aus den Folgen bringt uns Baasner eine immer interessante Blütenlese. Unter den großen Themen sind nur die Lichttheorien wenig vertreten, ansonsten kann sich der Rezensent ohnehin kein Urteil über die Vollständigkeit erlauben (er würde allenfalls Casanovas „Eduard und Elisabeth" noch ins Spiel bringen). Diese kann aber ohnehin nicht angestrebt worden sein. Gewissen allgemeineren Zitaten und Urteilen des Verfassers zur Entwicklung der Naturwissenschaften wird man nicht folgen wollen oder müssen.

Mir scheint auch, daß bei einem so diffizilen Problem wie der Entstehung und Verbreitung von Wissen(schaft) einfache Aussagen (noch) gar nicht möglich sind. Werden sie doch gewagt, so sehen sie wie die Urteile von grünen Männchen aus, die von den Menschen nur Köpfe gesehen und gehört haben und daher glauben, das sei alles. Schön dokumentiert und belegbar bleibt im Verkehr unter Menschen ja meist auch nichts Anderes. Aber hier erfahren wir doch wenigstens etwas von den anderen Anteilen, vom Psychologischen und gar nicht Logischen, vom Halb-Sinn (auch Unsinn) und Halb-Seidenen, das zur ganzen Wahrheit so unerläßlich ist.

Schon ziemlich deutlich wird die Wirkung der Wissenschaft auf das allgemeine Umfeld sichtbar, doch implizit auch die andere Richtung: müssen nicht 1000 Hypothesen – und darunter 950 abwegige – gedacht werden, damit die eine zündende Idee

auch das Licht der Welt erblickt? Ist es für die (nach heutiger Terminologie) Spitzenwissenschaftler nicht doch von Bedeutung, was um sie herum von ihren Resultaten gedacht wird? Die „normale" Beschreibung ist Botanik konzentriert auf Blüten und Früchte. Hier ist auch vom Humus die Rede!

Das Buch ist arm an technischen Fehlern. Einiges ließe sich aber schon verbessern: Im Inhaltsverzeichnis (S. 7) müßte Kapitel VI auf S. 69 versprochen werden. Greenwich wurde nicht schon 1666 (S. 28) gegründet sondern erst 1675/76. Da das Zitat für den Rezensenten auf S. 153 (Anm. 4) im Literaturverzeichnis nicht auftritt, sei es hier nachgetragen: es handelt sich um das Kapitel „Astronomie" in dem Sammelband *Panorama der Fridericianischen Zeit* (Hrsg. J. Ziechmann, Bremen 1985, ab S. 74). Für Dörffel (S. 154) vermißt man ein Zitat und der Titel von Halleys Schrift (S. 155) lautet richtig: *Astronomia Cometicae Synopsis.*

Peter Brosche

Bibliographie

Wolfgang Schimpf

Konrad Siegmund Ziehen
Bibliographischer Beitrag zur Geschichte einer nichtaufgeklärten Epoche

Der Name Konrad Siegmund Ziehens wird heute selbst von passionierten Kennern des 18. Jahrhunderts nurmehr im Zusammenhang mit Lichtenberg genannt. Als einer von dessen unbedeutenderen Antipoden ist ihm ein bescheidener Eckplatz in der Geistesgeschichte der Aufklärung zugewiesen worden – so als gebe es keinerlei von Lichtenberg unabhängige Wirkung des Zellerfelder Pastor primarius. Diese Einschätzung spiegelt wohl recht treffend die selektive Wahrnehmung geisteswissenschaftlichen Erkenntnisinteresses seit dem 19. Jahrhundert wider, geht aber am historischen Sachverhalt vorbei. Zeitgenossen Ziehens jedenfalls brauchten kaum Lichtenbergs Nachhilfe, um auf den Clausthaler Laokoon aufmerksam zu werden. So sandte Goethe bereits Ende Mai 1780 „nähere Nachricht vom Buch Chevila" an Frau von Stein[1] und informierte Lavater zwei Wochen später über die Prophezeiung Ziehens, ohne allerdings schon dessen Namen zu kennen.[2] Den lieferte er im Juli nach:

> „Der Prophet der euch den Untergang drohet heißt *Ziehen*, war Pfarrer zu Zellerfeldt auf dem Harz. Er ist vor kurzem gestorben. Die Erdbeben die er voraus gesagt hat sind eingetroffen. Was ich noch von ihm gesehen habe daraus scheint mir ein tiefes Gefühl, aber eine kurzsinnige, durch ausgebreitete Belesenheit nicht aufgeheiterte Combinationsart hervorzuscheinen. Er hängt alles an einander und citiert die Bibel wie die Evangelisten das alte Testament".[3]

Zum Personal eines poetischen Werks zählte Ziehen bereits 1784, als Karl Arnold Kortum ihn im Schlußkapitel seiner „Jobsiade" in einem illustren Kollegium von Schwärmern auftreten ließ, mit denen „Freund Hein" wie mit allen anderen kurzen Prozeß macht:

> „Keiner konnte seiner Faust entfliehen,
> nicht Nostradamus und Superintendend Ziehen.
> Mit Doktor Faust und Träumer Schwedenburg
> Ging er, ohne Umstände, durch".[4]

Und 80 Jahre später kam Wilhelm Raabe in seiner Erzählung „Die Gänse von Bützow" wie selbstverständlich auf den Clausthaler Pastor zu sprechen, als er seinen fiktiven Erzähler Eyring Atmosphäre und Alltagskolorit des ausgehenden 18. Jahrhunderts im Mecklenburgischen beschwören läßt:

> „Ganz Welschland bebt und Sachsenland,
> Das feste teutsche Reich;
> Vom Gotthard bis nach Samarkand
> Wird's Ziehens großer Teich".[5]

Raabe ließ es sich nicht nehmen, zu dieser Strophe in einer Fußnote ironisch anzumerken: „Es sollte mich wundern, was aus Mecklenburg wird, wenn des Superintendenten Ziehen Prophezeiung vom Weltuntergang eintrifft".[6]

Solche Beispiele, deren Zahl sich leicht vermehren ließe, belegen eine von Lichtenberg unabhängige, nicht unbeträchtliche Nachwirkung Ziehens, zeigen ihn aber zugleich einzig und allein als Weltuntergangspropheten. Darüber hinaus blieb das Interesse von Zeitgenossen und Nachwelt an Person und Wirken des Clausthaler Pfarrers gering. Wer war dieser Mann, der, ohne es zu beabsichtigen, auf Jahre hinaus chronisch wiederkehrende Massenhysterien erzeugte?

Konrad Siegmund Ziehen wurde am 28. 10. 1727 in Hannover geboren, wo er auch die Stadtschule besuchte. Von dort aus wechselte er im April 1746 auf die Landesuniversität Göttingen,[7] nicht zuletzt angezogen vom Ruf des berühmten Theologen Johann Lorenz Mosheim.[8] Nach dem Studium wurde Ziehen bei Ausbruch des Siebenjährigen Krieges als Feldprediger dem 1. Garde-Bataillon zugeteilt[9] und begleitete die hannoverschen Truppen nach England. Wie später bei Lichtenberg, so hinterließ die Metropole London auch bei ihm nachhaltige Eindrücke, die er durch Studien in den öffentlichen Bibliotheken noch vertiefen konnte.[10] Von 1759 an bekleidete Ziehen die 2. Pfarrstelle an der Neustädter Kirche in Hannover,[11] später rückte er zum Hofkaplan auf[12] und erlangte bereits 1764 die Superintendentur im Calenbergischen Münder.[13] Dort auch heiratete er am 11.10. desselben Jahres die Göttingerin Christina Dorothea Ribow, Tochter des Theologen Georg Heinrich Ribow. Die beiden ersten Kinder des Paares wurden noch in Münder geboren, die weiteren sechs in Zellerfeld, wo Ziehen von 1769 bis zu seinem Tod durch Fleckfieber am 27. 5. 1780 die Superintendentur des Communionharzes innehatte.[14]

Aus der Zeit in Münder stammt das – bisher unbekannte – erste gedruckte Werk Ziehens, ein Gelegenheitsgedicht auf den Tod seines Schwagers,[15] andere Texte, von denen seine Biographen berichten, blieben Manuskript und sind wie sein gesamter Nachlaß verschollen. Eine Ausnahme bildet lediglich ein weiterer, in kleiner Auflage erschienener Separatdruck eines Gedichts, „Der Forscher der Gottheit" (1777), das ein bezeichnendes Licht auf den mystisch-spekulativen Zuschnitt seines Denkens wirft.[16] Von seinem wirkungsmächtigsten Werk indessen, der berüchtigten Prophezeiung über das Auseinanderbrechen Mitteleuropas, kursierten zunächst nur Abschriften. Die früheste gedruckte Version erschien erst vier Monate nach Ziehens Tod im September 1780,[17] freilich mit verkaufsfördernder Pünktlichkeit zum angekündigten Terminus ad quem.[18] In ihrer ursprünglichen Fassung vom 20. 12. 1779 hatte Ziehen sie als Promemoria an die Regierungen von Braunschweig-Lüneburg und Braunschweig-Wolfenbüttel adressiert. Dabei ging es ihm im Kern um folgendes:

> „Es sind Anzeigen vorhanden, aus welchen erhellet, daß uns große, noch nie erhörte Erderschütterungen bevorstehen. [...] Die Erderschütterung, von welcher hier die Rede ist, betrift insonderheit die Schweiz und die südlichen Provinzen Deutschlands. Einige Tausend kleine und große Ortschaften werden dadurch zu Grunde gerichtet werden. Die Sache selbst ist gewiß, auch der Zeitraum, in welchem dieses zerstöhrende Erdbeben erfolgen wird, lässet sich, wenn ich den äussersten Zeitpunkt des gänzlichen Erfolgs weit genug hinaus setze, mit völliger Gewisheit bestimmen. Die weiteste Zeit ist Ostern 1786. [...] Zu mehrerer Sicherheit der Personen wäre es gut, wenn leztere etwa eine Viertelstunde vor der, unter dem Meridian jeden Orts zu bestimmenden Zeit, aus ihren Häusern giengen, und sich gefallen

ließen, die Viertelstunde unter freyem Himmel zuzubringen, damit sie von den einstürzenden Gebäuden nicht erschlagen würden".[19]

Es ist nicht bekannt, ob die angesprochenen Regierungen sich mit der Sache befaßten, sehr wahrscheinlich taten sie es nicht. Doch hatte Ziehen von Beginn an auch ein größeres Publikum im Auge und dafür gesorgt, daß seine Vorhersagen durch Abschriften und mündliche Nachricht verbreitet wurde. Hier erregten sie entschieden mehr Aufsehen: in kürzester Zeit war der Name des Clausthaler Laokoon in aller Munde, zumal ihm Berichte über Erdbeben in der Schweiz und Südwestdeutschland Recht zu geben schienen. Er selbst sah dies als Bestätigung seiner Theorie, ohne daß die Gefahr damit vorbei wäre. In einer Ergänzung vom 7. April 1780 präzisierte und verschärfte er daher seine Warnungen:

„Vorläufig erinnere ich nur, daß die bereits eingetretenen Erscheinungen die Aufmerksamkeit der Einwohner in den Provinzen des südlichen Deutschlands verdoppeln müssen. Es wäre schädlicher Irrthum wenn sie sich sicher schätzen und glauben wollten, die ihnen vorhergesagte Erderschütterung sey nun vorüber; sie ist nicht vorüber, sondern hat nur angefangen. Wann ist sie denn vorüber? Nicht eher, bis 7000 unterschiedene kleine und große Ortschaften in den Ruinen liegen".[20]

Das wirkte. Als Lichtenberg daran ging, die Haltlosigkeit von Ziehens Theorie nachzuweisen,[21] war es schon zu spät. Ziehen, im Mai überraschend gestorben, konnte nicht mehr Stellung nehmen, etwa durch Korrektur oder Relativierung der Angelegenheit. Aber selbst wenn er noch gelebt hätte, wäre es auch ihm nicht gelungen, die wild ins Kraut schießenden Spekulationen zu zügeln. Denn hier hatte er ganz offensichtlich ein Thema angeschlagen, das in anderen Variationen schon mehrfach intoniert worden war und dessen einprägsame Melodie begierig nachgesungen wurde, insbesondere von den unteren Schichten der Landbevölkerung, die sich von seinen Vorhersagen existentiell bedroht fühlen mußten. Buchhändler und Nachdrucker aber witterten ein schnelles Geschäft. Sie brachten Ziehens „Nachricht" in immer neuen Ausgaben heraus und machten sie so binnen kurzer Zeit in ganz Mitteleuropa bekannt.[22] Auch wuchs nun das Interesse an den übrigen Schriften Ziehens, und so verwarf seine Witwe den Rat eines Freundes, die hinterlassenen Texte ihres Mannes zu verbrennen,[23] und verkaufte statt dessen seinen Nachlaß an J. C. Gotthard, der daraus 1786 den ersten Band einer Werkausgabe veröffentlichte.[24] Andere Literaten benutzten den bald einschlägig bekannten Namen Ziehens, um für ihre eigenen mystischen Spekulationen, die sich vor allem an dessen geheimnisvolle Andeutungen über das „Buch Chevilla" knüpften, ein größeres Publikum zu finden. So läßt sich etwa in der reißerisch als „Ziehns sämtliche Schriften der Revolution der Erde" betitelten Ausgabe von 1786 nur der erste Teil ihm selbst mit Sicherheit zuweisen.[25]

Offenbar mit Erfolg setzten solche publizistischen Aktivitäten auf die abergläubische Sensibilisierung großer nicht aufgeklärter Bevölkerungsteile, die immer dann epidemisch wurde, wenn die von Ziehen genannten Zeitpunkte bevorstanden und äußere Ereignisse wie Erdstöße oder Überschwemmungen ihm Recht zu geben schienen. (Februar 1780, September 1780, Ostern 1786). Ganze Bauerngemeinden im Harz wollten so mit Hinweis auf Ziehen im Herbst 1785 ihre Äcker nicht bestellen,[26] und in Schlesien wurden die von einer sehr freien polnischen Übersetzung der „Nachricht" ausgelösten Ängste durch die vom Bischof von Krakau angeordneten öffent-

lichen Kirchengebete zur Abwendung der Katastrophe noch geschürt.[27] Aber auch in größeren Städten wie Bern machte sich der „Ziehenianismus" bemerkbar.[28]

Ohne erkennbar großen Einfluß auf die Rezeption Ziehens durch die Bevölkerung spielte sich die publizistische Kontroverse um seine Theorie ab, an der Lichtenberg mit seinen drei Schriften nur zu Beginn beteiligt war.[29] Wenn auch die Kritiker zahlenmäßig überwogen und sich vielfältiger Formen der Auseinandersetzung (Satire, Volksbuch) bedienten, so hatten doch die Verteidiger Ziehens wohl das größere Publikum für sich, wie etwa der berüchtigte Kalendermacher Matthias Rohlfs.[30]

Die ganze Breite der hier nur in Umrißlinien skizzierten Vorgänge eingehend zu analysieren würde nicht nur einem antiquarischen Interesse nützen, sondern könnte die alltägliche Wirklichkeit der Zeit in signifikanter Ausschnittsvergrößerung authentisch sichtbar machen, authentischer als viele einseitig von heutigem Frageinteresse bestimmte Studien zu den modern wirkenden geistigen Protagonisten der Epoche. Das gilt nicht nur für die Lichtenberg-Forschung. Der Fall Ziehen bietet dagegen reiches Material für einen fundierten Beitrag zur Mentalitätsgeschichte des ausgehenden 18. Jahrhunderts. Zu einem solchen Vorhaben will die folgende bibliographische Übersicht erste Anhaltspunkte bieten.

Zieheniana

Verwendete Abkürzungen und Siglen:

1	Staatsbibliothek Berlin
7	Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen
23	Herzog-August-Bibliothek Wolfenbüttel
35	Niedersächsische Landesbibliothek Hannover
56	Stadtbibliothek Braunschweig
118	Ratsbibliothek Lüneburg
AdB	Allgemeine deutsche Bibliothek
BM	Berlinische Monatsschrift
BLC	The British Library. General catalogue of printed books to 1975
Cl	Calvörsche Bibliothek Clausthal-Zellerfeld
GV	Gesamtverzeichnis des deutschsprachigen Schrifttums. 1700-1910
HM	Hamberger/Meusel: Das gelehrte Teutschland
JvfD	Journal von und für Deutschland
NUC	The National Union Catalog Pre-1956 Imprints
P	Privatbesitz
Q	Quelle
SP	Schlesische Provinzialblätter
Z	Vorliegende Zieheniana-Bibliographie

I. Von Ziehen stammende, ihm zugeschriebene oder im Zusammenhang mit seinem Namen veröffentlichte Texte

(1) *Ode auf den Tod des Herrn Magisters Friedrich Wilhelm Ribow von Desselben Schwager C. S. Ziehen. Superint. und P. p. [Pastor primarius] zu Münder.* Hannover 1767. [Cl]

(2) *De usus chemiae in theologia.* [Nach 1769, Druck nicht ermittelt. Q: *AdB* 79, 282]

(3a) *Der Forscher der Gottheit am Tage des Weltgerichts. Von C. S. Ziehen. Ein Gedicht.* Clausthal 1777. [1]

(3b) Abdruck dreier Strophen in *AdB* 79, 282.

(4) *De Brachmanum, qui antiquitatem sapientia ornarunt, studiis gymnasticis.* [Schulrede, Druck nicht ermittelt. Q: *Z* 26, 216]

(5a) *Von dem bevorstehenden Erdbeben in Deutschland am Ende des Septembers 1780. Ein Auszug der Abhandlung des Hr. S. Ziehen.* [Innentitel:] *Nachricht von einer bevorstehenden großen Revolution der Erde, die insonderheit das südliche Europa und einen Theil Deutschlandes treffen, und mit dem Ende des Septembermonats anfangen wird.* Frankfurt und Leipzig 1780. [Der Text wurde von Hamburg aus verbreitet. – Q: *Z* 26, 208]

(5b) *Nachricht von einer bevorstehenden großen Revolution der Erde, die insonderheit das südliche Europa und einen Theil Deutschlands treffen. Im Auszuge herausgegeben. Mit einem Anhange über das Buch Chevilla.* Frankfurt und Leipzig 1780. [Der Text enthält 3 Abschnitte: a. Nachricht von einer bevorstehenden großen Naturbegebenheit (20. 12. 1779) b. Schluß der herauszugebenden Anzeige von den uns bevorstehenden ausserordentlichen Erderschütterungen, und von der erklärenden Theorie derselben (7. 4. 1780) c. Vorläufige allgemeine Nachricht von einer herauszugebenden Hieroglyphischen Sprachkunst, und von dem Buche Chevilla. (22. 12. 1779) – 118]

(5c) *Nachricht von einer bevorstehenden großen Revolution der Erde, die insonderheit das südliche Europa und einen Theil Deutschlands treffen. Im Auszuge herausgegeben. Mit einem Anhange über das Buch Chevilla. Mit einer Vorrede, die den Vorgang der bereits gehabten Erdbeben enthält, wie auch mit einigen Anmerkungen vermehrt.* Frankfurt und Leipzig 1783. [Erweiterter Neudruck von 5b. Neue „Vorerinnerung" („Zelle, den 30. März 1783") und Ergänzungen. – 1. 35. 56. BLC. NUC]

(5d) *Nachricht von einer bevorstehenden großen Revolution der Erde, die insonderheit das südliche Europa und einen Theil Deutschlands treffen. Im Auszuge herausgegeben. Mit einem Anhange über das Buch Chevilla. Nebst Bemerkungen über Himmel und Erde, von einem Astronomen. Neue vermehrte Auflage.* Frankfurt und Leipzig 1783. [1]

(5e) Dass, in: August Friedrich Cranz, *Berlinische Correspondenz*. Berlin 1783. [Q: AdB 79, 288]

(5f) *Nachricht von einer bevorstehenden großen Revolution der Erde, die insonderheit das südliche Europa und einen Theil Deutschlands treffen. Im Auszuge herausgegeben. Mit einem Anhange über das Buch Chevilla. Mit einer Vorrede, die den Vorgang der bereits gehabten Erdbeben enthält, wie auch mit einigen Anmerkungen vermehrt.* Frankfurt und Leipzig 1784. [Q: *BM* 6, 1785, 267]

(5g) [Polnische Übersetzung. Druck nicht ermittelt. Q: *Z* 38, 270]

(5h) [Englische Übersetzung. Druck nicht ermittelt. Q: *AdB* 79, 279]

(6) *Bemerkungen über Himmel und Erde, zu der Nachricht von einer bevorstehenden großen Revolution der Erde zu lesen, von einem Astronomen abgefaßt.* 2 Tle. O. O. [Leipzig] 1783. [Q: Z 11, 88 – 1 (nur T. 1)]

(7) *Der zu dem Buch Chevilla und der Ziehenschen Nachricht von der Revolution der Erde gefundene Schlüssel der Erdveränderungen und des Meeres, nach der allgemeinen Sündfluth bis auf unsere Zeiten, von einem Physiker heraus gegeben.* O. O. 1783 [1]

(8) [Kirsch, Georg Wilhelm]: *Anhang zu der Ziehenschen Vorausverkündigung, dass das südliche Teutschland verwüstet werden wird und 7000 grosse und kleine Ortschaften jämmerlich zusammenfallen müssen, nebst einer Erklärung des Buchs Chevilla. Ein Sendschreiben.* O. O. 1784. – [1 – Zum Nachweis des Verfassers vgl. Meusel, *Historisch-Litterarisch-bibliographisches Magagzin*. 3. St. Zürich 1791, 24. Im Katalog der Deutschen Staatsbibliothek wird der Name des Verfasser mit „Georg Ackersmann" angegeben. Möglicherweise ist Georg Benedikt Christian Ackermann gemeint.]

(9) [M. J. H. S.:] *Die Weissagungen der Sibyllen von der Menschwerdung Gottes, mit Anmerkungen von M. J. H. S.* O. O. 1784. [7]

(10) *Das Buch Chevilla von den Veränderungen der Erde.* 2. u. 3. Teil. O. O. [Leipzig] 1784. [Geologische Schrift, ausdrücklich als „naturforschendes", nicht „kabbalistisches" Buch bezeichnet (T. 3, 65 f.) – 1. 7]

(11) *Nachricht von den möglichen Ursachen der Revolution der Erde, und der Auflösung der Welt, auf eine natürliche Weise, und vom Jüngsten Tage, als eine Fortsezzung zur Ziehenschen Nachricht von der Revolution der Erde und des Buches Chevilla zu lesen.* O. O. [Leipzig] 1784. – [1. 7. BLC]

(12) *Nachricht von den allgemeinen Revolutionen welche der Erdkreis noch auszustehen hat. Von einem Astronomen.* 2 Teile. O. O. [Frankfurt] 1785. [BLC]

(13) *Das Neue geheime Buch Chevilla von den wunderseltsamen Veränderungen der Erde, des Meeres, der Berge, des Himmels, von der Structur der Sonne*

u.s.f. Hrsg. v. Z. 4 Tle in 1 Bd. O. O. [Leipzig: F. A. Kritzinger] 1786. [Der Name des Verlegers geht aus einer Nachricht am Ende des zweiten Teils hervor. – 7 (nur T. 1). 12. BLC]

(14a) *Conrad Siegismund Ziehen ehemaligen Superintendenten des Commun. Oberharzes und ersten Predigers zu Zellerfeld Anzeige eines bevorstehenden außerordentlichen Erdfalls und erklärende Theorie desselben. Mit einem mathematischen Kupfer. Nebst einem Anhang betittelt an die memphitischen Weisen eine Apostrophe in hieroglyphischer Sprache.* [Hrsg. von J. C. Gotthard.] Frankfurt und Leipzig 1786. – [1. Band einer geplanten Werkausgabe Ziehens, zwei weitere Bände aus Nachlaßschriften werden in der Vorrede mit Angabe der Titel angekündigt. Der Wortlaut der „Nachricht" (326-368) weicht von den unter *Z 5* genannten Drucken ab. Rez.: *AdB* 79, 1788, 278 ff. – 7. BLC]

(14b) *Anzeige eines außerordentlichen Erdfalls und erklärende Theorie desselben, nebst einem Anhang an die memphitischen Weisen, eine Apostrophe in hieroglyphischer Sprache. Neue Auflage.* Nordhausen 1810. [BLC]

(15) *Ziehns [!] sämtliche Schriften der Revolution der Erde bestehend in Zwölf Theilen. [...] Neue vermehrte Auflage.* Frankfurt und Leipzig 1786. [Nachdruck verschiedener früherer Separatdrucke, bis auf T. 1 wohl nicht von Ziehen. – 1. 7. 12]

T. 1 = [S. 9:] Nachricht von einer bevorstehenden großen Naturbegebenheit. O. O. u. J. [= Z 5]

T. 2 = Bemerkungen über Himmel und Erde zu der Nachricht von einer bevorstehenden großen Revolution der Erde etc. zu lesen, von einem Astronomen abgefaßt. [T. 1] O. O. 1786. [= Z 6]

T. 3 = Bemerkungen über Himmel und Erde zu der Nachricht von einer bevorstehenden großen Revolution der Erde etc. zu lesen, von einem Astronomen abgefaßt. [T. 2] O. O. 1786.

T. 4/5 = Das Buch Chevilla von den Veränderungen der Erde, zur Ziehenschen Nachricht von einer großen Revolution der Erde zu lesen. O. O. 1786 [= Z 10, 1-38].

T. 6 = Das Buch Chevilla von den Veränderungen der Erde. [= Z 10, 38-72]

T. 7 = Der zu dem Buch Chevilla und der Ziehenschen Nachricht von der Revolution der Erde gefundene Schlüssel der Erdveränderungen und des Meeres, nach der allgemeinen Sündfluth bis auf unsere Zeiten, von einem Physiker heraus gegeben. O. O. 1786. [= Z 7]

T. 8 = Nachricht von den möglichen Ursachen der Revolution der Erde und der Auflösung der Welt auf eine natürliche Weise und vom jüngsten Tage als eine Fortsetzung zur Ziehenschen Nachricht von der Revolution der Erde und des Buches Chevilla zu lesen. O. O. 1786. [= Z 11]

T. 9 = Die Weissagungen der Sibyllen von der Menschwerdung Gottes mit Anmerkungen von M. J. H. S. O. O. 1786. [= Z 9]

T. 10 = Nachricht von den allgemeinen Revolutionen welche der Erdkreis noch auszustehen hat, und von dem neuen Himmel und der neuen Erde, von einem Astronomen. [T. 1.] O. O. 1786. [= Z 12]

T. 11 = Nachricht von den allgemeinen Revolutionen welche der Erdkreis noch auszustehen hat, etc. [T. 2.] O. O. 1786. [= Z 12]

T. 12 = Das neue geheime Buch Chevilla, von den wunderseltsamen Veränderungen der Erde, des Meeres, der Berge, des Himmels, von der Struktur der Sonne, u.s.f. Herausgegeben von Z. O. O. 1786. [= Z 13a]

II. Kritiker

(16) [Wekhrlin, Wilhelm Ludwig:] *Ueber den Superintendent Ziehe seel. Oder die neuesten Weissagungen*, in: *Chronologen* 6, 1780, 65-71.

(17a) Lichtenberg, Georg Christoph: *Ueber die Weissagungen des verstorbenen Hrn. Superintendenten Ziehens zu Zellerfeld*, in: *Göttingische Anzeigen von gemeinnützigen Sachen*. 1780, 40. Stück, Sonnabend 30. 9. 1780, 165-168. [Bezug 5a oder b]

(17b) In: *Hannoverisches Magazin* 1780, 85. Stück v. 23. 10., 1345-1354.

(17c) In: *Was Neues ? [Frankfurtische Wochenschrift]* 1780, Nr. 87 u. 88, 737 f. 745 f. [Q: *Chronologen* 8, 1780, 20]

(17d) In: *Bündnerisches Leseblatt zum Nutzen und Vergnügen*, 6. Stück, 1786, 43-48. [Dazu einleitender Kommentar vom anonymen Herausgeber, 41-43]

(17e) *Widerlegung der Nachricht von einer grossen Revolution der Erde, die längstens bis zum Jahr 1786 insonderheit das südliche Europa und einen Theil Oberteutschlands treffen soll. Prophezeyhet von Conrad Siegmund Ziehen und gewissenhaft bestritten von G. C. Lichtenberg. Wegen abermaliger Ausstreuung der Ziehenschen abergläubischen Täuschung nochmals zum Besten des Publikums herausgegeben von einem Freunde des Nächsten und der Religion*. Franckfurth, Leipzig 1784. [BLC]

(17f) [Weiterer Druck in Königsberger „Adreß-Nachrichten" geplant. Q: Johann Georg Hamann, *Briefwechsel*. Bd. 4. Frankfurt 1959, 233]

(18) Ders.: *Noch ein Wort über Herrn Ziehens Weissagungen*, in: *GMWL* 2, 1782, 309-321. [Erwiderung auf *Z* 47]

(19) Biester, Johann Erich: *Der gefürchtete eilfte Julius 1783 in Berlin*, in: *BM* 2, 1783, 143-150.

(20) [Rettberg, Christian Heinrich Georg]: *Ueber den sel. Superintendent Ziehen. Von einem Zellerfelder*, in: *BM* 2, 1783, 517-533.

(21) Biester, Johann Erich: Zusatz [zu Z 20], in: *BM* 2, 1783, 533-536. [Kritik an Lichtenbergs zu spöttischem Ton, 533 f.]

(22) Prevost, [Pierre]: *Ueber den vorgeblichen Einfluß des Sterns Kapella*, in: *BM* 2, 1783, 537-541.

(23) Lichtenberg, Georg Christoph: *Bemerkungen über ein Paar Stellen in der Berliner Monatsschrift für den December 1783*, in: *GMWL* 3, 1783, 953-956. [Bezug Z 21, Z 22]

(24) König, [...]: In: *Mannheimer Zeitungsblatt* 1783, Nr. 118 (1. 10. 1783). [Q: Z 33a, 6]

(25) E.: Noch eine Anfrage an den ungenannten Zellerfelder; christliche Bakchanalien in der Christnacht betreffend, in: *BM* 3, 1784, 56-62.

(26) [Schulze, Johann Heinrich August]: *Ueber den verstorbenen Superintendent Ziehen. Von einem, der ihn persönlich kannte*, in: *Gelehrte Beyträge zu den Braunschweigischen Anzeigen*. 25.-27. Stück, 1784, 205-226. [Wohlwollende, aber nicht unkritische Bestandsaufnahme des Falls Ziehen. – 23]

(27) *Einige Anmerkungen über den Wert und Gehalt der Unglüks Prophezeihungen womit Herr Superintendent Ziehen in seiner Nachricht von einer bevorstehenden grosen Revolution der Erde das glaubige Israel verwirret hat mitgeteilt an einen Freund im Westrich noch vor Ostern 1786*. Zweibrücken 1785. [P]

(28) Bm.: Quid de vaticinio D. Superintendentis Ziehen sana philosophia sentire jubeat. [Programmschrift bei Gelegenheit einer philosophischen Promotion. Sept. 1785. – Q: 33a, 6]

(29) *Glauben an die neuen Propheten*, in: *JvfD* 1785, 10. Stück, 325-326. [Kritik an *Z* 52]

(30) *Ein paar Beispiele aus ältern Zeiten von Ziehenscher Art vorherzusagen*, in: *Bündnerisches Leseblatt zum Nutzen und Vergnügen* 1786, 8. Stück, 57-62. [Nach: *Betrachtungen über die Vorurtheile und Irrthümer der teutschen Nazion im sechszehnten Jahrhundert*, in: *Berlinisches Magazin* I, 1, 58-129. (= Johann Carl Wilhelm Möhsen: *Geschichte der Wissenschaften und besonders der Arzneiwissenschaft in der Mark Brandenburg*, 399 ff.)]

(31) Anonym: *Von Prophezeiungen*, in: *Ostfriesische Mannigfaltigkeiten* 1786, 341-357.

(32) Anonym: *Etwas wider den Aberglauben des aufgeklärten Jahrhunderts*, in: *Neue Bunzlauische Monatsschrift zum Nutzen und Vergnügen* 3, 1786, 68-82.

(33a) Bm.: *Etwas über Ziehens Weissagung von einer bevorstehenden großen Revolution der Erde, welche besonders die Rheinländer treffen soll*. Frankfurt und Mainz 1786. [P]

(33b) [Bm.]: *Kurze doch hinlängliche Widerlegung der Ziehenschen Weissagung von der im laufenden Jahre sich ereignen sollenden Revolution der Erde. Zum Troste und Beruhigung aller darüber geängsteten Seelen besonders gedruckt.* O. O. 1786. [Nachdruck von 33a. – P]

(33c) *Etwas über Ziehens Weissagungen*, in: *Magazin der Philosophie und schönen Literatur*. 1786, H. 4, 355-371.

(34) Johann Georg Am Stein: *Etwas über Ziehens Weissagung*, in: *Bündnerisches Leseblatt*, 7. Stück, 1786, 49-50.

(35) *Ueber die Nichtigkeit der Ziehenschen Prophezeihung von einer großen der Erde bevorstehenden Revolution.* O. O. 1786. [Der Verfasser bezieht sich S. 6 und 12 zustimmend auf Lichtenberg (Z 17a). – P]

(36) Lavater, Johann Kaspar: *Predigt wider die Furcht vor Erderschütterungen über Psalm 46, V. 2-4 gehalten den 15ten Jänner 1786.* O. O. u. J. [Q: *AdB* 79, 297]

(37) Blessig, Johann Lorenz: *Ueber Unglauben, Aberglauben und Glauben. Eine Rede [...] als eine Nacherinnerung zur Ziehenschen Verkündigung.* Straßburg 1786. [GV]

(38) [Eberlin, Georg Philipp:] *Schreiben an einen Freund, als eine Widerlegung der Prophezeihung des verstorb. Superintend. Ziehen zu Zellerfeld.* Constanz 1786. [HM]

(39) Anonym: *Historische Chronik. Umständliche Nachricht, von den in Schlesien und angränzenden Orten am 27. Februar d. J. bemerkten Erderschütterungen*, in: *SP* 3, 1786, 262-274.

(40) Anonym: *Aus dem Ratiborschen*, in: *SP* 3, 1786, 496-498. [Ergänzung zu *Z* 39]

(41) Anonym: *Traurige Wirkung der Ziehenschen Weissagung in Westfalen*, in: *JvfD* 1786, 240.

(42) Dahme, Georg Christian: *Von der berüchtigten Ziehenschen Vorhersagung. Neujahrspredigt*, in: *Deutsche Zeitung*. 10. Stück v. 2. März 1786, Beilage. [Kritik an *Z* 52. – Q: *SP* 3, 1786, 498]

(43) Anonym: *Fortunatus redivivus*, in: *SP* 5, 1787, 119-148.

(44) *Merkwürdige Prophezeyung auf den September 1790*, in: *Deutsche Monatsschrift* 1790, 3, 45-48.

(45) Sch.: *Wie Einige itzt anfangen, die Ziehensche Prophezeihung zu deuten*, in: *BM* 21, 1793, 91-96.

(46) RL.: *Ein prophetischer Druckfehler und Federstrich. An Hrn Bibliothekar Biester*, in: *Neue Berlinische Monatsschrift* 1, 1799, 185-206.

III. Verteidiger:

(47) BVGA: *Superintendent Ziehe Seel. Oder Ehrenrettung eines beleidigten Todten. Ein Beitrag*, in: *Chronologen* 7, 1780, 217-222. [Kritik an Z 17a]

(48) *Supplement zur Geschichte der neuesten Weissagungen. An die Chronologen*, in: *Chronologen*. 8, 1780, 14-23.

(49) Faber, Basilius: *Gewisse Prophezeiung, daß der jüngste Tag bald kommen werde*. Frankfurt und Leipzig 1783. [Q: *BzM* 3, 1786, 74]

(50) *Nachricht von Verbreitung des Wunderglaubens in England. Auszug eines Briefes des Herrn Franz Okely vom 28. März 1785, an die Herausgeber des Northamptoner Merkurs*, in: *BM* 6, 1785, 267-270.

(51) Zeller, L. *Kurzer Entwurf der Gründe zu den Vorherverkündigungen von zu erfolgenden großen Naturrevolutionen*. Leipzig: Breitkopf 1785. [Geht nur allgemein auf Ziehen ein, ohne ihn namentlich zu erwähnen, teilt aber dessen Ansicht von bevorstehenden großen geologischen Veränderungen (4). – P]

(52) Rohlfs, Matthias: *Merkwürdigkeiten in den Jahren 1780 bis 1786*, in: *Allgemeiner Reichs=, Schreib, Historien= und Berg=Calender, auf das Jahr 1786*. Clausthal o. J. [Zustimmend referierende Zusammenfassung der Ziehenschen Vorhersage. – Q: *AdB* 79, 290]

(53) Rettberg, C[hristian] H[einrich] G[eorg]: *Authentische Anekdoten von dem sel. Superintendent Ziehen*, in: *BM* 7, 1786, 242-261. [Auszüge aus Autographen, Überblick über Ziehens Nachlaß, um Unparteilichkeit bemüht.]

(54) Götse, Christian Friedrich: *Etwas von dem raren und schätzbaren Buche Chevilla oder von der Rolle des Buchs der Rathschlüsse Gottes gefertiget von M. Christian Friedrich Götse, Pastor Emer. zu Gassen in der Niederlausitz*. Sorau und Leipzig 1786. [Q: *AdB* 79, 301]

(55) Rohlfs, Matthias: *Nachtrag zu den Merkwürdigkeiten in den Jahren 1780 bis 1786, und Vertheidigung des Clausthalischen Berg-Calenders*, in: *Allgemeiner Reichs=, Schreib, Historien= und Berg=Calender, auf das Jahr 1787*. Clausthal o. J. [Spöttisch herablassende Rechtfertigung gegenüber der Kritik Dahmes. Vgl. Z 42, 53. – Cl]

Ode / auf den Tod / des Herrn Magisters / Friedrich Wilhelm / Ribow von / Desselben Schwager / C. S. Ziehen. Superint. und P. p. zu Münder. Hannover, / gedruckt bey Hieronymus Michael Pockwitz, 1767.

Umsonst erwart ich Ihn —
Voll Hofnung Ihn an meine Brust zu drücken,
und voll Gefühl mit Ihm mich zu entzücken,
seh' ich die frohe Stunde fliehn.

Das junge Morgenrot
belebt mein fühlend Herz mit sanfter Freude:
doch bald erscheint die Luft im Trauerkleide:
der kaum gebohrne Tag ist todt.

Sinckt Augen! dort ins Grab —
So starb der Wissenschaften Freund und Ehre,
der Tugend Freund — Weint eine stille Zähre
in meines Freundes Gruft hinab.

Was edler Fleiß begehrt,
des Weisen Lohn ist nicht ein sterblich Leben;
sonst hätt' es Dir, o Freund, der HErr gegeben,
Du wärst viel Menschen=Alter wehrt.

Zu viel durchforschtest Du
der Wahrheit Reich, um dieser Welt zu dienen.
Oft ungebraucht deckt sie mit den Ruinen
des Grabes die Verdienste zu.

Doch die Geschicklichkeit
vermodert nicht in dunckler Grabes=Höle.
Die Erde zeuget manche große Seele
zum Dienste der Unsterblichkeit.

Für diese niedre Welt
lebt nicht ein jeder Geist, von uns bewundert.
Nur einen Leibniz brauchet dies Jahrhundert
und jed' Epoch' nur einen Held.

Du aber schwingst Dich nach,
als Engel in den neuerschaffnen Sphären
die Bürger einer bessern Welt zu lehren,
was hier kein ird'scher Weise sprach.

Heil uns! wenn wir dereinst
Dich Rhumvoll sehn und Du uns nicht vermissest;
uns dann umarmst; und dann noch einmahl küssest;
noch eine Freuden=Thräne weinst.

1 Brief vom 24. 5. 1780. *WA* IV, 4, 224.
2 Brief vom 5. 6. 1780. *WA* IV, 4, 227.
3 Brief vom 3. 7. 1780. *WA* IV, 4, 253.
4 *Leben, Meynungen und Thaten von Hieronimus Jobs dem Kandidaten.* Münster und Hamm 1784. Kap. 37, Str. 23. Hier zit. nach der Ausgabe: Stuttgart 1986, 155. – Die Kenntnis dieses und der folgenden Beispiele verdanke ich einem freundlichen Hinweis von Pastor a.D. Burose, Calvörsche Bibliothek, Clausthal-Zellerfeld.
5 *Raabes Werke in fünf Bänden.* Bd. 1, Berlin und Weimar 1976, 231. Die Erzählung wurde zuerst im Frühjahr 1866 veröffentlicht. Raabe zitiert hier aus dem Gedicht *Beim jetzigen Zeitlaufte* (1785), das er in den *Collectaneen* seines Großvaters August Heinrich Raabe gefunden hatte.
6 Ebd. 333.
7 *Die Matrikel der Georg=August=Universität zu Göttingen.* 1734-1837. Hildesheim und Leipzig 1937, 53.
8 *Z* (= Zieheniana-Bibliographie) 26, 212.
9 Ernennungsurkunde im Landeskirchlichen Archiv, Rote Reihe.
10 *Z* 26, 212.
11 *Die Pastoren der Landeskirchen Hannovers und Schaumburg-Lippes seit der Reformation.* Hrsg. v. Philipp Meyer. Bd. 1, Göttingen 1941, 410.
12 *AdB* 79, 281.
13 Wie Anm. 11, Bd. 2, 159.
14 Wie Anm. 13, 545. Die Superintendentur des Kommunionharzes umfaßte die Gemeinden Zellerfeld, Grund, Wildemann und Lautenthal.
15 Vgl. Z 1. Die Kenntnis des Textes, der seiner Seltenheit wegen im Anhang vollständig angedruckt ist, verdanke ich ebenfalls Herrn Pastor a.D. Burose.
16 *Z* 3a. Der bei Schulze (*Z* 26, 216) angekündigte Abdruck fehlt. Barbara Lösel hat den Titel sowohl im Verlags- wie im Sortimentskatalog der Anna Vandenhoeck gefunden (*Die Frau als Persönlichkeit im Buchwesen. Dargestellt am Beispiel der Göttinger Verlegerin Anna Vandenhoeck.* Wiesbaden 1991, 198).
17 *Z* 5a.
18 Ziehen nannte am Schluß seiner Anzeige den 28. September 1780 als weiteren Termin (*Z* 5c, 38).
19 *Z* 5c, 9 ff.
20 *Z* 5c, 38.
21 *Z* 17a.
22 *AdB* 79, 279. Vgl. auch Z 50.
23 *Z* 53, 245.
24 *Z* 14a.
25 *Z* 15a.
26 *AdB* 79, 290.
27 *Z* 39, 270 f.
28 Bw 3, Nr. 1421, 155.
29 Vgl. *Z* 17a, 18, 23.
30 *Z* 52, *Z* 55.

Stefan Nolting

Bibliographie der Rezensionen des Göttinger Taschen Calender

Angeregt durch Bernd Achenbachs Mitteilung einer Rezension des *Göttinger Taschen Calender* von 1787 in der *Allgemeinen Literatur-Zeitung*,[1] begab ich mich für zwei Wochen in die Magazine einer großen deutschen Bibliothek, um weitere Rezensionen des *Taschenbuchs zum Nutzen und Vergnügen* ausfindig zu machen.

Die hier präsentierte Ernte dieser vierzehntägigen Arbeit verdankt sich in nicht unerheblichem Maße dem von Johann Samuel Ersch herausgegebenen *Allgemeinen Repertorium der Literatur für 1785-1809*, einem systematischen Verzeichnis aller von 1785 bis 1800 in den ca. 40 wichtigsten deutschen und einigen großen ausländischen Rezensionzeitschriften besprochenen Werke der deutschen Literatur.[2] Wie hilfreich solche Meisterwerke der Bibliographie dem heutigen Benutzer sind, bedarf keiner weiteren Erläuterung. Ein Anonymus hat in einer Rezension 1792 diesem enzyklopädischen Katalog der zeitgenössischen Weltliteratur[3] seinen gehörigen Platz zugewiesen: „Bey der so sehr angewachsenen Menge unserer Journale ist es eine große Erleichterung ihres Gebrauches, daß man durch ein solches Repertorium in den Stand gesetzt wird, sich von dem, was in ihnen zu finden ist, in der Geschwindigkeit zu vergewissern: und es wäre gut, wenn in einem oder mehreren andern Repertorien auch die übrigen Gegenstände auf eine gleiche Art in Registern gebracht würden".

Dieser Wunsch ist bis heute für Lichtenbergs Schriften nicht vollkommen erfüllt. Neben dem hier mitgeteilten vorläufigen Verzeichnis der Rezensionen des *Göttinger Taschen Calender* wäre eine entsprechende Sammlung vor allem der *Ausführlichen Erklärung der Hogarthischen Kuferstiche* und rein wissenschaftlichen Arbeiten eine wichtige noch zu leistende Arbeit. Seine eigenen lassen sich nicht alle ermitteln; soweit sie in der GGA stehen, haben Guthke und Lauchert sie nachgewiesen. Eberhard Heß in Darmstadt, der sich seit einigen Jahren mit derselben Thematik beschäftigt, wird sicherlich diese Bibliographie – und wohl auch die anderen Register – in absehbarer Zukunft mit vielen weiteren Belegstellen vervollständigen können.

Insbesondere für die Vorarbeiten zu einer bibliographischen Aufnahme des GTC (erscheint im nächsten Jahrbuch) nach den von Hans Ludwig Gumbert aufgestellten Bearbeitungsvorschlägen[4] haben sich schon die bis zur Stunde gefundenen Rezensionen als unschätzbare Quellen für bisher strittige bzw. noch ungeklärte Zuweisungen der Verfasserschaft erwiesen.

Siglenverzeichnis

ABdL = *Auserlesene Bibliothek der neuesten deutschen Literatur.* Lemgo: Meyer 1772-1782. Bd. 1-21. Hrsg.: K. Renat. Hausen (1772-1775); Chr. Fr. Helwing (1775-1782).

AdB = *Allgemeine deutsche Bibliothek*. Berlin, Stettin (1770 ff.: Kiel [Hamburg]: Bohn) Nicolai 1765-96. Bd. 1-118 + 21 Bde Anhang + Reg. Hrsg.: Friedrich Nicolai, K. Ernst Bohn (1792 ff.).

ALZ = *Allgemeine Literatur-Zeitung*. Jena: Expedition (sp. Halle): Churf. Sächs. Zeitungsexpedition. 1785-1803. Hrsg.: Chr. Gott. Schütz, Fr. Just. Bertuch, Gott. Hufeland

B = *Breslauische Nachrichten von Schriften und Schriftstellern*. [Hrsg.: Samuel Benjamin Klose] Breslau: Korn 1769-1783 [welche ist gemeint?].

BhZ = *Buchhändlerzeitung*. Hamburg: Herold 1778-1785.

ELZ = *Erlanger Litteratur Zeitung*. auch: *Erlangische gelehrte Zeitung* [Stücktitel]. Jg. 1790[-1798] (zu je 4 Quartalsbänden, wöchentlich 1 St., sp. 2 St.). Erlangen: Palm 1790-1798.

Erl = *Erlangische gelehrte Anmerkungen und Nachrichten*. Erlangen 1770-87. Jg. 25-42. Hrsg.: J. Chph. Rudolph, J. Chr. Zindel.

GGA = *Göttingische Gelehrte Anzeigen* (ursprünglich: *Göttingische Zeitungen von Gelehrten Sachen; G. Anzeigen v. Gel. Sachen*) Göttingen: Hager (sp. Dieterich) 1753-1801. Bd. 1-214 + Register 1753-82 (von Fr. Ekkard). Hrsg.: Königliche Gesellschaft der Wissenschaften.

Gth = *Gothaische gelehrte Zeitungen*. Gotha: Ettinger 1774-1804. Jg. 1-31. Hrsg.: Schack Herm. Ewald; Ludw. Chr. Lichtenberg (1777 ff.) H. Aug. Ottok. Reichard; J. Wilh. Dumpf.

JLM = *Journal der Moden* (2 ff.: *des Luxus und der Moden*). Hrsg.: Friedrich Justin Bertuch u. Georg Melchior Kraus; Jg. 20 ff.: Karl Bertuch; Jg. 38 ff.: Edm. Ost u. Stefan Schütze.] Jg. 1-42. Weimar: Expedition u. Gotha: Ettinger (1792 ff.: Industrie-Comptoir) 1786-1827.

L = *Neue Leipziger Gelehrte Anzeigen* (1792 ff.: *Litterarische Denkwürdigkeiten*) *oder Nachrichen von neuen Büchern und kleinen Schriften besonders der Chursächsischen Universitäten, Schulen und Lande*. Leipzig: Dyck 1789-1797.

N = *Nürnbergische gelehrte Zeitung*. Nürnberg: Bauer (sp.: Grattenauer) 1777-1789. Hrsg: J. Paul Sattler.

NadB = Neue allgemeine deutsche Bibliothek. [Hrsg.: Fr. Nicolai.] Bd. 1-107 nebst Anhängen. Kiel: Bohn (Bd. 65 ff.: Berlin u. Stettin: Nicolai) 1793-1806).

Obd = *Oberdeutsche allgemeine Litteraturzeitung*. [Hrsg.: Lorenz Hübner u. Augustin Schelle.] Jg. 1-21. Salzburg: Hauptversendungsamt; Mainz: Winkopp in Comm.; Wien: Georg Phil. Wucherer (Jg. 13 ff.: München: Oberdt. Staatszeitung) 1788-1808.

P = [welche Zeitschrift ist gemeint?]

T = *Tübingische gelehrte Anzeigen*. Tübingen: Reiß, Schramm 1783-1807. Bd. 1-25. Hrsg.: Chr. Fr. v. Schnurer, sp.: J. Fr. Gaab.

1778

GGA 1777, Bd. II, 128. St., 1025-1028

BhZ 1778, 1. St., 6

1779

BhZ 1779, 1. St., 5-6

1780

GGA 1780, Bd. I, 7. St., 51-53

ABdL 1780, Bd. 18, 360-363

1781

GGA 1780, Bd. II, 143. St., 1163-1165

1782

GGA 1781, Bd. II, 130. St., 1041-1043

1783

GGA 1782, Bd. II, 126. St., 1017-1019

AdB 1783, Bd. 54, 143-144

1784

GGA 1783, Bd. II, 196. St., 1961-1963

1785

GGA 1784, Bd. II, 152. St., 1521-1522

N. Aufl. GGA 1785, 25. St., 241-242

AdB 1785, Bd. 62, 1 St., 399-400

ALZ 1785, Bd. I, Sp. 16

L 1785, 4. St., 2070

1786

GGA 1785, Bd. II, 198. St., 1995-1996

AdB 1786, Bd. 70, 1. St., 99-100

ALZ 1786, Bd. I, Sp. 31-32

1787

GGA 1786, Bd. II, 186. St., 1865-1866

AdB 1787, Bd. 75, 1. St., 304-305

ALZ 1787, Bd. I, 477-479

L 1787, Bd. I, 50

1788

GGA 1787, Bd. II, 179. St. 1785-1786

AdB 1789, Bd. 89, 1. St., 602

1789

GGA 1788, Bd. II, 179. St., 1657-1658

AdB 1789, Bd. 89, 1. St., 602

1790

GGA 1789, Bd. II, 194. St., 1945-1946

AdB 1790. Bd. 97, 1. St., 154-155

1791

GGA 1790, Bd. II, 184. St., 1841-1843

AdB 1791, Bd. 103, 1. St., 283-284

1792

GGA 1791, Bd. II, 173. St., 1729-1731

L 1791, Bd. II, 725-726

ALZ 1791, Bd. III, Sp. 628-630

1793

GGA 1792, Bd. II, 174. St., 1737-1739

T 1793, Bd. I, 18. St., 137-140

ALZ 1793, Bd. I, Sp. 718-719

L 1793, Beyl., 5-6

P 1793, 137-140

1794

GGA 1793, Bd. II, 200. St., 2001-2004
T 1794, Bd. I, 2-5
N 1793, 718
L 1793, Beyl., 172-174
Erl 1793, 819-822

1795

GGA 1795, Bd. I, 15. St., 143-147
T 1795, Bd. I, 1. St., 3-7
Obd 1794, Bd. II, 1321-1325
Erl 1794, 813-815
L 1795, Beyl., 2-4
B 1795, Bd. I, 624
ALZ 1796, Bd. I, 179-181

1796

GGA 1796, Bd. I, 24. St., 233-235
ALZ 1796, Bd. I, 179-181
T 1796, Bd. I, 12-16
L 1795, Beyl. 21, 161-163
Gth 1796, Bd. I, 99

1797

GGA 1796, Bd. II, 179. St., 1785-1788
ALZ 1797, Bd. II, Sp. 1399
Gth 1796, Bd. II, 825-827
N 1796, 734-736
NadB IBL 1797, Bd. 30, 1. St., 70-71
Erl 1797, 34-37
L 1796, Beyl. 22, 175-177
T 1797, 10-13

1798

GGA 1797, Bd. II, 187. St., 1857-1860
N 1797, 685-688
Gth 1798, Bd. I, 6-7
T 1798, 27-30

1799

GGA 1799, Bd. I, 17. St., 161-162
ELZ 1799, Bd. I, 54
JLM 1793, 13. St., 669-673
Obd 1798, Bd. II, 1105-1107
T 1798, 3-6

1800

GGA 1799, Bd. II, 181. St., 1801-1802
T 1800, 97-99

1801

NadB 1801, Bd. 57, 1. St., 225-226
L. 1800, Bd. I, 603-604
ALZ 1801, Bd. I, Sp. 134-135
T 1801, 87-88

1 Achenbach, Bernd: „*Was diesen Almanach zum schätzbaren Buche macht ...*" *Eine unbekannte Rezension des Göttinger Taschen Calenders von 1787.* In: *Lichtenberg-Jahrbuch* 1991, 147-149.

2 Ersch, Johann Samuel: *Allgemeines Repertorium der Literatur für 1785-90.* Bd. 1-3. Jena 1793-94. – [...] *für 1791-95.* Bd. 1-3. Weimar 1799-1800. – [...] *für 1796-1800.* Bd. 1. 2. Weimar 1806-09.

3 *Annalen der Rostockschen Academie.* Bd. III. Hrsg. von Johann Christian Eschenbach. Rostock 1792. 133 f. [Besprechung des I. Bandes].

4 Gumbert, Hans Ludwig: *Eine Lichtenberg-Bibliographie. Besprechung nebst einigen Betrachtungen zur Theorie der Bibliographie.* In: *Euphorion* 1974. Bd. 68. 318-330.

Siglen und Abkürzungen

A-L = Lichtenbergs Sudelbücher; zitiert entweder nach Aph oder SB 1.2.
Aph = Aphorismen. Hrsg. von A. Leitzmann. 5 Hefte 1902-1908.
BL = Bibliotheca Lichtenbergiana. Hrsg. von H. L. Gumbert. Wiesbaden 1982.
Br = Briefe. Hrsg. von A. Leitzmann und C. Schüddekopf. Bd. 1-3, Leipzig 1901-1904.
Bw = Briefwechsel. Hrsg. von U. Joost und A. Schöne. Bd. 1-5, München 1983 ff. (erschienen 1-4).
GGA = Göttingische Gelehrte Anzeigen (ursprünglich: Göttingische Zeitungen von Gelehrten Sachen; G. Anzeigen v. Gel. Sachen)
GMWL = Lichtenbergs und Forsters Göttingisches Magazin der Wissenschaften und Litteratur Göttingen 1780-1785
GTC = Dieterichs Göttinger Taschen Calender 1776-1814, den Lichtenberg von 1778-1799 redigierte.
L. = Lichtenberg.
LE = Lichtenberg in England. Hrsg. von H. L. Gumbert. Wiesbaden 1977.
N = Aus Lichtenbergs Nachlaß. Hrsg. von A. Leitzmann. Weimar 1899.
PhM 1-4 = Vermischte Schriften Bd. 6-9. Göttingen 1803-1806. Hrsg. von Ludwig Christian Lichtenberg und Friedrich Kries. Bd. 6-9 enthalten die „Physikalisch-Mathematischen Schriften".
SB = Schriften und Briefe. Hrsg. von W. Promies. Bd. 1-4. 1/2 K, 3K., München 1967-1992.
Tgb. = Lichtenbergs Tagebücher
VS 1-14 = Vermischte Schriften (2. Auflage) Bd. 1-14. Göttingen 1844-1853. Hrsg. von Lichtenbergs Söhnen.

Artikel für das Jahrbuch sind an die Adressen der Herausgeber zu richten, wo auch ein Merkblatt zur Manuskriptgestaltung angefordert werden kann. Lichtenberg-Texte sollten nur nach den vorstehend genannten Editionen zitiert werden.

Die Autoren des Jahrbuchs

Bernd Achenbach
In den Blamüsen 30
40489 Düsseldorf

Professor Dr. Hans Altenhein
Im Kreuzberg 3
64342 Seeheim

Eberhard Bayer
Siemens AG
ZF-E-BT 2
Otto-Hahn-Ring 6
81730 München

Arnd Beise M. A.
Calvinstraße 3
35037 Marburg/Lahn

Professor Dr. Peter Brosche
Observatorium Hoher List
54550 Daun

Dr. Horst Gravenkamp
Jänischstraße 1
27472 Cuxhaven

Julia Hoffmann M. A.
Am weißen Steine 28
37085 Göttingen

Dr. Ulrich Joost
Friedhofstraße 5
64372 Ober-Ramstadt

Kai Torsten Kanz M.A.
Dillmannstraße 14
70193 Stuttgart

Peter Neumann
Glogauer Straße 13
66121 Saarbrücken

Stefan Nolting
Keplerstraße 9
37085 Göttingen

Ute Pott Dd.
Dominicusstraße 38
10827 Berlin

Professor Dr. Wolfgang Promies
Alte Darmstädter Straße 40
64367 Mühltal-Trautheim

Professor Dr. Joachim Ringleben
Platz der Göttinger Sieben 2
37073 Göttingen

Professor Dr. Dietrich Rolle
Rembrandtstraße 42
55127 Mainz-Lerchenberg

Dr. Wolfgang Schimpf
Landwacht 1a
37075 Göttingen

Professor Dr. Monika Schmitz-Emans
Sollingstraße 21
37081 Göttingen

Lic. Phil. Martin Stingelin
Bottmingerstraße 9
CH-4102 Binningen

Dr. Kerstin Stüssel
Schaafenstraße 8
50676 Köln

Die 1977 in Ober-Ramstadt gegründete Lichtenberg-Gesellschaft hat sich zum Ziel gesetzt, das Andenken an Georg Christoph Lichtenberg zu pflegen und zu verbreiten.

Sie ist bestrebt, sein literarisches und wissenschaftliches Werk im Zusammenhang der Kultur- und Wissenschaftsgeschichte in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts zu erforschen und Lichtenbergs Wirkung auf die Zeitgenossen und die Nachwelt zu vergegenwärtigen.

Zu diesem Zweck veröffentlicht die Lichtenberg-Gesellschaft als Nachfolge der Zeitschrift „PHOTORIN". Mitteilungen der Lichtenberg-Gesellschaft e.V." seit 1988 das „Lichtenberg-Jahrbuch". Es bringt neben Erstdrucken aus dem Nachlaß, insbesondere aus den Sudelbüchern und Tagebüchern, neue Funde von Lichtenberg-Briefen, kommentierte Abdrucke von nicht wieder veröffentlichten Kalenderartikeln, Miszellen zu Person und Werk, eine fortlaufende Bibliographie und eine regelmäßige Bücherschau, vor allem aber Aufsätze, die entsprechend der Vielseitigkeit des Naturwissenschaftlers und Schriftstellers Georg Christoph Lichtenberg versuchen, diese denkwürdige Gestalt der deutschen Aufklärung von allen Seiten zu erhellen.

Alljährliche Arbeitstagungen mit Vorträgen, Kollegs, Diskussionen und Ausstellungen, die meist am Geburtsort Lichtenbergs, in Ober-Ramstadt, aber auch in Darmstadt und Göttingen stattfanden, tragen zur Verwirklichung dieser Ziele bei.

Die Gesellschaft lädt die Freunde und Kenner Lichtenbergs und seiner Epoche, Forscher und Sammler, Lehrende und Studierende, Schriftsteller und Künstler zum Beitritt ein. Sie steht jedermann als Forum wissenschaftlicher Information und anregenden Gesprächs offen.

Weitere Auskünfte erteilt das Sekretariat der Gesellschaft: Margot Weyrauch, Waldreitering 25, 22359 Hamburg

Bankverbindung: Frankfurter Sparkasse von 1822,
Kontonummer 235962 (BLZ 50050201)

Das Jahrbuch, das die Mitglieder der Lichtenberg-Gesellschaft kostenlos erhalten, kann auch über den Buchhandel bezogen werden. Ältere PHOTORIN-Hefte sind noch vorrätig und können auch direkt beim Verlag (Saarbrücker Druckerei und Verlag GmbH., Postfach 107245, W-66027 Saarbrücken) bestellt werden. Mitglieder der Lichtenberg-Gesellschaft erhalten sie zum Vorzugspreis.